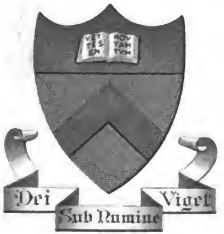
Der sinkende Tag

Ernst Zahn

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

ZR,

Digitized by Google

Digitized by Google

Der sinkende Tag

Digitized by Google

Digitized by Google

Der sinkende Tag

Sechs Erzählungen
von
Ernst Zahn

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1920

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1920
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Digitized by Google

Frau M. Schwarzenbach-Zeuner
in Verehrung und Dankbarkeit

(RECAP)
3499
.25
385

166841

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Stunde mahnt. Ein goldnes Wölklein ſchwimmt.
Der Wald rauſcht auf und ſchweigt, der Wind verſtummt.
Ein dunkler Berg ſteht leuchterſteil und glimmt.
Und Glocken werden wach. Das ſingt und ſummt.

Es weht ein Weſen, das ergründbar kaum,
Es atmet Wehmut, haucht Verſöhnlichkeit,
Es weht weltüber wie ein Tod, ein Traum
Und geht vorbei und iſt Vergangenheit.

Zurückgeblieben iſt ein grauer Schein,
Der ſteht im Weſten wie ein Sarkophag.
Bald — und auch er wird fortgetragen ſein,
Mit ihm ein Tag, ein kurzer Menſchentag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Im Hause des Witwers	11
Eine Reitstunde	113
Cäcilia	139
Der Fechter	173
Der Gast	239
Anna Kaulen	263

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Hause des Witwers

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Der soeben verwitwete Bankier Carl Otto Schwyzer trat in sein Kontor. Es sah noch ein wenig düsterer aus als gewöhnlich; denn der Nebel des Wintertages draußen wollte nicht weichen. Im hintersten Raum der Flucht von Geschäftsstuben brannten sogar zwei Lampen über zwei Schreibpulten.

Schwyzer, ein hoher Vierziger, hing seinen Hut an einen Nagel und begab sich an sein Stehpult, warf einen Blick auf den kleinen Berg von Briefen, der dort lag, und wandte sich dann seinem Prokuristen zu, der aus dem Nebenzimmer herüberkam und ihn mit ein paar schicklichen Beileidsworten nach den Trauertagen wieder im Geschäfte begrüßte. Etwas Freundschaftliches lag in dem Händedruck, den der Herr und sein erster Diener tauschten. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren arbeiteten sie nun zusammen; Johannes Müller, der Prokurist, hatte schon unter Schwyzers Vater im Geschäfte gestanden.

„Jetzt heißt es eben wieder den Weg in die Arbeit zurückfinden," sagte dieser.

In seinem braunen Gesicht, das schon immer ernst war, zuckte noch etwas von dem Schmerz der jüngstvergangenen Tage.

„Es ist ein guter Weg," antwortete der weißhaarige andere.

Auch ihm war längst seine Lebensgefährtin gestorben. Er lebte nur noch in seinen Pflichten, und wie sein Rücken am Schreibpult hoch geworden, so war sein

Digitized by Google

Wesen und Leben ein wenig allzusehr in die Gleichmäßigkeit gekommen, mit welcher er im Hauptbuch seine zierlichen Zahlen untereinander setzte.

„Die Leere in unseren Zimmern oben ist unerträglich," klagte Schwyzer seufzend. „Wir können uns nicht darein finden. Die Kinder gehen verschüchtert und wie verloren herum."

Der alte Prokurist wiegte zustimmend den Kopf. „Es ist uns allen sehr unerwartet gekommen," meinte er. „Die starke, noch junge Frau! Aber es tritt ja wie ein Würgengel in die Häuser seit einiger Zeit und nimmt gerade die scheinbar Kräftigsten fort."

In den Nebenstuben erhoben sich einige Köpfe von ihren Pulten und wandten sich neugierige Gesichter verstohlen nach den beiden. Die Angestellten des Bankhauses Carl Otto Schwyzer empfanden insgesamt eine unverhohlene Teilnahme für den verehrten, stattlichen, an Wesen, Wissen und Mitteln gleich überlegenen Prinzipal, den unversehens und in wenigen Tagen eine Epidemie der Gattin beraubt hatte.

Nur das neue kleine Schreibfräulein in der Wechselstube blickte nicht von ihrem Buche auf, sondern steigerte im Empfinden, daß zum erstenmal vielleicht der Brotherr Zeuge ihres Arbeitens sei, noch ihren Eifer, mit dem sie ihre Kurse rechnete.

„Wir werden manches zu besprechen haben," setzte indessen Schwyzer das Gespräch in mehr geschäftlichem Tone fort, „ich will nur erst die Briefe durchsehen."

Müller verbeugte sich und begab sich an seinen Platz im Nebenzimmer zurück.

Digitized by Google

Der Bankier ergriff mechanisch ein weißes, spitzes Falzbein und schnitt ein paar Briefe auf. Aber es wollte mit der Arbeit noch nicht gehen. Das Leid stieg wieder in ihm auf und Tränen traten in seine dunklen Augen. Er wandte sich dem Fenster zu und stand einen Augenblick in Gedanken an die versunken, die sie vorgestern auf den verschneiten Friedhof hinausgetragen hatten. Er hatte die Mutter seiner drei Kinder geliebt. Sie hatten sehr glücklich zusammen gelebt, er, die Frau und die Kinder. Er sah Pauline, seine Frau, noch vor sich. Sie waren Schulgenossen gewesen, gleichen Alters fast. Nichts hatte das Gleichmaß ihrer Liebe und Ehe gestört. Ein wenig einseitig war Pauline gewesen, insbesondere in den letzten zehn Jahren, ein wenig allzu genau in ihres Haushalts Pflicht und Ordnung, ein wenig unduldsam gegen die nach Freiheit verlangenden Kinder und allzu anspruchsvoll gegen die Mägde. Er sah die schlanke dunkle Gestalt mit dem weißen strengen Gesicht, sah sie so deutlich, als stünde sie draußen im Garten oder träte sie aus dem Nebel einer nahen Straße heraus.

Aber die Erscheinung zerrann, und es blieb nur das Bild des Gartens allein zurück. Dieses aber wurde dem Hinausschauenden immer deutlicher. Es lenkte seine Gedanken von seiner Trauer ab. Wie schön waren diese weißen Kahlbäume mit dem Rauhreif auf Ästen und Zweigen! Wie der wunderbare Zierat maurischer Paläste, das spitzengleiche Feinwerk weißen Marmors hoben sie sich von dem grauen Hintergrund des Tages ab. Und der Brunnen da unten, dessen

Digitized by Google

Strahl versiegt war, dessen graue Sandsteinschale kristallenes Eis umwuchs! Und die kleine Amorstatue aus demselben Weichstein, die auf dem Lockenkopfe eine ganz leichte Mütze aus frosterstarrtem Schnee trug! In einigen Wochen würde da unten das Leben wieder erwachen, würden Vögel auf grünenden Zweigen sich wiegen und pfeifen, würde der Brunnen wieder rauschen und die Sonne kleine Goldteller auf den Boden legen, einen am anderen, einen am anderen.

Carl Otto Schwyzers Herz wurde ein wenig warm unter diesen Gedanken, ein wenig neue Lebensfreude regte sich und ein wenig Ungeduld auf den Frühling erwachte in ihm. Er erinnerte sich an die Arbeit, die seiner wartete. Und sie war ihm jetzt weniger schwer. Ja, sie lockte ihn. Er trat in die Stube zurück. Er las die aufgeschnittenen, öffnete und las weitere Briefe. Dann berief er seinen Prokuristen wieder.

Sie sprachen von den laufenden Geschäften. Eine schwache Stunde verging darüber.

„Damit sind wir wohl zu Ende?" fragte endlich der Bankier.

„Das neue Schreibfräulein ist vorgestern gekommen," berichtete Müller noch.

„Ah so," erwiderte Schwyzer ohne viel Teilnahme. „Lassen Sie sie einen Augenblick eintreten," bestimmte er dann, eine Feder ergreifend und mit den Gedanken schon halb bei einem Briefe, den er zu schreiben vorhatte.

Müller entfernte sich. Mit leisen, langsamen Schritten, die zu seinem Wesen gehörten, dem Wesen eines

Digitized by Google

gütigen, am Leben weise gewordenen Menschen, durchschritt er die Kontorräume bis zum letzten.

„Herr Schwyzer möchte Sie sehen," sprach er dort Julia Fahr an, das Fräulein, das so eifrig an seiner Arbeit stand. Dabei warf er einen Blick auf das Kassabuch, in das sie ihre Einträge machte. Zierlich und fein stand Zahl neben Zahl.

„Recht so. Das heiße ich Ordnung," lobte er.

Dann ließ er das junge Mädchen vorangehen, blieb selbst zurück, während sie bei dem Geschäftsinhaber eintrat, und stellte sich wieder an seinen Platz.

Carl Otto Schwyzer schien den Eintritt seiner neuen Angestellten nicht bemerkt zu haben. Er schrieb ruhig weiter.

Julia Fahr blieb bescheiden in einiger Entfernung von seinem Pulte stehen. Sie betrachtete mit teilnahmsvoller Neugier den Mann, der nun ihr Vorgesetzter war. Man sprach in den Geschäftsräumen mit hoher Achtung von ihm, auch in der Stadt hatte sie nur Gutes von ihm und seinem Hause gehört und schätzte sich glücklich, Eingang in dieses gefunden zu haben, um so mehr, als sie mit ihrer verwitweten Mutter vor kurzem erst aus Deutschland hierher übergesiedelt und froh war, so bald schon Arbeit und Verdienst zu finden. Der stattliche Wuchs, das volle, nur leicht ergraute Haar über der kurzen geraden Stirn, die weiße, kräftige Hand, die die Feder führte, all das fiel ihr angenehm ins Auge. Sie empfand sogleich Vertrauen zu dem Manne vor ihr und ein warmes Verlangen nach Pflichterfüllung und Befriedigung der Ansprüche dieses Vorgesetzten.

Digitized by Google

„Entschuldigen Sie," sagte jetzt der Prinzipal höflich und legte die Feder beiseite. Seine Augen trafen ernst und ein wenig geschäftsmäßig die Untergebene.

„Bitte," erwiderte Julia Fahr.

„Sie sind uns von unseren Geschäftsfreunden in Plauen empfohlen," bemerkte Schwyzer weiter. „Haben Sie sich schon ein wenig eingelebt?" fragte er dann.

„Ich danke," entgegnete das Fräulein, während ihr anmutiges Gesicht sich leise färbte. Darauf fügte sie mit einer leisen, weichen und bewegten Stimme hinzu: „Es hat mir leid getan, bei meinem Eintritt gleich Zeugin eines so schweren Ereignisses in Ihrer Familie sein zu müssen, Herr Schwyzer."

Der Bankier verbeugte sich.

„Sie haben auch — Sie haben Ihren Vater verloren?" fragte er.

„Vor einem Jahr," antwortete Julia.

„Ihre Mutter aber lebt bei Ihnen?"

„Ja," bestätigte das Mädchen. In dem kurzen Ja lag eine aus der Tiefe kommende Freude.

Schwyzer fuhr fort, er hoffe, das Fräulein werde sich bald einleben und auf Ihrem Posten sich gefallen.

Gewiß, versicherte Julia Fahr, daran scheine kein Zweifel.

Dann war die Vorstellung zu Ende. Der Bankier entließ das Fräulein.

Aber er blickte ihr nach, wie sie durch die Räume sich wieder entfernte. Ihr sehr blondes, dicht um den kleinen Kopf gestecktes Haar schimmerte hell, während sie so davonschritt. Ihr Gang war unhörbar, und

Digitized by Google

etwas Stilles, Wohltuendes lag in jeder Bewegung ihrer jungen, mittelgroßen Gestalt. Während er sich eben wieder über sein Pult beugte, standen merkwürdigerweise zwischen ihm und dem Schreibblatt immer noch ihre warmen braunen Augen. Eine ganze Weile hatte er diese Empfindung. Dann erst verlor er sich wieder in die Geschäfte. Sie spannen ihn dann allerdings ein. Er gab sich ihnen mit der vollen, durch eine unfreiwillige Ferienzeit nur vorübergehend eingedämmt gewesenen Berufsfreude hin. Erst als es Mittag schlug und das Geräusch in den Nebenräumen verriet, daß die Angestellten sich anschickten, heimzugehen, erinnerte auch er sich, daß Essenszeit gekommen war, und legte die Feder beiseite. Vielleicht war es nur Zufall, daß, während er dem Prokuristen einen Gruß hinüberbot und ein „auf Nachmittag" zusprach, sein Blick auch nach dem letzten Geschäftsraum hinüberging, wo Julia Fahr sich von einem jungen Schreiber in die Jacke helfen ließ. Jedenfalls dachte er nicht länger an sie, während er nachher die gewundene Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Auf diesem kurzen Gang kam vielmehr das Gefühl seines Leides und seiner Vereinsamung neu über ihn.

Die Treppe war dämmerig, dämmerig auch der Flur mit dem Sandsteinboden und den alten Familienbildern an den weißgetünchten Wänden, in den er trat. Als er aber eine der vielen braunen, schönen Nußbaumtüren öffnete, die auf diesen Flur führten, quoll ihm die Sonne heiß entgegen, die inzwischen die Nebel des Morgens überwunden hatte. Er gelangte in ein

Digitized by Google

saalartiges, mit altväterischer Vornehmheit ausgestattetes Eßzimmer. Auch hier hingen alte Bilder an den mit einer dunklen Tapete bespannten Wänden. Der Parkettboden, nur da und dort von kleinen Teppichen bedeckt, glänzte frisch gebohnt, hochlehnige Stühle umstanden den weißgedeckten Tisch, in dessen Gläsern die Sonne spielte. Ellen, Carl Ottos älteste, zwanzigjährige Tochter, eine weiße Schürze vorgebunden, stand im Begriffe, eine Weinflasche zu entkorken, während eine Magd in schwarzem Kleid und mit weißem Häubchen, Armstulpen und Schürze die Suppe auftrug. Aus einem Nebenzimmer scholl Lachen und Scherzen. Dort balgte sich Karl, der Leutnant, der noch auf seinem letzten Urlaubstag hier war, in heimlicher, der Trauer um die Mutter noch nicht völlig entlöster Weise mit dem Familienkobold Gritli herum, der Siebzehnjährigen, die soeben der Schule entwachsen war und nächstens ins Welschland gebracht werden sollte. Die beiden jungen Menschen kamen herüber, als sie den Vater eintreten hörten. Der junge, breitschultrige und wettergebräunte Offizier hielt den Arm um die Schultern des jungen Mädchens gelegt, dem die schwarzbraunen Zöpfe das fröhliche Gesicht mit den klugen Augen lieblich rahmten. Sie dämmten ihren jugendlichen Übermut ein, als sie den Vater begrüßend am Tisch sich niederließen. Alle ergriff in diesem Augenblick die Erinnerung wieder, daß der Platz der Mutter leer war.

„Hast du im Geschäft alles in Ordnung gefunden?" fragte der Leutnant. Er sah beinahe etwas zu behäbig aus in seiner strotzenden Gesundheit.

Digitized by Google

„Der alte Müller sorgt, daß alles beim Rechten bleibt," antwortete sein Vater. Dabei nahm er mit einem Seufzer von Ellen den Teller mit Suppe in Empfang, die vor kurzem noch seine Frau für ihn zu schöpfen gepflogen hatte. Aber die Sonne, der nahe Frühling leuchteten zu hell ins Zimmer hinein, zu sehr hatten dem Witwer die paar Geschäftsstunden bewiesen, wie viel das Leben ihm noch an Möglichkeiten gelassen, und zu wohlig erfüllte ihn jetzt auch das Behagen an der Gesellschaft seiner drei Kinder, als daß ihm die Brust nicht leichter geworden wäre.

Die Mahlzeiten waren bisher noch unter den Nachwehen des großen Kummers still verlaufen. Heute nahm Schwyzer selbst eine Unterhaltung auf.

„Also morgen wirst du dich zu deiner Truppe zurückbegeben?" fragte er den Sohn.

Dieser bejahte. Die helle Freude an seinem Militärdienst leuchtete ihm aus den Augen. „Es befriedigt einen doch merkwürdig, die Führung von ein paar Leuten zu haben, sich ihrer anzunehmen und neben ihrem Gehorsam sich auch ihr Vertrauen zu gewinnen," meinte er.

Schwyzer lächelte ihm mit den ernsten Augen zu; es war ein tüchtiger Sohn, der ihm da nachkam.

Aber Gritli warf den Scherz ein: „Wenn ihr nur nicht alle ein solches Größenwähnlein hättet, ihr Leutnants."

Sie lachten.

„Bist du nicht froh, wenn dir einer schöne Augen macht," neckte die ernstere Ellen die jüngere Schwester.

„Nimm dich doch selber bei der Nase," gab diese

Digitized by Google

beschlagen zurück, „stehst du nicht jeden Morgen am Fenster, wenn Hans Sprecher vorübergeht.“

Es herrschte eine aufgeräumte Stimmung am Tische. Die drei Kinder zollten dem Vater liebevolle Rücksicht und Aufmerksamkeit. Sie sahen ihm seine kleinen Wünsche von den Augen ab. Der Sohn füllte ihm das Weinglas, jetzt reichte ihm Gritli das Salzfaß und jetzt erkundigte sich Ellen hausmütterlich, ob ihm auch die Mehlspeise munde. So war es auch zu Lebzeiten der Frau und Mutter gewesen; die Eltern und wohlgeratenen Kinder hatten in einem schönen und glücklichen Einvernehmen gelebt.

Als sie sich nachher erhoben und Ellen die Schwarzkaffeemaschine auf einem runden Tischchen am Fenster anzündete, Karl aber dem Vater Zigarren reichte, sagte dieser: „Nun fordert das Leben wieder sein Recht von uns, Kinder. Es faßt uns und treibt uns weiter, wir mögen wollen oder nicht.“

Sein Mund zuckte.

„Wir wollen schon zu dir halten, Vater,“ versicherte Ellen.

Die weichherzige Jüngste aber schmiegte sich fester an Schwyzers Seite.

2.

Die Macht der Zeit ist gewaltiger als die des Leides, der Treue und des Zorns. Sie löscht die brennendste Sehnsucht, legt die feierlichsten Entschlüsse lahm und nimmt dem bittersten Haß seine Wildheit.

Digitized by Google

Carl Otto Schwyzer ging noch jeden Sonntag mit seinen Kindern auf den Friedhof. Auf dem Grabe, das sie dort hatten, welkten die Kränze nicht, ehe sie neue hinlegten. Sie sprachen auch noch oft von ihrer Verstorbenen. Aber es wucherten viele andere Gespräche über solche Erinnerungsworte hinaus. Da war doch von Karls, des Leutnants, weiterer militärischer Schulung, es war von seiner späteren Ausbildung als Kaufmann und einer von ihm gewünschten Überseereise zu reden; es war zu erwägen, wann Gritli die Fahrt ins Welschland anzutreten habe, nachdem ein Aufenthaltsort für sie gefunden war. Und es war noch viel mehr zu sprechen von Ellens Lebenswendungen; denn der junge Offizier, nach welchem sie von ihren Fenstern ausgeschaut, hatte längst den Weg in die Stube hinauf gefunden und zeigte die Absichten eines ernsthaften Freiers, den sie anzunehmen nicht abgeneigt schien.

Aber neben den Kindern nahm Carl Otto Schwyzer nun auch sein Geschäft wieder voll in Anspruch. Er liebte seinen Beruf. Vater und Urväter hatten ihn vor ihm gepflegt und hochgehalten. Dafür erzogen und fast unbewußt in ihn sich einlebend, hatte er bald Genugtuung in den Erfolgen, die er ihm eintrug, gefunden, in dem Weiterbauen an dem jahrhundertealten Familienwohlstand, in dem Vertrauen, das die Mitbürger dem ehrenfesten Geschäftsmann entgegenbrachten. So hatten das Leben und die Lebensfreude ihr Recht an ihm sich zurückgewonnen. Das Bett der Lebensgefährtin war aus dem früher gemeinsamen Schlaf-

Digitized by Google

zimmer entfernt. Andere, Töchter und Mägde, hatten die kleinen Handreichungen übernommen, mit welchen die verstorbene Frau ihm den Alltag erleichtert hatte. Das Leben ging wieder seinen Gang und schien gut, ohne daß man das Gute noch vermißte, das vorher darin gewesen war. Wenn Schwyzer am Morgen sich vom Lager erhob, so lobte er den Tag, der vor ihm lag.

Der Frühling zog mit seltener Pracht herein. In dem Witwer regten sich wie in der Erde alle jungen Kräfte. Es schien ihm, als habe er nie vorher eine so wundersame Zeit erlebt. Manchmal überkam ihn eine übermächtige Sehnsucht nach Genuß des leuchtenden Lebens. Keinen Sonntag litt es ihn zu Hause. Er machte mit den drei Kindern weite Wanderungen. Er nahm seine jahrelang unterbrochen gewesenen Ritte wieder auf und fing an, wie ein Junger in die Berge zu steigen. Die Lebenslust strahlte ihm mächtig aus den Augen, und die Wangen bekamen einen Schein tiefen, gesunden Rots. Er reiste mit seiner Jüngsten ins Welschland, zeigte dem empfänglichen, die Reise mit hellem Entzücken genießenden Kinde die grünenden Wiesen, die furchenbraunen Felder, den im Neugrün der jungen Zweige aufbrennenden Wald. In dem Institut, in das er Gritli brachte, begeisterte er die Pensionsmutter durch sein tadelloses Französisch, seine weltmännische und selbstbewußte Liebenswürdigkeit, und sein Töchterchen schrieb ihm nachher, alle ihre Mitschülerinnen hätten sich in ihn, sein stattliches Äußeres und seine Gabe, zu erzählen und zu unterhalten,

Digitized by Google

verliebt. Er lachte darüber, aber er spürte wirklich, daß eine seltsame Sieghaftigkeit ihm jetzt zu Gebote stand. Er kam wieder heim, sprang wie ein Junger aus seinem Wagen, der ihn von der Bahn geholt hatte, begab sich stehenden Fußes in die Geschäftsräume, mit einem weiten Schwung die Tür öffnend, mit einer hellen, bewegten Stimme dem alten Müller zurufend, daß er wieder da sei und sich schon auf die nächste Stunde am Pulte freue, und eilte dann in die Wohnung hinauf, wo Ellen, die mit ihm vom Bahnhof gekommen war, ihm eine Stärkung bereithielt. Seine Aufgeräumtheit floß mit der Beglücktheit der Tochter zusammen. Schon am Bahnhof hatte sie ihn mit der Tatsache ihrer inzwischen eingetretenen Verlobung mit Hans Sprecher, ihrem Freier, bekannt gemacht. Sie sprachen von der Zukunft, machten Pläne für Hochzeit und Hausstand. Der Ellen sonst eigene, fast herbe Ernst war völlig abgestreift. Sie erzählte, wie der junge Bräutigam bewundernd zu dem Vater aufschaue und sprach von dem tiefen Glück, das sie im harmonischen Frieden des Elternhauses immer empfunden. Nie vorher waren Vater und Tochter sich näher gestanden. Karl, der Sohn, stand auswärts im Dienst. Schwyzer hatte also jetzt nur dies eine Kind in der Nähe; aber es genügte, wenn er das schlanke, hübsche Mädchen mit hausfraulicher Anmut sich durch die Stuben bewegen sah, um ihn die Behaglichkeit derselben empfinden zu lassen.

Nur einmal flüchtig, als Ellen von dem Wunsche ihres Verlobten sprach, sie seinen auswärts wohnen-

Digitized by Google

den Eltern in den nächsten Tagen vorzustellen und dabei anführte, daß die kleine Reise wohl ihre mehrtägige Abwesenheit zur Folge haben könnte, flog dem Witwer ein Gedanke an die Zukunft durch den Kopf und erfüllte ihn mit einer merkwürdigen Beklommenheit: Einmal vielleicht würden alle seine Kinder ausgeflogen sein. Aber das haftete noch nicht in seiner Seele.

Aufgeräumt und vergnügt begab er sich nachher nach den Geschäftsräumen zurück, erledigte mit seinem Prokuristen zusammen einige dringliche Angelegenheiten und wünschte dann einige Briefe zu diktieren. Die Türen seines Arbeitszimmers wurden geschlossen; er setzte sich vor seinen Tisch, der neben dem Stehpult seinen Platz hatte, und blätterte in seinen Korrespondenzen. Dabei war er so eingenommen von den Geschäften, daß er auf ein Klopfen mechanisch „Herein" rief und nicht achtete, wer eintrat und sich ihm gegenüber niederließ. Ohne Zögern begann er, zuweilen in den vor ihm liegenden Briefen sich Rat holend, seine Diktate. Erst als er sich einmal versprach und aus dem Geschriebenen sich eine Auskunft erbitten mußte, bemerkte er, daß nicht seine gewohnte Sekretärin ihm gegenübersaß, sondern Julia Fahr deren Platz eingenommen.

„Ach, Sie sind es, Fräulein?" fragte er, ein wenig aus dem Gleichmaß seiner Arbeit gerissen.

„Meine Kollegin hat ihren Freitag," gab Julia Auskunft. Sie war befangen und senkte sogleich die Augen wieder.

Digitized by Google

Schwyzer diktierte weiter. Aber er konnte sich einer Erregung nicht erwehren. Sie verstimmte ihn. Nie sonst, wenn er mit seiner ältlichen Schreiberin zusammen arbeitete, war ihm ein Gedanke an deren Persönlichkeit gekommen. Er bediente sich ihrer Hilfe gleichsam wie derjenigen einer seelenlosen Maschine, und wenn er auch wohl manchmal ein freundliches Wort zu ihr sprach, das nicht von Geschäften, vielleicht vom Wetter oder ihrer Gesundheit handelte, so kam ihm das doch nur aus irgendeiner hochgelegenen Gedankenkammer, nicht aber aus den tieferen Räumen des Herzens herauf. Jetzt aber nahm ihn das Menschliche, Körperliche des Wesens, das ihm gegenübersaß, in Anspruch. Er konnte sich nicht versagen, zuweilen neben der Arbeit hin, seine Augen über ihr blondes weiches Haar spazierenzuführen, zu denken, daß ihre Hautfarbe etwas von der zarten Frische der Apfelblüte und daß sie sehr schön geformte, schmale Hände habe. Diese Gedanken mehrten sich sogar und drängten sich zwischen die ernsteren, pflichtgemäßen der Arbeit, und als diese beendet war, hatten sie schuld, daß er Julja Fahr nicht sogleich entließ, sondern abermals ein Gespräch mit ihr begann. Es handelte zunächst von ihrem und der Mutter Befinden. Er sah wie jenes erste Mal ihr Gesicht aufleuchten, als sie von der Mutter erzählte und berichtete, wie behaglich sie es daheim immer finde, wenn sie aus dem Geschäft komme. Er gewann aber im Verlauf der Unterhaltung auch den Eindruck, daß die beiden scheubescheidenen Frauen in der Stadt noch nicht recht Wurzel gefaßt

Digitized by Google

hatten, daß sie manchmal etwas einsam waren, und obgleich sie völlig einander genügten, in einer und der anderen Angelegenheit des Alltags wohl gern einen Berater gehabt hätten. Es schien ihm Pflicht als Prinzipal, daß er sich um seine junge Angestellte kümmerte, wobei er nicht bemerkte, daß die Eile, mit welcher er sich dieser Pflicht bewußt wurde, mehr einem inneren, frohen Eigennutz als einer äußeren Selbstverständlichkeit entsprang.

„Wir wohnen sehr schön droben am Blumenberge," erzählte Julia Fahr. „Aber es droht uns schon ein Wechsel."

„Wieso?" fragte Schwyzer.

„Man will uns steigern und wir können uns eine größere Miete nicht leisten."

Der Bankier erkundigte sich nach dem Namen des Hausherrn und erkannte ihn, als ihm dieser genannt wurde, als den eines Bekannten, eines ehrenwerten Rentners, mit dem es sich wohl reden ließ. „Vielleicht suche ich Ihre Frau Mutter einmal auf," sagte er, „und habe dabei Gelegenheit, auch mit Ihrem Hausherrn ein Wort zu sprechen. Er ist keiner von den harten und wird Sie nicht drängen."

Das junge Mädchen dankte ihm mit einer jähen Freude, aber still und zurückhaltend. „Die Mutter würde es sich zur großen Ehre rechnen," sagte sie. Sie erhob sich dabei und stand bereit, sich zu entfernen.

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter," sagte der Witwer. Die Worte klangen ihm selber zu förmlich. Er hätte gern etwas Herzlicheres gesagt.

Digitized by Google

Julia Fahr verbeugte sich und ging. Welch ein ernsthafter, bei aller Überlegenheit freundlicher Mann, dachte sie, als sie sich an ihren Platz zurückbegab.

Schwyzer begann wieder zu arbeiten. Aber er fand sich nicht recht hinein. Es war etwas da, was ihn ablenkte, ohne daß er sich klar wurde, was es war.

Zu seiner Tochter Ellen äußerte er sich an diesem Nachmittage: „Wir haben im Geschäft ein neues Schreibfräulein, eine Deutsche, die mit ihrer Mutter zugezogen, merkwürdig gebildete angenehme Leute."

Ellen achtete nicht besonders auf die Worte, freute sich nur flüchtig, daß der geliebte Vater mit einer neuen Angestellten zufrieden war.

Geraume Zeit blieb das das einzige Mal, daß Julia Fahr in des Witwers Familie erwähnt wurde. Wenige Tage später kam Hans Sprecher, Ellen, seine Braut, zum Besuch seiner Eltern abzuholen. Es war an einem Samstag. Carl Otto Schwyzer verabschiedete sich von ihnen und kehrte noch einmal in seine Geschäftsräume zurück, die an diesem Nachmittag geschlossen und von den Angestellten verlassen waren. Eine tiefe Stille herrschte in den Stuben. Der Witwer trat in sein Kontor, öffnete sein Pult und prüfte eine Anzahl Papiere. Aber die Stille bedrängte ihn, so daß er sich von Zeit zu Zeit mit einem tiefen Mißbehagen umsah. Es war nichts Seltenes, daß er so allein war, aber nie wie heute war er der Leere und Größe seiner Räume so bewußt geworden. Auch droben in der Wohnung war niemand, außer den Mägden, niemand, der ihm nahestand. Eine eigen-

Digitized by Google

tümliche Wehmut befiel ihn. Er mußte an seine verstorbene Frau denken und wie sie ihn nie allein gelassen, wenn die anderen ausgeflogen waren. Das Heimweh nach der Toten regte sich stärker. Er erledigte indessen seine Arbeit und entschloß sich noch unter dieser, die Gesellschaft einiger Freunde aufzusuchen. Mit ihnen verbrachte er den Abend und kam so leidlich über diesen hinweg.

Am folgenden Sonntagmorgen schauten Frühling und Sonne in die Fenster seines Schlafzimmers und machten nicht nur dieses, sondern auch sein Herz hell. Der Briefbote brachte einen der frischen, liebevollen Briefe seiner Jüngsten, auch ernsthaftere, militärbegeisterte Zeilen seines Sohnes. Nach dem Frühstück setzte er sich gleich hin, sie zu beantworten. Und noch während des Schreibens lockte ihn der heißblaue Himmel, an dem manchmal eine noch winterkühle, weiße Wolke segelte, ins Freie. Er trug die Briefe selbst zur Post. Auf dem Wege dahin sah er an die beiden Anhöhen hinauf, den Blumen- und den Tannenberg, die die Stadt im Norden und Süden schützten und mit unzähligen Villen bebaut waren. Es fiel ihm ein, daß dort in der Höhe zur Linken irgendwo die Fahrs wohnten und daß heute eigentlich ein Tag wäre, sie aufzusuchen. Aber es war kein Plan, nur eine flüchtige Erwägung.

Nach Hause zurückgekehrt, empfand er dieselbe Einsamkeit wie am Vortage. Er setzte sich mit einem Buche in die Wohnstube. Die Zeit bis zum Mittagessen erschien ihm unerträglich lang. Mehrmals stand

Digitized by Google

er von Unruhe getrieben auf und schritt im Zimmer hin und her.

Als Anna, die Haushälterin, ihm die Mahlzeit vorsetzte, machte sie die tolpatschige Bemerkung: „Wenn die jungen Herrschaften einmal ihren eigenen Hausstand haben werden, wird es hier im Hause wie in einem Grabe sein."

„Das hat wohl noch gute Weile," entgegnete er. Heimlich aber gab er ihr recht.

Das Essen schmeckte ihm nicht recht. Er war damit in halber Zeit zu Ende und begann wieder seine unstete Wanderung von Stube zu Stube. Endlich machte ein Drang nach der Natur, nach Menschen ihm ein längeres Verweilen im Hause unmöglich. Er ließ sich Überzieher, Hut und Stock geben. Ohne einen bestimmten Plan begab er sich auf den Weg stadtaus, aber schon gleich zu Anfang schlug er die Richtung nach dem Blumenberge ein. Er wollte, dachte er, wenigstens einmal sehen, wo die Wohnung der Fahrs sich befand. Bei dem schönen Wetter würden die Frauen wohl ausgegangen sein.

Viele Menschen waren auf der Straße. Er liebte das nicht und fühlte sich unter dem Sonntagspublikum, das mit Kind und Kegel auszog, nicht wohl. Er suchte die stillsten Straßen auf; aber da und dort blickten Neugierige doch dem hochgewachsenen und wohlgekleideten Manne nach. Man grüßte ihn auch; er empfand es lästig, eine stadtbekannte Persönlichkeit zu sein.

Allmählich gelangte er in ein Quartier kleiner, hübscher, einfacher Häuser. Hier mußte, fiel ihm ein,

Digitized by Google

irgendwo sein Bekannter, der Mietsherr der Fahrs, wohnen. Plötzlich gewahrte er auf einem Balkon eines nahen Gebäudes zwei Frauen. Er erkannte Julia. Da wohnten sie also? Da hatten sie den Dachstock inne. Es war, wie Julia Fahr gesagt hatte, sie genossen eine prachtvolle Aussicht.

Er schritt weiter. Er ging an dem Hause vorüber. Und plötzlich umkehrend, zog er die Glocke. Er war lebenserfahren und lebensgewohnt, von einer ruhigen Sicherheit in Taten und Entschlüssen; aber das Herz klopfte ihm in diesem Augenblick.

Die Tür ging auf.

Er stieg die vielen Treppen hinan.

Im obersten Stocke stand Julia in der geöffneten Wohnungstür. Sie errötete tief, als sie ihn erkannte. Sie hatte seine Versicherung, daß er kommen würde, nicht ernst genommen.

„Mein Gott," stotterte sie.

Er fühlte sich jetzt nur als der Vorgesetzte, der Gönner, der im Begriff stand, jemand wohlzutun. Mit väterlicher Herablassung reichte er Julia die Hand. Freilich fiel ihm im gleichen Augenblick auf, wie weich und angenehm die ihre sich anfühlte.

Sie nahm ihm Hut, Stock und Überzieher ab.

Inzwischen erschien ihre Mutter. Sie war eine etwas korpulente, aber stattliche Frau, mit einem angenehmen, feingeschnittenen Gesicht und ruhigen, guten Manieren. Sie verbeugte sich vor dem Besuch, dankte ihm für die Ehre seines Kommens und führte ihn in die einfache Stube. Hier bot sie ihm einen Stuhl,

Digitized by Google

fragte aber dann, mit einem Blick auf den von Sonne übergossenen Balkon, ob es ihm lieber sei, draußen Platz zu nehmen.

„Ich will nicht lange stören," sagte der Bankier.

Dann bekam er einen behaglichen Platz in einem Halbliegestuhl auf dem Balkon.

Die beiden Frauen setzten sich Schwyzer gegenüber. Man tauschte die üblichen Redensarten. Der Gast erkundigte sich nach Frau Fahrs verstorbenem Manne. Diese sprach mit Schonung und Ernst von Schwyzers junger Witwerschaft, mit einer liebevollen Teilnahme von seinen Kindern, von denen sie durch die Tochter gehört habe.

Der Witwer wußte nicht, wie es kam, daß er sich in kürzester Zeit zu Hause fühlte. Die Sonne schien warm und behaglich. Ein kühles Lüftchen, das manchmal über den Balkon strich, erhöhte nur die angenehme Empfindung dieser weichen Sonnenwärme.

Der Besuch dauerte schon stark über das Anstandsmaß. Aber als Frau Fahr den Gast bat, ihm eine Tasse Tee vorsetzen zu dürfen, sträubte er sich nicht. Er hatte ja nichts zu versäumen und empfand in diesem Augenblick doppelt eine heimliche Angst vor dem Rest des einsamen Sonntags.

Julia bereitete den Tee und trug ihn auf.

Schwyzer sah die Hände, deren Druck ihm angenehm gewesen, mit zierlichen Bewegungen die Tassen füllen und herumreichen. Da holte er zuerst ein Wort aus seinem Innern herauf: „Mein Haus war heute so leer, meine Kinder fehlten. Ich fühlte mich

Digitized by Google

fremd in den eigenen Räumen. Ihnen danke ich es, wenn ich jetzt die Empfindung eines Daheimseins habe."

„Rühmen Sie uns nicht," entgegnete ihm Frau Fahr. „Wie sollte man nicht gerne alles tun, um einen gütigen Gast heimisch zu machen."

„Ich hoffe, daß Sie mir Gelegenheit geben werden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten," sagte der Bankier. Die aufwallende Dankbarkeit trieb ihm die Einladung auf die Zunge, und dieselbe Regung hieß ihn hinzufügen: „Die Kinder werden sich freuen."

Aber im gleichen Augenblick sprang ein Zweifel in ihm auf. War er dieser Freude gewiß.

Die beiden Frauen sagten mit bescheidener Zurückhaltung zu.

Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Die Zeit ging herum. Die Sonne stand tief, als Schwyzer aufbrach.

„Ich begreife deine Verehrung," sagte nach seinem Weggang Frau Fahr zu Julia.

„Er war sehr leutselig," entgegnete die Tochter. Sie errötete leise.

„Menschen von wahrem inneren Wert sind immer gütig," meinte die Mutter.

Der Witwer indessen begab sich nach Hause. Vielleicht hatte er vergessen, daß er durch den Besuch bei den Fahrs einen Spaziergang nur kurz hatte unterbrechen wollen. Er achtete jetzt nicht auf die Zeit, auch nicht mehr auf die Spaziergänger in den Straßen. Eine frohe Bewegung hatte sich seiner bemächtigt, als ob er eben einen rechten Lebensgewinn gemacht. Er

Digitized by Google

war entschlossen, Julia Fahr und ihre Mutter in seiner Familie einzuführen. Leise Bedenken, die sich noch immer in ihm regten, wurden von der Freude am Wesen der beiden Frauen überstimmt.

3.

Ellen Schwyzer war zurück.

Karl, der Sohn, kam aus dem Militärdienst.

Ellen fand in ihrem Zimmer ein Etui, das eine Perlenkette enthielt. Sie war ein Geschenk ihres Vaters an ihre Mutter gewesen, und der Vater bestimmte sie ihr als Verlobungsgabe; denn Carl Otto Schwyzer hatte einen Trieb, Freude zu machen, dessen Herkunft und Ursache er selbst nicht kannte. Ellen, in ihrem Liebesglück ohnehin in gehobener Stimmung, empfand für den verehrten Vater eine noch innigere Zärtlichkeit als sonst, fiel ihm um den Hals und gab ihm allerlei Schmeichelnamen.

Der Sohn brachte eine Vormittagsstunde in der Arbeitsstube des Vaters zu. Angestellte kamen und gingen. Der Prokurist trat aus und ein. Gelassen nahm Schwyzer ihre Berichte entgegen, fertigte sie ab und leitete mit kluger, sicherer Hand den Gang des Geschäftes. Ein Mitglied der Stadtbehörde erschien, um für eine zu wohltätigem Zweck gestiftete Gabe zu danken. Der Vertreter einer auswärtigen Großbank stellte sich ein und besprach mit Schwyzer eine Finanzaktion. Karl, der Sohn, konnte nicht um-

Digitized by Google

hin, zu erkennen, in welch hoher Schätzung der Vater bei allen stand, die mit ihm zu tun hatten, und mit welcher Selbstverständlichkeit und Überlegenheit dieser an die kleinen wie die großen Aufgaben herantrat und sie erledigte. Er gab seinen Eindrücken Worte, als er nachher oben in der Wohnstube mit der Schwester wieder zusammentraf, und beide sangen das Lob des Vaters.

Vielleicht selbst durch die ergiebige Morgentätigkeit innerlich erhoben, erschien Schwyzer nachher in aufgeräumter Stimmung bei Tisch.

„Ich habe euch auf den Sonntag zwei Teegäste geladen," teilte er während der Mahlzeit seinen Kindern mit.

Sie waren neugierig.

„Hans wird kommen," sagte Ellen, die vielleicht ihren Bräutigam gern als alleinigen Gast gehabt hätte.

„Sehr gut," erwiderte der Vater. Dann nannte er die Namen seiner Eingeladenen. Er fügte bei, daß er den zwei Frauen, die in der Stadt ohne Beziehungen seien, die Möglichkeit bieten möchte, mit Leuten ihrer Bildungsstufe in Verkehr zu kommen.

Beide Kinder schwiegen einen Augenblick.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie erstaunt waren. Ein leiser Schatten flog über seine Vergnügtheit.

Karl, der Sohn, hatte indessen den guten Willen, sich in das Vorhaben des Vaters zu finden. Er erkundigte sich nach den Fahrs.

Schwyzer erzählte von seinem Besuche bei ihnen. „Ich halte es für meine Pflicht, mich ihrer anzunehmen," fügte er nicht ohne leise Gereiztheit hinzu.

Digitized by Google

Ellens bewegsames Gesicht zeigte ihre Unzufriedenheit. „Es ist bisher nicht Sitte gewesen, Geschäftsangestellte einzuladen," sagte sie.

Schwyzer sah die Tochter groß und ernst an. „Du hast deines Bräutigams wegen Bedenken," sagte er, „aber die Damen dürfen sich in jeder Gesellschaft sehen lassen."

Eine leichte Unbehaglichkeit griff Platz. Nie zuvor war die schöne Übereinstimmung gestört gewesen.

Ellen erinnerte sich aber der großen Freude, die ihr der Vater noch kurz vorher bereitet. Sie überwand sich. „Dein Wille entscheidet natürlich," stimmte sie zu.

Sie verließen dann das Thema. Sie beendeten die Mahlzeit. Scheinbar waren sie wieder ganz die alten. Sie wußten selbst nicht, daß irgend etwas in ihnen blieb, das sie nicht ganz befriedigte. —

Zur Teestunde am Sonntag war der Tisch im Schwyzerischen Eßzimmer zierlich wie nur je gedeckt. Ellen hatte das selbst besorgt.

„Der Vater hat zwei Schützlinge eingeladen," erklärte sie dem bereits anwesenden Hans Sprecher.

Kurz darauf erschien Schwyzer selbst, äußerlich vollständig ruhig. Die sorgfältigen Anstalten, die Ellen getroffen, versetzten ihn sogleich in gute Laune. Eine kleine Unstetheit der Augen und Hände nur verriet, daß etwas Außergewöhnliches ihn beschäftigte. Er begrüßte den künftigen Schwiegersohn und teilte ihm ebenfalls kurz mit, was der Grund des Besuchs sei, den sie erwarteten.

Digitized by Google

„Sehr gut," lobte Hans Sprecher. Er war von seinen eigenen Verhältnissen so befriedigt, daß er nicht dazu kam, andere Dinge auf ihre Tiefe zu beurteilen.

Frau Fahr und ihre Tochter trafen pünktlich ein. Ellens Mund verzog sich ein wenig, als das Läuten der Hausglocke die Gäste ankündigte. Aber sie verlor alle Mißvergnügtheit, als sie ein paar Worte mit diesen gewechselt hatte. Sie waren in keiner Weise zu beanstanden. Sie bewegten sich mit einer bescheidenen, ruhigen Sicherheit. Die dicke, gemächliche Frau Fahr hatte in ihrer mütterlichen Art einen Ton, der der Waise sogar wohltat. Karl Schwyzer kam etwas später. Sein Platz am Tisch befand sich neben Julia, die zwar Ellen vom Sehen bekannt, ihm aber noch nicht begegnet war. Ihr Äußeres gefiel ihm sogleich. Aufgeräumt fing er an, sich mit ihr zu unterhalten, und brachte durch seine Munterkeit bald einen angeregten Ton in die ganze Gesellschaft. Niemand hätte irgendwelche Hemmungen entdecken können. Selbst der Bräutigam schien neben der Erwählten seines Herzens ganz gern seinen Blick auf dem zweiten jungen Mädchen ruhen zu lassen.

Der Witwer allein war innerlich nicht so ganz sicher wie sonst. Seine Seele war wie ein wachsames Hündlein, das alle Augenblicke durch neue Störungen aufgeschreckt wird. Jetzt meinte er in Ellens Augen prüfende Mißbilligung zu lesen, während sie sich mit Frau Fahr unterhielt, jetzt, da sie sich an ihn selbst wandte, schien ihm im Ton ihrer Stimme

Digitized by Google

nicht die gewohnte Zärtlichkeit zu klingen, und jetzt machte es ihn sonderbar unruhig, daß Karl sich immer angelegentlicher mit Julia beschäftigte. Einen Augenblick lang lauschte er mit Befriedigung, wie Frau Fahr von ihrem früheren Leben, dem Wert eines friedlichen Heims und verständnisvoller Beziehungen zwischen Ehegatten und zwischen Eltern und Kindern sprach, und bemerkte, daß ihre schlichte, warme Art nicht ohne Eindruck auf die jungen Leute blieb, aber gleich darauf hatte er neue Zweifel, ob zwischen diesen und seinen Gästen die rechte Wärme und Herzlichkeit aufkommen könne. Schließlich war es ihm nicht unlieb, als die Zeit des Besuchs ablief und Frau Fahr und ihre Tochter sich erhoben.

Ellen spielte tadellos die Hausfrau. In einem Tone, der keinerlei Freundlichkeit vermissen ließ und doch ihre Stellung als Tochter des Prinzipals deutlich wahrte, sagte sie zu Julia: „Ich habe mich gefreut, Sie kennen zu lernen, und würde es begrüßen, wenn wir uns zuweilen begegneten."

Und zur Mutter sich wendend, fügte sie hinzu: „Sie werden uns stets willkommen sein, Frau Fahr."

Die alte Frau dankte. Sie und Julia verabschiedeten sich.

Der Witwer drückte beider Hände. „Sie werden mich auch bei Ihnen wiedersehen," sagte er, „es war sehr schön jenes erste Mal."

Auf dem Nachhauseweg meinte Frau Fahr: „Die Schwyzerschen Kinder besitzen noch nicht ganz die Güte des Vaters."

Digitized by Google

„Sie waren sehr freundlich," widersprach Julia.

„Das will ich nicht abstreiten," entgegnete die Mutter.

Julia schwieg. Es tat ihr etwas weh. Aber sie hätte nicht sagen können, was es war. Mit gesenktem Kopf schritt sie neben der Mutter her.

Die Schwyzers und Hans Sprecher waren allein geblieben. Man sprach über die soeben Davongegangenen, wie man immer über die spricht, hinter denen sich die Türen schließen.

„Das Mädchen gefällt mir, ruhig, ernsthaft, sehr hübsch," urteilte Karl über Julia.

„Lade sie ihm nicht zu häufig ein, Vater," neckte Sprecher.

„Keine geschmacklosen Scherze, mein Freund," tadelte Ellen halb lächelnd, halb erzürnt.

„Was erlebt man nicht — —," wollte der Bräutigam weiterfahren.

Der Bankier unterbrach ihn. Er lehnte sich frei und überlegen in seinen Stuhl zurück. „Ich habe an diesem Mädchen eine tüchtige Arbeiterin und einen wackeren Menschen gewonnen," sagte er ruhig.

Sie merkten ihm nicht an, wie tief erregt er war.

Sie erwähnten noch die Mutter.

„Sie scheint eine sehr vernünftige Frau," urteilte Ellen.

Dann kamen sie auf andere Dinge.

Aber der Witwer war nur mit halber Seele dabei, obwohl er sowohl selbst sich am Gespräch beteiligte, als zuhörte. In seinem Innern redeten andere

Digitized by Google

Stimmen. Er mußte ihnen immer wieder lauschen. Sie geleiteten ihn ins Geschäft zurück. Sie wurden lauter, deutlicher, als es im Hause still geworden und er in sein Schlafzimmer trat. Warum sollte er nicht noch Menschen finden, die ihm etwas bedeuteten?

In seiner Schlafstube ließ er sich an dem alten Schreibtisch nieder, der im Zimmer stand, aber selten mehr benutzt wurde. Er hatte ein Verlangen, noch an seine Jüngste zu schreiben. Die Einsamkeit war ihm lieb, lieb der Gedanke, daß hier niemand ihm während des Schreibens über die Schulter schaute. Es war ihm, als rede er persönlich mit Gritli, dem liebevollsten, natürlichsten und keckaufrichtigsten seiner Kinder. Gewiß, er hatte ihr eigentlich nichts — von Bedeutung zu erzählen, allein es bereitete ihm schon eine Erleichterung, da zu sitzen und mit einem lieben Menschen Zwiesprache zu pflegen. Er begann zu schreiben, er schilderte die Stille der Nacht, seines Zimmers, sprach von einem leisen Heimweh nach dem fernen Töchterchen, erzählte von Ellens Brautstand und der Rückkehr Karls. Ganz unversehens geriet er in eine Erzählung vom Besuche der Fahrschen Frauen, in eine Schilderung dieser selbst. Er wußte oder gestand sich nicht, daß gerade dieser Teil seines Briefes die Haupt- und Alleinursache seines Schreibens überhaupt gewesen. Aber nachdem er nach diesem Bericht seinen Brief abgeschlossen, legte er sich erleichtert und frohgemut zu Bett, freute sich, von unbestimmten Hoffnungen erhoben, auf den kommenden Tag, die Tage seines reifen Lebens überhaupt, und schlief bald ein.

Digitized by Google

Und der neue Tag kam wieder, dieser Tag der zu neuem Leben drängenden Erde. Schon der frühe Morgen füllte die gegen Osten gelegenen Zimmer mit Sonne. Ellen, die glückliche Braut sang bei ihrer häuslichen Arbeit. Karl, der Sohn, begrüßte den Vater in der übermütigen Laune des sorglosen Studenten. Und als dieser selbst in sein Kontor hinunterkam, lag freilich auf dieser Seite des Hauses noch Schatten, aber das Dach des nächsten Gebäudes war von Morgengold feucht und im Garten sangen die geschwätzigen, werbenden, lebensvergnügten Vögel. Da wurde auch dem Witwer das Herz weit und immer weiter. Er fühlte die Leere nicht mehr, die der Tod der Lebensgefährtin gelassen. Das Heimweh nach ihr war zum unbestimmten Verlangen nach Geselligkeit gewandelt, nach dem Genuß des Lebens überhaupt, das sich soeben in Blühen und Licht und drängender Fülle erneute. Zwar zeigte ihm ein zufälliger Blick in einen drüben an der Wand hängenden Spiegel die grauen Stellen seiner Schläfen, aber er bedachte seine Jahre und fand, daß er noch ein großes Stück Leben vor sich habe. Ja, er fühlte sich jung wie nie und bereit, mit den Jüngsten zu wetteifern. Seine frohe Erregung war so groß, daß er mit einer ungewohnten Hast seinen Pflichten oblag und sogar ein wenig ungeduldig wurde, als sein Prokurist mit immer neuen Anliegen bei ihm erschien. Wenn er aber allein war, glitt sein Blick durch die vielen Türen nach dem Raum Julia Fahrs hinüber. Ihren Platz selbst konnte er nicht sehen, aber einige Male wurde ihre Gestalt sichtbar,

Digitized by Google

wie sie zu einem Nachbarpult hinüberschritt. Einmal begegneten ihre Augen flüchtig den seinen. Sein Herz klopfte. Es klopfte heftiger, als sie nach geraumer Zeit den Weg nach seinem Kontor nahm und ihm, wie gewohnt, Briefe zur Unterschrift vorlegte. Er fühlte deutlich, wie ihm das Blut zu Kopfe drängte; aber er blieb äußerlich beherrscht und kühl. Erst, als er unterzeichnet hatte, fragte er nach ihrem und der Mutter Ergehen. Sie tauschten ein paar Worte. Als sie wieder ging, war ihm, er sei nicht freundlich genug gewesen.

Julia ihrerseits empfand eine merkwürdige Befangenheit, während sie durch die Räume zurückschritt. Schauten nicht da und dort die Kollegen von ihren Pulten auf? Waren sie neidisch? Weshalb aber? Was gab ihr solche Gedanken ein?

Von da an, aus Ursachen, die sie nicht zu erklären vermochte, fand sie nicht mehr die frühere Einstellung zum Prinzipal. Sie freute sich auf die Augenblicke, da sie zu ihm hinein durfte oder ihm begegnete, fühlte sich in einer verehrungsvollen Scheu und einem unbewußten Vertrauen zu ihm hingezogen, wurde aber verwirrt, wenn sie bei ihm war und hatte eine heimliche Furcht vor den Blicken der anderen.

Der Witwer lebte seine Tage. Die Erinnerung daran, daß Julia Fahr seine Untergebene war, verwischte sich ein wenig, er sah in ihr nur das liebliche, junge Mädchen. Sie lag ihren Pflichten mit einem stillen, unaufdringlichen Eifer ob, den ihre Leistungen um so deutlicher belegten. Der alte Müller ließ einmal

Digitized by Google

ein Wort fallen: „Da haben wir eine gute Hand gehabt; die stille Julia leistet mehr als zwei ihrer gesprächigen Kolleginnen.“ Und der alte Müller war keiner, der vorzeitig rühmte.

Schwyzer erfuhr gelegentlich auch, daß der Hausherr der Fahrs, mit dem er Rücksprache genommen, deren Miete bereits wieder ermäßigt hatte. „Ich wußte nicht, was für ordentliche Leute sie sind,“ erzählte dieser und rühmte die Zurückgezogenheit und Dienstwilligkeit der Frauen.

Eine Weile danach berichtete dem Bankier einer seiner Ausläufer, der infolge mancherlei Schicksalsschläge in Not geraten, daß, von Julia verständigt, Frau Fahr seine kranke Frau aufgesucht und ihr allerlei Wohltat erwiesen, obwohl sie selbst keineswegs in Überfluß lebte.

Größere und kleinere Ereignisse steigerten so des Witwers Anteilnahme an den neuen Freunden. Vielleicht wäre aber das, was in seinem Innersten heranreifte, auch ohnedies stark und groß geworden.

Immer häufiger entwischten dem Geschäftsherrn bei der Arbeit die Gedanken und suchten das hinterste seiner Kontore. Immer öfter begleitete ihn Julias Bild, die Erinnerung an eine Begegnung, ein Gespräch mit ihr. Er war wieder wie einer, der zum erstenmal sein Herz verschenkt.

„Was ist mit dem Vater?“ fragte Ellen den Bruder.

„Das Geschäft wird ihm Sorgen machen,“ tröstete dieser arglos, „es ist jetzt eine schwere Zeit für Geldleute.“

Digitized by Google

„Mag sein," gab Ellen zurück. Aber das Feingefühl der Frau ließ sie mehr erraten, als sie sagte und, wenn sie mit dem Vater zusammentraf, war ein Befremden in ihrer Stimme und Art.

4.

Die Herrlichkeit des Frühlings steigerte sich zu einer Glorie. Der Witwer hielt oft das Übergewaltige, ins Weite Drängende kaum in der engen Brust zurück. Er saß daheim in einer stillen Ecke oder draußen auf einer einsamen Bank an irgendeinem Spazierwege und hing seltsamen Gedanken nach: Julia Fahr. Wieviel Ernst und wieviel Anmut! Glücklich der Mann, dem sie ihr Herz zuwandte! Wie — wenn er dieser Mann wäre!

Kleine Hoffnungen kamen: War sie nicht errötet, da sie ihm heute begegnet? War nicht ihr Händedruck bedeutsam gewesen? Und kleine Ängste folgten: War ihre Freundlichkeit nicht doch nur die, die sie allen Menschen schenkte? Hatte sie ihn heute nicht ganz erschreckt angesehen, als er die Hand auf ihre Schulter gelegt hatte?

Es war nicht wegzuleugnen: Carl Otto Schwyzer liebte. Bald gestand er es sich selbst. Und bald gesellte sich zu den Hoffnungen und Zweifeln, ob diese Liebe berechtigt sei, das Verlangen nach Erfüllungen und Verwirklichungen. Er erwog Julia Fahrs Herkunft und wie sie alle Eigenschaften besaß, die Nörgler

Digitized by Google

zum Schweigen bringen mußten. Er stellte sich die eigene Zukunft vor Augen. Seine Kinder würden eines Tages sein Haus verlassen. Hindernisse, wenn sie vorhanden waren, würden von selber fallen. Die frohe Überzeugung von der Gerechtigkeit und den guten Aussichten seiner Sache befestigte sich mehr und mehr in ihm. Nun erwog er schon nicht mehr die Möglichkeit der Erfüllung seiner Wünsche, nun drängte ihn frohe Erwartung schon dieser Erfüllung zu. Er hielt Julia Fahr länger im Gespräche fest, wenn sie in seinem Kontor zu tun hatte. Er erwies ihr kleine Aufmerksamkeiten, schenkte ihr jetzt ein Buch, das er selbst eben mit Vergnügen gelesen, führte sie eines Nachmittags, als sie vom Geschäfte frei war, in die städtische Gemäldesammlung, deren Vorstand unter seiner Leitung stand, und wiederholte seine Besuche bei ihrer Mutter, der er sich in Angelegenheiten ihres kleinen, noch im Ausland liegenden Vermögens nützlich erwies.

In der Gehobenheit seiner Stimmung bemerkte er nicht, daß man die Beziehungen zwischen der Untergebenen und dem Prinzipale mit wachsendem Befremden betrachtete. Er sah nicht, daß man in den Geschäftsräumen Blicke tauschte, daß man die Köpfe zusammensteckte, wenn Julia sich zu ihm begab oder er zu ihrem Pulte trat. Die befremdete Zurückhaltung entging ihm, die selbst in seines alten, treuen Prokuristen Wesen lag, und daß dieser zum erstenmal den Geschäftsherrn nicht ganz verstand oder, wenn er ihn verstand, um seines Vorhabens willen Bedenken hegte. Er über-

Digitized by Google

sah sogar die Veränderung im Benehmen seiner Tochter Ellen noch, in deren Gesicht das Blut trat und deren Stirn sich runzelte, wenn die Rede auf Julia Fahr kam oder ihre Gestalt irgendwo auftauchte. Eines Tages fiel ihm indessen auf, daß Julia selbst und ihre Mutter ihm gegenüber unfreier als gewöhnlich waren. Er sah auf Frau Fahrs behäbigem Gesicht eine leise Farbe erscheinen, wenn er zu ihr ins Zimmer trat, und überhörte es nicht, daß sie ihn wiederholt fragte, ob er auch mit ihrer jungen Tochter zufrieden sei, und ihn mahnte, nur ja nicht zu nachsichtig gegen Julia zu sein, da der Jugend eine strenge Schule not tue. Er fühlte heraus, daß diese Mahnung zur Strenge die versteckte Bitte enthielt, die Bevorzugung Julias nicht zu übertreiben. Allein in seiner Siegessicherheit beirrte ihn das ebensowenig wie die Tatsache, daß Julia ihm zuweilen auswich. Es blieb ihm ja nicht verborgen, daß er dem jungen Mädchen nicht zuwider war. Wenn er mit ihr von ernsthaften Dingen, etwa von einem schönen Buche oder Bilde sprach, traf ihn oft ein plötzlich aufleuchtender Blick ihrer Augen, und wenn er einmal ihre Hand ergriff, entzog sie sie ihm nicht, obgleich sie den scheuen Druck der seinen nicht mehr erwiderte.

Eines Tages erhielt Carl Otto Schwyzer noch eine starke Abendpost und wünschte nach Geschäftsschluß noch einige dringende Briefe zu erledigen. Ohne weitere Überlegung ließ er durch Müller Julia Fahr auffordern, zur Abnahme einiger Diktate etwas länger dazubleiben, und erst im Augenblick, da er den Weißkopf in Ausrichtung

Digitized by Google

seines Auftrags schweigend, vielleicht mißbilligend davongehen sah, kam ihm der Gedanke, daß in seiner Anordnung etwas Außergewöhnliches liege. Er widerrief indessen diese nicht. Doch begann in ihm ein Widerstreit von Gefühlen, frohe Erregung darüber, daß er mit Julia allein sein werde und Bedenken wegen des Eindrucks, den der Vorfall bei anderen machen könnte. Immer wieder schaute er nach der Uhr, ob die Zeit zum Weggang der Angestellten noch nicht gekommen sei. Als in den Geschäftsräumen das Geräusch entstand, das die Arbeitseinstellung und den Aufbruch seiner Untergebenen ankündigte, stockte ihm der Atem. Verstohlen sandte er dann und wann einen Blick hinüber, während eines nach dem anderen von seinem Personal sich entfernte. Die Stuben wurden leer, still. Der alte Müller als der letzte, trat auf die Schwelle und fragte, ob noch irgend etwas vorliege.

Carl Otto Schwyzer hob das ernste Gesicht. Eigentlich hatte er noch etwas mit dem treuen Mitarbeiter besprechen wollen, allein er verneinte dessen Frage fast ungeduldig; irgendwie säumte jener ihm schon jetzt zu lange.

Da nahm auch der Alte Stock und Hut. Mit einem stillen Gruße ging er.

Nun war alles öde. Beinahe schien es Schwyzer, als sei auch Julia fortgegangen.

Die Abendsonne spann noch in den Räumen, freundlich lag sie auf dem staubigen Fußboden der nächsten Zimmer. Ein kleines Schreibtischgerät blitzte dort

Digitized by Google

im Licht. Drüben spannen Stäubchen in dem feinen, goldenen Schein.

Jetzt wurde im letzten Kontor ein Stuhl gerückt.

„Fräulein Julia?“ sagte der Witwer.

Sie trat in die Tür. „Soll ich kommen?“ fragte sie.

„Bitte.“

Nun sah er sie durch die Zimmer heranschreiten. Er gab sich den Anschein, er achte nicht auf sie, aber er blinzelte nach ihr hin, während er sich über sein Pult bog. Seine Erregung nahm in dem Maße zu, als sie näher kam. Es war ihm, als schreite ein großes Glück auf ihn zu.

Sie ging langsam und so leise, daß selbst jetzt in der Leere der Räume ihr Schritt kein störendes Geräusch war. Einmal lag die Sonne hell auf ihrem ganz hellen Haar. Ihre Augen waren aber schon von weitem auf Schwyzer gerichtet und eine scheue Freude, vermischt mit einem leisen Stolz über die Bevorzugung, die sie zu dieser Arbeit berief, stand darin. Der Witwer fühlte sich von diesem Blicke erwärmt. Er fühlte die Vertraulichkeit und das Vertrauen eines Menschen, der sich ihm nahe fühlte, und das beglückte ihn.

Als Julia in sein Kontor trat, hieß er sie Platz nehmen. Er hielt auch jetzt noch den Geschäftston fest und begann sogleich mit der Arbeit. Wenn ein Stenogramm aufgenommen war, legte das Fräulein das Blatt beiseite, Schwyzer sah kurz ein neues Schreiben durch, auf das er antworten wollte, und sie begann von neuem.

Digitized by Google

Die Sonne verlor immer mehr ihren Goldglanz, geisterte noch ein Weilchen blaß und unirdisch durchs Zimmer, erlosch, und kam plötzlich in einem heißen Widerschein zurück.

„Wird es Ihnen nicht zu dunkel?“ fragte einmal Schwyzer.

Seine Stimme war nicht ganz fest.

Julia verneinte.

Wieder verging eine Weile. Sie vergaßen beinahe, was sie arbeiteten; sie hatten Mühe, der eine seine Gedanken scharf zu seinen Geschäften zu zwingen, die andere diesem Gedankengang lückenlos zu folgen.

Als der Witwer seinen letzten Brief begann, klang seine Stimme voll Ungeduld und einer unbestimmten Erwartung. Julia fühlte das und ihr Herz klopfte.

„Eigentlich ist es nicht recht, daß ich Sie so lange in Anspruch nehme,“ sagte jener als sie zu Ende waren.

„Ich tue es doch gern,“ antwortete Julia errötend. Er spürte, wie ernst es ihr war.

Er trat ihr näher. „Es ist so viel mehr, wenn jemand aus innerer Freude für einen arbeitet, als wenn es lediglich um Lohn und Pflicht geschieht,“ sagte er. Dabei reichte er ihr die Hand.

Sie wußte nicht, was sie entgegnen sollte, und stand, die Hand in der seinen lassend, tief verwirrt da. Eines hörte des anderen rascheren Atem. „Ich möchte, daß Sie recht — lange bei mir bleiben,“ fuhr Schwyzer fort. Er hätte ebensogut „immer“ sagen können; denn es lag in seinem Ton.

„Ich wünsche mir nichts anderes,“ erwiderte Julia.

Digitized by Google

Sie sah zu ihm auf.

Plötzlich legte er den Arm mit einer väterlichen Zärtlichkeit um ihre Schulter.

Sie stand einen Augenblick dicht an ihn geschmiegt, den Kopf an seiner Brust. Er war viel größer als sie. Nun beugte er sich nieder und seine Lippen berührten ihren Scheitel.

Ihre Wangen glühten, als sie sich darauf zum Gehen wandte, und sie sah nicht auf und nicht zurück, während sie sich an die Schreibmaschine hinüber begab.

Aber Schwyzer folgte ihr sogleich. „Ich lasse Sie allein," sagte er. „Legen Sie mir, bitte, nachher die Briefe auf mein Pult."

„Ja," antwortete sie, noch immer in Verwirrung.

Wieder fuhr er ihr mit der Hand über den Scheitel. Er sagte nicht ade. Er ging. Aber sie wußten viel mehr voneinander, als ihre Worte enthalten hatten.

Nun hatten Sie ein Geheimnis zusammen.

Die nächsten Tage brachten ihnen kein Alleinsein, noch suchten sie ein solches. Sie fühlten sich einander nahe und forderten in völligem Genügen für den Augenblick nichts anderes. Der Witwer sandte manchmal einen Blick in ihr Kontor hinüber, und einmal verirrten sich auch Julias Augen nach seiner hohen Gestalt, als er unter dem Fenster ihres Arbeitsraumes vorbei der Stadt zuschritt.

Dann begannen sie beide zu überlegen. Wünsche sproßten auf, und das Unkraut der Zweifel begann zu wuchern. Carl Otto Schwyzer war zu sehr Geschäftsmann, als daß er nicht auch seine jetzige Lage

Digitized by Google

bald klar übersehen hätte. Er erwog noch einmal sorgfältig alles. Er ging zum Grabe seiner Frau, mehr von Ehrfurcht vor der Treue und Klugheit der einstigen Lebensgefährtin getrieben als von Heimweh. Seine Gedanken waren auf diesem Wege mehr bei Julia als bei der Verstorbenen, aber der Gang erschien ihm wie eine Pflicht, als sei er es schuldig, einen beinahe fertigen Entschluß zuerst an diese Stelle zu tragen. Dann meinte er zu wissen, daß auch die Tote in ihrer ruhigen, kühlen Art ihm zugeredet haben würde, was er sich selber zusprach: Warum sollst du nicht ein Wesen zu dir nehmen, das du liebst und das in deinen alten Tagen um dich ist! Immer freudiger löste sich aus dieser Überlegung der Wille zum Handeln. Bald — morgen schon wollte er Julia fragen. Sie würde — er spürte das — nicht nein sagen.

Dann kamen wieder Bedenken. Die Kinder! Ob er nicht doch besser zuerst ihre Vorurteile zerstreute. Vorurteile? Ellen hatte sie, vielleicht auch Karl, nur die Jüngste würde wohl zustimmen, wenn sie sah, daß es ihm so am Herzen lag.

Auf dem Heimwege war er mit sich im reinen. Noch am gleichen Abend wollte er mit Sohn und Tochter sprechen.

Julia hatte indessen ihre eigenen Gedanken. Sie trug sie still mit sich herum; aber sie veränderten ihr Wesen.

Ihre Mutter fragte sie: „Ich möchte nur wissen, was dir ist," und glaubte ihr nicht, als sie erwiderte,

Digitized by Google

es fehle ihr nichts, sie sei höchstens von der Mehrarbeit der letzten Tage etwas ermüdet.

Julia quälte sich aber. In was für einem Verhältnis stand sie plötzlich zum Geschäftsherrn? Wohin sollte das führen? Wenn die Leute redeten! War da ihres Bleibens im Hause Schwyzers noch länger? Dann tröstete sie sich. Sie kannte jenen doch! Was machte sie sich Sorgen? Konnte sie nicht ruhig alles in die Hände des gereiften Mannes legen? Sie fühlte, daß er ihr gut war, daß sie an ihm einen Freund hatte. Mehr wollte und dachte sie nicht. Aber sie gab jenem in ihrem Innern mehr, als sie je einem Menschen gegeben hatte.

Der Witwer schickte sich früh zur Unterredung mit seinen Kindern an.

Die Wohnstube war noch hell. Auf der Straße unten herrschte das regere Leben des nahenden Feierabends. Am Himmel, der von den Fenstern aus sichtbar war, trieben schöne weiße Wolken.

Ellen saß am Fenster und nähte. Ihre Aussteuer war bald fertig. Schon hörte sie in Gedanken Hochzeitsglocken. Und sie dachte mit Ungeduld an den Geliebten, den sie auch heute abend erwartete.

Da trat der Vater ein.

Ellen erhob erstaunt den Kopf. „Du schon hier?" fragte sie.

Er antwortete etwas, was sie nicht verstand. Sie bemerkte auch die tiefe Bewegung in seiner Stimme nicht.

Der Witwer trat in sein Schlafzimmer hinüber. Er war so erregt, daß er nicht sogleich sprechen

Digitized by Google

konnte; aber zurückkommend, ließ er sich bei der Tochter nieder.

„Nun ziehst du bald in dein eigenes Heim," begann er.

Sie sah zu ihm auf. In ihren braunen Augen wurde es feucht. Es war aber traulich und friedlich in der Stube, recht so, daß zwei Menschen, die sich nahe standen, Dinge, die ihnen am Herzen lagen, erwägen mochten.

„Was würdest du sagen, wenn auch dein Vater noch Zukunftspläne gleich den deinen hätte?"

Sie glaubte, daß es ein Scherz sei, und lachte. Aber als sie sah, wie ernst er blieb, wußte sie, daß er ihr etwas anvertrauen wollte. Ihre Züge veränderten sich. Die Nadel stockte mitten im Stich.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt," fuhr der Witwer fort.

Da wußte sie plötzlich alles.

„Das — Schreibfräulein?" fragte sie.

„Warum nicht?" entgegnete er ein wenig gereizt. Das Blut flammte über seine braune Stirn.

Ellen stand auf: „Das kann nicht dein Ernst sein, Vater."

Er folgte ihr mit einem Blick, in dem sich Unsicherheit und wachsender Unwille malten.

„Es ist mein Ernst," bestätigte er, und einlenkend, im Bestreben, die Tochter zu überzeugen, fuhr er fort: „Urteile nicht, ohne geprüft zu haben. Du wirst in Julia ein Mädchen finden, das, obgleich gegenwärtig in abhängiger Stellung, sich nach Herkunft und Bil-

Digitized by Google

dung, insbesondere nach Herzensbegabung mit euch messen kann."

„Unmöglich! Deine Untergebene! Und dann — der Altersunterschied! Daß du nicht selbst — —"

Er unterbrach sie. „Du meinst, daß ich nicht alles reiflich überlegt habe? Das Außergewöhnliche braucht nicht immer das Irrige zu sein. Wenn zwei Menschen sich verstehen, werden sie einander mehr sein, als zwei nach hundert Äußerlichkeiten zueinander passende."

Ellens Erregung wuchs. Tränen des Unmuts traten ihr in die Augen. „Was werden die Leute sagen? Hans? Meine künftigen Verwandten," klagte sie.

„Du denkst an dich. Versuche es, auch an mich zu denken. Ihr Kinder werdet jedes euren Weg gehen. Eines Tages werde ich allein sein, zu einer Zeit, da man am nötigsten ein wenig Liebe braucht."

„Wir bleiben deine Kinder. Wir haben es an Liebe und Verehrung nie fehlen lassen. Sollen wir um einer Fremden willen — —"

Sie schluchzte und drückte heftig ihr Taschentuch ins Gesicht.

Schwyzer konnte, wie viele Männer, Frauen nicht weinen sehen. Sein Selbstvertrauen erfuhr eine leise Erschütterung.

In diesem Augenblick trat sein Sohn Karl ein, breitschultrig, gesund, ein wenig mehr Genuß- als Gefühlsmensch.

„Was gibt es denn?" fragte er; Tränen waren im Schwyzerschen Hause nicht häufig.

Ellen drehte ihm schmollend den Rücken.

Digitized by Google

Der Vater erklärte ihm ruhig und abermals seinen guten Willen zusammennehmend, was geschehen sei.

Karl antwortete darauf nicht, sondern pfiff durch die Zähne.

„Schon um unserer toten Mutter willen begreife ich es nicht," warf Ellen ein.

Der Witwer kam sich gedemütigt vor. Er, der Angesehene, war nicht an solchen Widerspruch gewöhnt.

„Aus dir spricht Voreingenommenheit und macht dich ungerecht," tadelte er die Tochter. Er zog die große Gestalt zu ihrer vollen Höhe.

„Ich möchte dein Urteil haben, Karl," wendete er sich dann an diesen.

Der zuckte die Schultern. „Im Grunde haben wir nichts zu sagen," entgegnete er verdrießlich.

„Auch du?" fragte der Vater.

„Johannistrieb," antwortete der Sohn, „hat immer — verzeih den Ausdruck — etwas Humoristisches. Es ist aber nicht angenehm, wenn in den Augen der Leute der eigene Vater —"

„Die Folgen habe ich allein zu tragen," brauste Schwyzer auf.

„Doch nicht so ganz," erwiderte Karl.

„Nicht allein," bestätigte Ellen.

Der Witwer begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Er fühlte plötzlich, als ob er vor einer Mauer stehe. Die Worte fehlten ihm. Dann trat er ins Nebenzimmer.

Die Geschwister sprachen nicht weiter. Ellen begann den Tisch zu decken. Karl setzte sich mit einer Zeitung

Digitized by Google

ans Fenster. Eine Schwüle herrschte, wie sie nie im Hause gewesen war.

Als es bald Essenszeit war, kam Hans Sprecher, der Bräutigam. Er bemerkte sogleich die Verstimmung, fragte und wurde eingeweiht. Er verstand so wenig wie die anderen. Auch ihm konnte der Witwer die Unzufriedenheit vom hübschen blonden Gesicht ablesen, als er ihn nachher begrüßte.

Dann hielten sie eine trübselige Mahlzeit.

5.

Es wurde kein offener Krieg. Dazu hatten sie alle bisher viel zu friedlich gelebt und liebten einander zu sehr. Sie vermieden es nur, von der Angelegenheit, die zwischen ihnen einen Riß zu machen drohte, weiter zu sprechen. Als ob sie damit aus der Welt geschafft wäre! Gerade das Stillschweigen bewies, wie gleich sie sich blieb. Der Witwer zögerte mit der Ausführung seines Entschlusses; aber er tat das nicht, weil dieser wankend geworden war, nur weil ihm der Frohmut fehlte. Seine Kinder gaben sich Mühe, ihm die frühere Freundlichkeit und Heiterkeit zu zeigen, allein er spürte die Mühe. Er spürte die gespannte Erwartung, was er beginnen werde, in all ihren, auch den alltäglichsten Worten. In Ellens Augen sah er häufig Tränen. Karl erzählte einmal bei Tisch eine Geschichte, die eben in der Stadt die Klatschbasen beschäftigte, eine Geschichte von einem

Digitized by Google

alten Mann und einer jungen Frau. Vielleicht hatte er anfangs nicht beabsichtigt, Vergleiche zu ziehen, aber während des Sprechens, richtete er den geraden, ein wenig spöttischen Blick auf den Vater, und dieser merkte wohl, wie er ihm bedeuten wollte: das wäre ja ungefähr dein Fall. Er zog die Stirn zusammen. Von da an war er sehr schweigsam und kurz gegen den Sohn.

Einige Male fiel zwischen ihnen Julias oder ihrer Mutter Name. Der Sohn sprach sie jetzt mit einem eigentümlichen Anflug von Spott aus.

Eines Morgens trat Ellen gerade in dem Augenblick in des Vaters Kontor, als Julia geschäftlich darin zu tun hatte. Sie tat, als sehe sie das Schreibfräulein nicht und entfernte sich sogleich wieder.

Schwyzer rief sie zurück.

„Ich will nicht stören," sagte sie, ohne umzukehren.

Die Hand des Witwers zitterte, während er ein Blatt nahm, das Julia ihm reichte. Diese war sehr bleich, aber er wußte nicht, ob sie Ellens Wesen als Unfreundlichkeit erkannt hatte. Sie erledigten ihr Geschäft. Aber seine Stimme wurde während des Sprechens weich und gütig. Sie waren einander schon so nah, daß nicht mehr das Was, sondern das Wie ihren Worten Wert verlieh.

„Ich möchte am Sonntag wieder einmal zu Ihnen kommen," sagte Schwyzer, ehe Julia sich entfernte.

„Wir werden uns freuen," antwortete sie mit unsicherer Stimme. Ihr Blick leuchtete auf und verschleierte sich wieder wie in einem verborgenen Kummer.

Digitized by Google

Am Sonntag — die Kinder waren ihre eigenen Wege gegangen — saß er wieder bei den Fahrs. Dasselbe Heimatgefühl wie vordem erfüllte ihn. Die einfache Einrichtung der sonnigen Stube, die stille, warme Art der zwei Frauen, das ruhige Gespräch, das sie über allerlei ernste Lebensdinge führten, alles war ihm um so wohltuender, da er zu Hause nun den geheimen Zwiespalt hatte. Die Erinnerung an den Widerstand seiner Kinder verließ ihn freilich auch hier nicht, sie würde schon durch einzelne Fragen der Frau Fahr, die sich nach seinen Töchtern erkundigte, wach gehalten worden sein. Zuweilen glaubte er in der behäbigen Hausfrau Wort und Ton wieder eine gewisse Zurückhaltung, eine leise Dämpfung der sonstigen Freundlichkeit zu fühlen, und lauschte fast mißtrauisch auf jede Klangfärbung ihrer Stimme. Aber die innere Genugtuung über das Wesen von Mutter und Tochter, das Gefühl ihres Wertes tröfteten ihn und überzeugten ihn neu von der Berechtigung seiner eigenen Absichten. Innerlich vergnügt und befreit kehrte er von dem Besuch nach Hause zurück.

Unterdessen erfüllte sich die Pensionszeit seiner Jüngsten, und eines Tages holten er und Ellen Gritli am Bahnhof ab. Der Witwer und seine älteren Kinder hatten schon einige Tage von dieser Rückkehr gesprochen. Sie bildete ihr Lieblingsthema, denn über der gemeinsamen Freude vergaßen sie fast, daß etwas anderes sie so hart trennte. Gritli hatte ihnen allen gefehlt, ohne daß sie es sich eigentlich gestanden hatten, Gritli mit ihrem heiteren Sinn, ihrer putzigen, manchmal fast

Digitized by Google

ein wenig naseweisen Geradheit, die doch wieder viel liebenswürdiger war als die Wände einstoßende Derbheit Karls, und ihrem von innerer Güte durchsonnten Wesen.

„Ob sie sich wohl stark verändert hat?" fragte Schwyzer ein paarmal.

„Ob sie immer noch zu Streichen aufgelegt ist?" werweifte Ellen.

Karl freute sich auf die Geplänkel mit der kleinen, scharfzüngigen Schwester wie auf ein frisches Bad.

Es regnete, als Schwyzer und Ellen sich zum Bahnhof begaben. Die Straße war durchweicht und kotig und das alte Bahnhofsgebäude, das längst einem neuen hätte Platz machen sollen, erschien ihnen häßlicher als je. Sie hatten beide unterwegs ihren Gedanken nachgehangen und wenig gesprochen. Nur zwei gute Worte waren gefallen: „Jetzt wirst du froh sein, Vater, daß du deinen Liebling wieder haben wirst," sagte Ellen. Und Schwyzer hatte erwidert: „Wie ich mich über Gritlis Kommen freue, so wird dein baldiger Abschied mir ein Schmerz sein." Ihre Stimmen klangen dabei weicher als seit manchem Tag.

Dann standen sie auf dem Bahnsteig.

Der Zug fuhr ein. Als eine der ersten seiner Insassen stieg Gritli aus, nur wenig gewachsen, aber schlank, behend, mit den hellbraunen, lauteren Augen Vater und Schwester schon von weitem anlachend. Sie trug nicht mehr die beiden Zöpfe, die ihr sonst über die Schultern nach vorn gefallen waren. Das Haar war hochgesteckt und mit einer schwarzen Schleife

Digitized by Google

geziert. Sie sah ein wenig älter aus, aber das Kindliche ihres Wesens war geblieben; denn sie stürmte auf Vater und Schwester zu und fiel ihnen um den Hals. Die üblichen Fragen nach dem gegenseitigen Ergehen und dem Verlauf der Reise wurden getauscht. Die Neuangekommene erzählte kichernd ein kleines Reiseabenteuer mit einem netten alten Herrn, der sich ihrer auf der langen Fahrt angenommen und von dem es sich herausgestellt, daß er den Bankier Schwyzer wohl kannte. Dann nahm man einen Wagen und fuhr heimzu.

„Ich glaube, man könnte zwanzig Jahre fort sein, ohne daß sich an unserem Nest etwas ändern würde," sagte Gritli zum Fenster hinaussehend.

Die anderen beiden lachten. Aber schon engte etwas ihr Inneres ein. Nicht der Hinweis, daß nichts sich geändert habe, nahm ihnen die Ungezwungenheit, aber — je mehr sie sich dem Hause näherten, um so schärfer trat ihnen in Erinnerung, daß etwas sie trennte, etwas, von dem auch das arglose Mädchen da erfahren mußte.

Der Wagen hielt. Sie stiegen in die Wohnung hinauf. Sie geleiteten Gritli nach ihrem Zimmer. Schwyzer ließ die Schwestern allein. Aber, als er hinwegging, tat ihm das Herz weh. Wie würde es werden? Würde dieses Kind ihn verstehen oder würde auch es gegen ihn Partei nehmen?

Das Auspacken des Koffers, der Austausch kleiner persönlicher Neuigkeiten hielt die beiden Mädchen in Atem. Ellen drängte das Bedürfnis, von dem zu

Digitized by Google

sprechen, was ihre Bedrängnis war, noch zurück. Sie kehrte in die Wohnstube zurück, ohne Julia Fahr erwähnt zu haben. Später kam Karl, der Bruder, und feierte Wiedersehen mit Gritli. Als der Vater wieder erschien, setzte man sich in guter Stimmung zu Tische. Aber der Gesprächsstoff erschöpfte sich. Zwischen dem Witwer und seinen älteren Kindern stellten sich jene Pausen ein, die seit geraumer Zeit ihr Beisammensein gestört hatten. Gritli in ihrer Munterkeit merkte es lange nicht. Dann aber ließ sie ihre Augen ängstlich von einem zum anderen gehen. Sie mochte zuerst nicht fragen, meinte noch sich zu irren. Aber ihre Freude des Wiederdaheimseins starb ab. Beklommenheit befiel sie. Endlich hielt sie sich nicht länger.

„Es ist nicht wie sonst," sagte sie. „Ihr verschweigt mir etwas."

Ellens Augen füllten sich sogleich wieder mit Tränen.

Karl erhob sich geräuschvoll von seinem Stuhl und murrte etwas von unerträglichen Zuständen.

Schwyzer war bleich geworden.

„Deine Geschwister können sich nicht in die Wege deines Vaters finden," sagte er ernst.

Aber noch kam keines auf die Sache selbst zu sprechen.

Der Witwer nahm sich vor, seine Jüngste nachher zu sich zu holen, wurde aber durch telephonischen Anruf in Geschäften wegbestellt.

So fiel Ellen die Aufgabe zu, auf Gritlis Fragen Aufklärung zu geben. Sie tat es, wie sie meinte, mit aller Gerechtigkeit und sich mit bestem Vermögen in des Vaters Standpunkt hineindenkend, auch schmerz-

Digitized by Google

lich bewegt, daß sie ihn, den sie so herzlich liebte, nicht begreifen konnte, aber ihre Schilderung Julias und ihrer Mutter war von ihrem Zorn gefärbt.

Spekulanten nannte sie sie.

Hier fuhr zwar Karl ehrlich dazwischen: „Das müssen sie nicht in jedem Fall sein.“ Aber er tadelte um so derber, daß die zwei Frauen der Vernunft ermangelten, da sie sonst nicht des Vaters abenteuerlichen Absichten Vorschub leisten würden.

„Ist denn —“ fragte Gritli stockend, „hat der Vater sein Wort gegeben?“

Das wußten die anderen nicht.

„Vielleicht haben wir kein Recht, Einspruch zu erheben,“ urteilte Gritli. „Der Vater hat im Leben immer das Rechte gefunden.“

„Ich habe alles geachtet, was er getan hat,“ schluchzte Ellen, „jetzt aber —“

Dann führten sie und Karl ihre Gründe ins Feld. Daß der Vater sich bei Verwandtschaft und Bekanntschaft ins Gerede bringe. Was er beabsichtige, zieme weder seinem Stande noch seinem Alter. Er sei einfach behext, der Vater.

„Hübsch freilich ist das Mädchen,“ gestand der Kenner Karl.

Ellen klagte, sie würde bei ihrer zukünftigen Familie in ein ganz schiefes Licht gerückt.

Gritlis helle Augen wurden feucht. Sie hatte sich ihre Heimkehr ins Vaterhaus anders vorgestellt. Und in der Tat, wie die Geschwister es ihr darstellten, erschien ihr des Vaters Vorhaben — recht abenteuerlich.

Digitized by Google

Lange erwogen sie hin und her. Die Haustür knarrte dann. Schwyzer kehrte zurück.

Die Geschwister trennten sich im unwillkürlichen Bestreben, dem Vater nicht zu verraten, wie sie über ihn gesprochen hatten. Dieser aber rief seine Jüngste aus ihrem Zimmer wieder herunter, in das sie sich begeben hatte.

Es war inzwischen dunkel geworden. Und dunkel war das Zimmer, in das Gritli eintrat. Sie hatte Mühe, des Vaters hohe Gestalt zu erkennen, wie sie in der Nähe des Fensters in einem Lehnstuhl saß. Niemand sonst war da, die beiden, die sich im Hause am nächsten standen, waren allein. Und daß sie einander so nahestanden, fühlten sie eines wie das andere. Eine tiefe Liebe erfüllte sie.

Gritli näherte sich dem Fenster.

Ein paar große klare Sterne leuchteten über ihm. Auch in der Stube war es still. Es war doch die alte Friedlichkeit. Der Vater saß nicht ganz aufrecht da, man sah seiner Haltung an, daß ihn etwas drückte.

Er streckte den Arm aus und zog die Tochter näher. „Nun müssen auch wir noch zusammen sprechen," begann er.

„Du hast? Hast du — —" wollte er dann fragen.

„Die Geschwister haben mir alles gesagt," antwortete Gritli.

„Nun? Und?" forschte er.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll."

„Du sollst dich frei aussprechen. Ich will nicht, daß du mir irgend etwas verbirgst."

Digitized by Google

„Ich — kann mich nicht freuen," fuhr Gritli zögernd weiter, „aber — du hast immer gewußt, was gut und — richtig ist."

Er streichelte ihre Hand. Er fühlte, wie sie sich mühte, ihm gerecht zu werden.

„Ich liebe euch alle," sprach er voll Innigkeit und doch wieder voll Trauer. „Ich kann euch nicht beschreiben, was ihr mir seid, meine Kinder. Aber — ich liebe auch — Julia, vielleicht so, wie noch keinen Menschen zuvor."

„Auch die Mutter nicht?" fragte Gritli.

„Auch — die Mutter nicht," bestätigte er. „Was so spät kommt, ist wohl stärker, weil es aus Reife und Tiefe kommt." Sie bemerkte trotz des Dämmers den schmerzlichen Ernst in seinem Gesicht. Viele gute Worte drängten sich ihr auf die Zunge, aber sie vermochte sie nicht recht zu formen.

„Nun bist du mir nicht mehr so gut wie einst, nicht wahr?" fragte er.

„Vater," schluchzte sie und legte die Arme um seinen Hals. Einen Augenblick ruhte sie so.

„Du sollst nicht auf uns achten," flüsterte sie, die Stimme von Tränen gedämpft, „dein Glück geht doch vor."

Er strich ihr über das braune, weiche Haar, er küßte sie auf die Stirne. „Es sind gute Menschen, Julia und ihre Mutter," sagte er. „Wenn du sie kennst, werden sie dir lieb werden." Aber während er sprach, fühlte er, daß er in die Luft redete. Er spürte die Widerstände, die trotz allen guten Willens

Digitized by Google

auch dieses Kind zu überwinden hatte, und er begriff sie und fand selbst nicht den leichten Mut, nicht die sorglose Siegessicherheit, sie zu entkräften. „Laß Zeit," sagte er endlich. „Es muß doch alles gut werden."

Am Ende, als das junge Mädchen nicht sprach, schob er sie sanft von sich. „Du wirst müde sein, Kind. Deine Reise war lang. Es wird Zeit, daß du dich zu Bett legst. Morgen — ist auch wieder ein Tag."

Dann gingen sie auseinander. Sie zürnten sich nicht. Sie liebten sich wie nur je. Der Vater küßte Gritli und sie schlang noch einmal heftig die Arme um ihn, ehe sie die Stube verließ.

6.

Noch immer blieb des Witwers entscheidendes Wort ungesprochen. Er zögerte, zögerte, nicht aus Kleinmut, vielleicht nur aus der unklaren Hoffnung, ein glücklicher Zufall möchte neue Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Kindern überflüssig machen, günstige Wendungen bringen, ihm ersparen, seinen Willen gewaltsam durchzusetzen.

Aber auch seine Kinder schwiegen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, als wäre sein Entschluß nicht unwiderruflich.

Gegenseitig taten sich alle zuliebe, was sie konnten.

Unterdessen begegnete Schwyzer Julia weiter dann und wann, im Geschäfte, einmal auf der Straße, ein-

Digitized by Google

mal auch wieder im Hause ihrer Mutter. Das war seine hohe Zeit. Einmal ganz in Gedanken seine Hand auf die ihre zu legen, ihrem Blick zu begegnen, aus unbestimmten Ursachen zu ahnen, daß sie ihm gut war, das erfüllte ihn mit einer tiefen, wunschlosen Ruhe.

Und Tag reihte sich an Tag.

Das Glücksgefühl über das, was er besaß, dämpfte noch immer des Witwers Wunsch, mehr zu besitzen.

Eines Tages wurden auf einer Staatsbank der Stadt große Betrügereien des Hauptdirektors und eine an Verbrechen streifende Fahrlässigkeit der Verwaltung entdeckt. Eine Unordnung ohnegleichen forderte das sofortige Eingreifen einer starken Hand. Die Regierung berief Carl Otto Schwyzer. Er übernahm nach einigen Bedenken den verantwortungsvollen, aber ihm neu das Vertrauen aller Kreise bezeugenden Auftrag, zu retten, was aus der Mißwirtschaft zu retten war. Eine Unzahl von Besprechungen und Sitzungen begannen ihn nun in Anspruch zu nehmen. Er war mehr auf der geschädigten Bank als im eigenen Betriebe und stand in fortwährender Fühlung mit den Organen der Regierung. Mit fester Hand faßte er die Zügel des gefährdeten Unternehmens. Er gönnte sich Tag und Nacht nicht Ruhe und schob seine eigenen Angelegenheiten weit hinter diejenigen des öffentlichen Wohles zurück. Er erlangte in diesen Tagen eine große Volkstümlichkeit. Wenn der Hochgewachsene mit großen, ruhigen Schritten über die Straße ging, wies man auf ihn: Das ist der Mann, der jetzt Ordnung auf der Landesbank schafft, und rühmte seine

Digitized by Google

Zielbewußtheit, seine Sachkenntnis und seinen ehrenfesten Charakter. Als Mitglied des städtischen Rates sprach er im Ratsaal über die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde. Die Rede erregte ebenso durch ihre rücksichtslose Offenheit und kritische Schärfe, wie durch die vornehme Überlegenheit und die persönlichen Vorzüge des Sprechers Aufsehen.

Die drei Kinder lasen in den Zeitungen vom Erfolg des Vaters, sie hörten da und dort die Urteile der öffentlichen Meinung über ihn. Sie waren sich seines Wertes neu bewußt, und ihr Wille zum Widerstand gegen seine Pläne wurde stiller, doch hofften sie, daß er gerade in Rücksicht auf sein jetziges starkes Hervortreten in der Öffentlichkeit es vermeiden werde, dieser durch eine persönliche Angelegenheit Stoff zum Reden zu geben.

Schwyzers Ruhm drang auch zu Julia Fahr und ihrer Mutter. Aber sie sprachen sich darüber nicht aus. Sie waren seit einiger Zeit einsilbiger geworden, wenn die Rede auf den Witwer kam, die Tochter, weil ihr Herz sich zu viel mit ihm beschäftigte, die Mutter, weil ein Verdacht sie behelligte, der sie abwarten und nicht vorzeitig zu Dingen Stellung nehmen hieß, die ihr noch Bedenken machten.

Ellens Hochzeit rückte heran. Der Witwer sah die frohe Erregung, in welcher seine Älteste diesem Tage entgegenging, und drängte wiederum die eigenen Wünsche zurück, sich mit Liebe und Eifer an den Vorbereitungen beteiligend, die das Fest erforderte. Keiner der Verwandten und Freunde, die jetzt besonders zahlreich im Hause aus und ein gingen, konnte

Digitized by Google

etwas von einer Verstimmung zwischen Vater und Tochter bemerken. Jener geleitete am Festtag die Braut, ihre Geschwister und die Gäste in die Kirche. Das Festessen folgte. Es wurde im ersten Gasthause der Stadt eingenommen und war von allerlei künstlerischen Darbietungen der Eingeladenen begleitet und gefolgt. Schwyzer selbst erhob sich bei Tische zu einer Rede, die in einem Glückwunsch an sein Kind ausklang. Als er von Ellens Wirken im Vaterhause, von ihrem Einstehen an den Platz der Hausfrau anerkennend sprach, ihrer toten Mutter gedachte, an das neue Haus erinnerte, das nun für sie gebaut stände, und ihr viel Segen wünschte, ergriff ihn der Ernst und die Innigkeit seiner eigenen Worte, und seine Gedanken gingen einen Augenblick zu Julia Fahr. Die eigenen Hoffnungen regten sich mächtig.

Gritli, die neben ihm saß, spürte die Erregung, die ihn durchbebte. Sie faßte unwillkürlich nach seiner Hand. Sie wollte ihm etwas Liebes sagen. Allein sie fand auch jetzt die rechten Worte nicht.

Dann ging die Welle des lauteren Festtreibens über die kleinen Sondergedanken und Gelüste der einzelnen Teilnehmer hinweg.

Am Abend nahm Ellen Abschied. Auch sie suchte nach guten, ausgleichenden Worten, als sie vor dem Vater stand. Auch sie fand sie nicht. Sie lag nur fest in Schwyzers Umarmung und folgte dem Gatten unter Tränen zum Wagen.

Nach der Hochzeit kam Ruhe in das Haus des Witwers. Hans Sprecher und seine junge Frau

Digitized by Google

hatten sich auf eine lange Reise begeben. Gritli trat an Ellens Stelle im Haushalt. Auch Schwyzers Amtstätigkeit wurde, da die Verhältnisse bei der geschädigten Bank sich ordneten, wieder eingeschränkt. Das Leben lenkte wieder in gleichmäßigere Bahnen. Nur die Abreise Karls ins Ausland unterbrach noch kurz seine Regelmäßigkeit. Äußere Sorgen schwanden. Es gab wieder Zeit zur Selbstbesinnung, Muße zum behaglichen Erfüllen der stillen Alltagsarbeit. Des Witwers Blicke konnten von seinem Pulte aus den Raum wieder suchen, wo Julia arbeitete. Ein ungeduldiges Heimweh nach ihr befiel ihn, das Gefühl, ihr lange fern gewesen zu sein, und das Verlangen, sie zu sprechen, zu spüren, daß sie ihm noch gut sei.

Dieses Verlangen verleitete ihn zu einer Unklugheit. Er ließ Julia durch den alten Müller bitten, zum zweiten Male nach Geschäftsschluß in sein Kontor zu kommen. Das Benehmen seines Dieners hätte ihn stutzig machen sollen. Der alte Mann schüttelte den Kopf und machte sich nur zögernd an die Ausführung seines Auftrags, den er im Bestreben, ihn vor den anderen Angestellten geheimzuhalten, mit fast geheimnisvoller Stimme Julia übermittelte.

Der Schreiber, der seinen Platz am Pulte Julia gegenüber hatte, hörte diesen Auftrag aber doch, und der alte Müller gewahrte, wie nicht nur ihm eine Blutflamme heiß ins Gesicht schlug, sondern auch Julia Fahrs Antlitz sich langsamer dunkel färbte.

Heini Grüter, der Schreiber, ein mittelgroßes, putziges Kerlchen mit schwarzem Lockenkopf und kleinem

Digitized by Google

schwarzen Schnurrbart, ein innen und außen geschniegelter Eitelkeitsmann, hatte seit geraumer Zeit seine lebhaften Äuglein mehr als seiner Arbeit bekömmlich war, über das Pult hin nach seinem Gegenüber spazierengehen lassen, auch mit blumigen Worten und dann und wann selbst mit einer wirklichen Blume um Julias Gunst sich bemüht. Julia vergnügte sich an seiner wichtigtuenden Menschen-Winzigkeit, seine spaßige Verliebtheit und verliebten Späße brachten einige Abwechslung in den trockenen Alltag, und sie war jung genug, sich daran zu verweilen. Daß er aber Zeuge wurde, wie sie abermals allein in Schwyzers Kontor gebeten wurde, war ihr nicht lieb. Er sandte denn auch bald nachher die spitze Bemerkung herüber: „Gunst bringt Müh, nicht wahr, Fräulein Fahr?"

„Wieso?" fragte Julia.

„Nun, es kann Ihnen doch nicht lieb sein, alle Augenblicke einmal späteren Feierabend zu bekommen."

„Ich bin kein Minutenspalter, Herr Grüter," parierte Julia.

Er schwieg; aber der Ärger saß ihm im Herzen. Da er diesen nun, während er seiner Arbeit oblag, hinunterwürgte, so wurde er nur schlimmer, und bis zum Geschäftsschluß war ein so heißes Gebräu gekränkter Eitelkeit in ihm, daß er ihm durch Pultdeckelzuschlagen und anzügliches Husten vor seinem Weggang Luft und Ausweg schaffen mußte.

Unterdessen hatte Schwyzer mit mühsam unterdrückter Ungeduld das Leerwerden der Kontore ab-

Digitized by Google

gewartet. Er war nicht zufrieden mit sich. Das Heimlichtun lag ihm nicht. Es entging ihm auch jetzt nicht, daß Julias Zurückbleiben bei ihren Mitangestellten Aufsehen erregte. Beinahe hätte er seine Anordnung widerrufen. Aber als mit Grüter der letzte seines Personals hinaus war und er sich wieder mit Julia allein fühlte, vergaß er alles andere.

Julia trat bei ihm ein.

„Ich habe Sie nicht um der Arbeit willen gebeten, hier zu bleiben," sprach er sie sogleich ehrlich an.

Sie geriet in Verwirrung. Unsicher schaute sie ihn an.

„Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen, daß mir die Zeit schwer geworden ist," fuhr er fort.

Sein tiefes, zurückgedämmtes Empfinden lag so sehr im Ton seiner Stimme, daß es Julia erschütterte. Sie hätte nicht jung und nicht von Bewunderung für seine ganze Persönlichkeit erfüllt sein müssen, wenn sein Wesen ihr nicht Eindruck gemacht hätte. Sie suchte aber nach einem gleichgültigen Gesprächsstoff. „Haben Sie ein frohes Fest gehabt?" fragte sie den Prinzipal.

„Froh und nicht," antwortete er. „Wenn ein Kind aus dem Hause geht, entläßt es die Eltern ein wenig aus seinem Herzen."

Julia fand nicht sogleich ein Entgegnung.

„Für alles Verlorene sucht man Ersatz," fuhr er bewegter fort. Und im Übermaß des Gefühls streckte er ihr beide Hände hin.

Sie mußte die ihrigen hineinlegen.

Sie standen dicht voreinander. Julias Herz klopfte heftig.

Digitized by Google

Da ging eine Tür. Der kleine Grüter kam zurück. Sie hatten ihn nicht kommen gehört. Ihn hatten der Ärger und die Eifersucht nicht aus den Fängen gelassen. Eine unbändige Lust, ein wenig zu spionieren, hatte ihn befallen. So war er auf dem Heimwege plötzlich umgekehrt. Er konnte ja sagen, daß er etwas vergessen habe. An der Tür Schwyzers war er auf den Zehen vorbeigeschlichen. Und mit einem raschen Schwung, in der Hoffnung und mit dem Vorsatz, zu überraschen, trat er ins Zimmer. Seinem Springeblick entging nicht, wie das Schreibfräulein vor dem Geschäftsherrn stand. Merkwürdig! Sehr merkwürdig! Ei, das mußte er doch den Kollegen erzählen. Er kam sich ungemein wichtig vor.

Der Bankier ließ sich nicht anmerken, daß die kleine Störung ihn behelligt habe. Ohne Überstürzung lud er Julia ein, Platz zu nehmen.

Grüter murmelte etwas von einem vergessenen Buche und drückte sich bald wieder.

Der Witwer hatte die Unterhaltung fortgesetzt. Sie sprachen von neuen Büchern; Julia las viel. Beide freuten sich des Wiederbeisammenseins so stark, daß das kleine, beim Eintritt Grüters erwachte Bedenken nur ganz leise in ihnen nachzitterte.

Aber von Dingen, die in ihrem Innersten waren, sprachen sie nicht.

Nach einer Weile geleitete Schwyzer Julia bis zur Tür. Fest ergriff er dort ihre Hand. „Ich wollte, wir könnten öfter zusammen sein," sagte er.

Sie erwiderte nicht, sie gab ihm nur den Hände-

Digitized by Google

druck zurück, sah ihn an und ging. Und sie wußte nachher nie, wie sie heimgekommen.

Der Witwer kam in seine Wohnung hinauf.

Gritli war da, heiter und erheiternd wie immer.

Und wie schon oft, hatte er es auf der Zunge, zu bitten: „Sei gut zu Julia Fahr, mein Kind. Ich will ihr unser Haus auftun."

Und wie schon oft — sagte er es nicht.

7.

Der kleine Grüter, der Schwätzer, machte ganze Arbeit. Er kramte zuerst in den Schwyzerschen Kontorräumen die Neuigkeit aus, daß der Prinzipal sich gar so mächtig für das Schreibfräulein interessiere. Heimlich erzählte er, jetzt den und jenen der Kollegen auf die Seite nehmend. Dann trug er seine Wissenschaft in die Stadt, zum Barbier, ins Wirtshaus. Für die Weiterverbreitung brauchte er keine Sorge zu haben. Es wurde ein Gezischel und Getuschel und machte seinen Weg von Base zu Base, von Vetter zu Vetter. Noch erreichte es die Hauptbeteiligten nicht. Sie hatten nur wieder die unbestimmte Empfindung, daß man lästerte. Und es vermehrte die quälende Unruhe ihres Innern.

Eines Tages zog der alte Prokurist, der bei Schwyzer eingetreten war, die Tür zum Nebenzimmer zu.

„Ich habe etwas vorzubringen, Herr," begann er. Seine Haltung zeigte die Würde seines weißen Alters

Digitized by Google

und das Selbstbewußtsein dessen, der sich ehrlich und wohlmeinend weiß.

Der Witwer legte die Arme zusammen; er wußte, was kam.

„Ich bin es Ihnen schuldig, daß ich es Ihnen sage," fuhr der andere fort, „obgleich ich weiß, daß Sie erhaben über Lästerzungen sind."

Aber Schwyzer ließ ihn nicht ausreden. Er fühlte, daß jetzt die Entscheidung nahte, und mit der Gelassenheit des weitblickenden Geschäftsmannes traf er seine Anordnungen und faßte seine Beschlüsse. „Ersparen Sie mir eine Neuigkeit, die für mich keine mehr ist," sagte er bestimmt. „Ich werde dafür sorgen, daß die Schwätzer zur Ruhe kommen."

Nicht das leiseste Zeichen irgendwelcher Verlegenheit oder irgendeines Schuldbewußtseins zeigte sich in seinen Zügen. Er gab Müller die Hand, und ihn fast lächelnd zum Gehen leitend, ließ er ihn ebensosehr erkennen, daß er eines Rates nicht bedurfte, wie daß er ruhig seine Maßnahmen zu treffen bereit war.

Nachdem der Prokurist gegangen war, wandte sich der Witwer seinen Geschäften zu, beendete sie und verließ sein Kontor in einem Gefühl froher Gefaßtheit. Er schwankte nicht mehr. Die Entscheidung, die Julia und ihn vereinen sollte, sollte nicht länger anstehen.

Vielleicht um dieselbe Stunde aber, in der der alte Müller bei ihm erschienen war, hatte auch zwischen Frau Fahr und ihrer Tochter eine Unterredung stattgefunden.

Frau Fahr hatte von einer redseligen Bekannten

Digitized by Google

ebenfalls von den Gerüchten erfahren, die in der Stadt umgingen.

„Man spricht von dir und — deinem Geschäftsherrn," begann sie, nicht ohne Unruhe, als Julia bei ihr eintrat.

Der Blick, mit welchem diese sie ansah, bewies ihr jedoch sogleich, was ihr nicht unerwartet war, daß nichts deren Gewissen belastete.

„Man kann nichts Schlimmes sagen, wenn man nicht lügt," antwortete Julia, die lauteren Augen frei erhoben.

„Herr Schwyzer bezeigt dir große Freundlichkeit," fuhr die Mutter fort.

„Ich fühle, daß er es gut mit mir meint," entgegnete Julia, „er ist mir ein rechter Freund geworden."

„Die Welt versteht ungewöhnliche Freundschaften nicht."

„Vielleicht" — Julia sann nach und fuhr fort — „ich habe es mir selbst nie gesagt, aber in diesem Augenblick frage ich mich, ob dem so sein könnte — vielleicht meint er fast mehr mit seiner Güte."

„Du machst dir Hoffnungen, die sich nicht verwirklichen können."

Der schmerzliche Ton dieser Worte erst brachte das Blut in Julias Gesicht. Sie hatte sich keinerlei Hoffnungen gemacht, aber da man ihr solche verwehren wollte, kamen sie von selbst, aus dem verehrungsvollen Glauben entsprungen, mit dem sie an Schwyzer hing.

„Er ist viel älter als du," fuhr die Mutter weiter. „Er steht weit über dir."

Digitized by Google

„Für mich zählen nicht die Jahre," antwortete sie, „sondern die Achtung, die ich empfinden kann und muß. Für ihn aber kann nicht meine Stellung in Betracht kommen, sondern das Maß der Bedeutung, die meine Persönlichkeit für ihn hat."

„Du würdest also, du denkst ernstlich, daß —"

„Ich denke nichts, Mutter. Ich weiß nur, daß er — das Rechte tun wird, er mag tun, was er will."

Frau Fahr fühlte sich schmerzlich bewegt. Sie ahnte unbewußt, daß zwei Menschen, die ihr nahestanden, einem dunklen Tage zutrieben.

Aber sie sprachen nicht weiter. Beide erwogen mit sich selbst das Geschehene und Besprochene.

Und Julia geriet in Beklommenheit. Sie hatte keine Wünsche. Aber wie, wenn das, was jetzt in ihrem Leben so schön war, nicht Bestand haben konnte? Sie gab sich jetzt erst Rechenschaft, daß sie mit täglich erneuter Freude ihr Tagewerk begann, daß es ihr wohl tat, wenn sie Schwyzers tiefe, schöne Stimme aus den Nebenräumen herübertönen hörte, und daß seine Nähe sie glücklich machte. Aber wenn sie diesen Gefühlen einen Namen geben wollte, befielen sie Angst und Zweifel. Tausend Gedanken drangen auf sie ein und peinigten sie, bis ihr Kopf müde war.

Frau Fahr indessen prüfte die Sachlage mit der schmerzlichen Ruhe langer und schwerer Lebenserfahrung. Gewiß, so dachte sie, konnte Schwyzer das Gute und Rechte meinen. Je mehr sie aber überlegte, um so abenteuerlicher erschien ihr sein Plan. Und sie war sogleich entschlossen, offen mit dem Bankier zu sprechen.

Digitized by Google

Still und anspruchslos, aber auf die Sauberkeit ihres Lebens stolz, führte sie aus, was ihr das richtige schien. Am anderen Morgen schon begab sie sich zu Schwyzer.

Dieser war noch nicht lange in seinem Kontor erschienen, als sie klopfte. Auch er hatte ja den Tag für die Entscheidung bestimmt. Er war überrascht, als auf das Herein Julias Mutter eintrat, überwand aber sogleich die leichte Befangenheit, die ihn ergriff. Er begrüßte seinen behäbigen Gast, die Tür schließend, die nach dem benachbarten Raum hinüber führte und damit eine Wand gegen die Neugier schaffend, die von drüben schon die Hälse reckte.

„Ich danke Ihnen, daß ich ungestört mit Ihnen reden darf," begann Frau Fahr. Sie hatte sich sonntäglich angezogen, aus den schwarzen Bändern ihres Hutes schaute das feingeschnittene, vor Erregung blasse Gesicht.

Der Witwer führte sie in das kleine Kabinett, das für vertrauliche Besprechungen bestimmt, neben seinem Arbeitsraum sich befand. Er lud sie ein, Platz zu nehmen und ließ sich selbst ihr gegenüber nieder. Sich ruhig zurücklehnend, fragte er nach ihren Wünschen.

Frau Fahr strich sich mit dem schwarzen Seidenhandschuh ihr Kleid ein wenig glatt. „Es ist wegen meiner Tochter, wegen Julia," begann sie, und erzählte, was man ihr zugetragen.

Schwyzer wurde zornig. Die Klatschsucht der Menschen empörte ihn. Aber er stand gelassen und ernst von seinem Sessel auf und verschränkte die Arme. „Man weiß etwas," sagte er, „geradesoviel, daß man zu lästern

Digitized by Google

Gelegenheit hat, geradesowenig aber, um weit fehlzuraten. Die Meinung der Leute gilt mir nichts. Was Sie jedoch denken, Frau Fahr, ist mir nicht gleichgültig."

„Meine Tochter und ich schätzen Sie viel zu hoch, als daß wir nicht wüßten, daß Sie Böses von uns fernhalten werden."

„Und haben Sie nie mehr erraten?"

„Bis vor kurzem, nein. Auch jetzt noch schelte ich mich töricht, an etwas zu glauben —"

„Dennoch bitte ich Sie, glauben Sie daran!"

„Herr Schwyzer —"

„Ihre Tochter bedeutet mir so viel, daß ich noch heute eine Frage an sie richten will, die für ihr und mein Leben tief bedeutungsvoll sein wird."

Frau Fahr zog die umfängliche Gestalt ein wenig in die Höhe. „Jedem anderen," sagte sie, „würde ich antworten, daß er seine Absichten nicht erwogen habe."

Schwyzer antwortete: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich ausnehmen."

„Dennoch habe ich schwere Bedenken."

Etwas wie Ängstlichkeit flog durch sein Gesicht. „Ihre Tochter" — begann er.

„Julia ist das kleinste Hindernis," entgegnete Frau Fahr.

„Ich weiß, vieles an dieser Sache ist seltsam. Der Unterschied des Alters, der Stellung, in die ein Zufall uns versetzt hat. Aber — es bauen sich Brücken zwischen Menschen."

Digitized by Google

„Das alles ist nicht das Wichtigste."

„Die Meinung der Leute? Ich habe nie etwas auf sie gegeben. Ich gehe meinen Weg. So lange mein Gewissen ruhig ist, gilt mir die Kritik der Menge nichts."

Frau Fahr schüttelte den Kopf. „Ihre Kinder" — sagte sie mit gequältem Ausdruck, „ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß Ihre Kinder Ihre freundlichen Gefühle für uns nicht teilen."

Der Witwer klemmte die Lippe zwischen die Zähne. Das hatte er nicht erwartet. Mit einem Schlage erlebte er etwas wie einen Zusammensturz. Der erste Besuch der zwei Frauen in seinem Hause hatte keine Wiederholung gefunden. Seine Kinder hatten ihre Annäherung an sie, die er so sehr wünschte, nicht gefördert. Sie waren zu seinem Schmerze jenen vielmehr ausgewichen. Aber er hatte bisher nicht daran gedacht, daß auch die Fahrs das empfunden haben könnten. Nun war ihm die Entdeckung unsagbar peinvoll.

„Die Jugend hat ihre eigenen Ansichten," verteidigte er sich indessen.

„Ihre Kinder werden auch von Ihren Plänen — —"

„Ich habe ihnen davon gesprochen. Noch nicht indessen von meinem letzten Entschluß."

„Sie wußten, daß sie Ihnen nicht zustimmen."

Der Witwer faltete die Stirn. Hatte er den wichtigsten Lebensschritt ungenügend vorbereitet?

„Ich werde ihren Widerstand überwinden," antwortete er.

„Es hilft uns nicht," erwiderte Frau Fahr, „es hilft uns allen nicht. Der Widerstand ist vorhanden.

Digitized by Google

Er hat manche Berechtigung. Und selbst wenn Sie ihn besiegten, uns — würde es schwer werden, über den Gedanken hinauszukommen, daß wir Eindringlinge sind, Julia und ich."

Die sonst so gemächliche, fast ein wenig phlegmatische Frau hatte ein leises Fliegen an Lippen und Händen.

Der Witwer sah es, und es war ihm, als wüchsen immer mehr Wände zwischen ihm und dem, was er erreichen wollte, empor. Seltsame Hilflosigkeit befiel ihn. Man entwand ihm seine Waffen. Es gab eine Grenze, hinter welcher sein und Julias Glück nicht dasselbe war. Selbst wenn er mit dem Äußersten, dem Bruch mit den Kindern, sich hätte abfinden müssen und wollen, so hätte er das zarte Empfinden dieser Frauen nicht zu schützen vermocht, die zu stolz waren, in seiner Familie zu Gnaden aufgenommen zu sein.

Er tat ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, ungewiß, was er weiter zu seinen Gunsten sagen solle. Aber plötzlich raffte er sich noch einmal auf.

„Wenn Julia mir gut ist —. Wie wenige Menschen finden die Wege glatt! Die Liebe überwindet die Hindernisse."

Frau Fahr erhob sich. Er wußte nicht, was sie empfand.

„Machen Sie für mich die Fürsprecherin," bat er, die Hand ausstreckend.

Aber Frau Fahr übersah das. „Nicht, wie Sie meinen," entgegnete sie.

„Sie wollen nichts von mir wissen?"

Digitized by Google

„Diese Unterredung hat mir gezeigt, was unsere Pflicht ist — gegen Sie und uns."

Der Bankier stand an den Tisch gelehnt. Er legte die Arme übereinander und schaute vor sich nieder. Eine Schwere legte sich über ihn und lähmte seine Gedanken, seinen Willen.

„Ich gehe, Herr Schwyzer," sagte Frau Fahr.

Der Witwer ließ die Arme sinken. Er faßte den Tisch wie zum Halt.

Frau Fahr nickte. Dann bewegte sie ihren schweren Körper aus der Tür.

Schwyzer verharrte in seiner Stellung. Sein Blick haftete am Boden. Ihm war, als hätte man seinem Leben plötzlich allen Zweck genommen. Er war kein Schwächling; aber in diesem Augenblick empfand er eine Freudlosigkeit ohnegleichen.

Es dauerte eine Weile, bis er an seine Arbeit zurückging. Dann lag er ihr mechanisch ob. Die Türen zu den Nebenräumen wurden wieder geöffnet. Wenn Julia sichtbar wurde, ging Schwyzer ein Stich ins Herz.

Der Vormittag verstrich.

Der Witwer begab sich zu Tisch und kam mit Gritli zusammen. Sie empfing ihn heiter, plauderte und sorgte für ihn. Aber sie verstummte, als sie merkte, wie verstimmt er war. Sie dachte, daß er im Geschäft Ärger gehabt hätte. Dann aber fühlte auch sie, daß etwas tiefer Gehendes ihn quälte.

Schweigsam saßen sie beieinander.

Schweigsam trafen sie sich wieder, als auch am Abend Schwyzer wieder in der Wohnung erschien.

Digitized by Google

Er grübelte vor sich hin.

„Du hast Kummer, Vater," sagte Gritli, seine Hand ergreifend.

Er beugte sich zu ihr und sah ihr in das anmutige, junge Gesicht mit den hellen, lebensmutigen Augen.

„Du mußt doch tun, wie es dein großer Wunsch ist," flüsterte sie.

„Das ist leichter gesagt als getan," entgegnete er. „Da liegen plötzlich die Scheidewege. Nach welcher Seite der rechte führt, das — wissen wir vielleicht erst, lange nachdem wir den falschen gegangen."

Den ganzen Abend blieb er in schwere Gedanken versunken.

Gritli aber suchte am nächsten Tage die Schwester auf.

„Ich fürchte, daß wir doch unrecht tun, wir Kinder," sagte sie.

„Ich fürchte es nicht," entgegnete Ellen schroff. „Ich kann meinen Standpunkt nicht ändern. Später vielleicht wird der Vater uns dankbar sein, daß wir uns gegen eine Unüberlegtheit gestemmt haben."

8.

Unmerklich lösten sich verwirrte Fäden.

Der Witwer tat sein Tagwerk. Er tat es den nächsten und manchen Tag danach. Pflichtgefühl hielt ihn an seinem Platze fest. Die Freude kam nicht zurück. Während all dieser Zeit kämpfte er mit sich selbst. Die Entschlossenheit war ihm verloren gegangen. Noch

Digitized by Google

war es nicht entschieden, ob Handeln oder Verzicht das Ende sein sollte. Noch stritt seine große Hoffnung gegen seine Zweifel. Aber es war alles tiefer als je in ihm selbst.

Er vermied es, mit Julia Fahr mehr als nötig zusammenzutreffen, vermied es schon aus dem unwillkürlichen Bestreben, sie und sich selbst nicht noch mehr ins Gerede zu bringen.

Julia selbst stand auf ihrem Posten. Hatte sie schon immer sich wenig um die Mitangestellten gekümmert, ihnen zwar Freundlichkeit, keinem aber Vertraulichkeit gezeigt, so zog sie sich jetzt noch viel mehr in sich selbst zurück. Ihrem Pultgenossen Grüter begegnete sie mit merkbarer Kühle, was er ihr mit weiterer heimlicher Verlästerung vergalt. Sie spürte, daß es wie unsichtbare Fäden zwischen ihr und dem Manne drüben im anderen Kontor spann. Die Mutter hatte ihr von ihrer Unterredung mit ihm Mitteilung gemacht, hatte sie gemahnt: „Du kannst dort dich nicht eindrängen, wo du nicht allen willkommen bist." Sie hatte dazu geschwiegen. Aber sie wußte, daß die Mutter recht hatte. Heimlich hoffte sie jedoch vielleicht noch auf Änderungen, auf Erfüllungen stiller Wünsche. Sie kamen nicht. Wohl aber wurde sie, Julia, einsamer. Die Bevorzugung durch den Prinzipal hatte aufgehört. Die Mitangestellten achteten wenig auf sie.

Und wieder verging Zeit.

Und eines Morgens fand Schwyzer unter seiner Post einen Brief Frau Fahrs. Sie schrieb, daß nach reiflicher Überlegung sie ihn im Einverständnis mit

Digitized by Google

ihrer Tochter bitten müsse, diese aus seinen Diensten zu entlassen. Es sei eben doch durch die Vorkommnisse ihre Stellung etwas erschüttert worden, und für alle Teile scheine eine Trennung das Beste.

Heiß strömte es dem Witwer zu Herzen. Noch einmal bäumte sich alles in ihm gegen diese Lösung auf. Aber die Wallung legte sich wieder. Ein Gedanke kam: War seine Zeit überhaupt vorbei? Er legte den Brief beiseite. Und er ließ den Tag vorbeigehen und den nächsten Tag. Dann — beiläufig sagte er zu seinem Prokuristen: „Fräulein Fahr wünscht ihre Stelle zu verlassen. Wollen Sie sorgen, daß auf die Zeit ihres Austritts Ersatz gewonnen wird."

Der alte Mann übernahm den Auftrag. Ein teilnahmsvoller Blick streifte den Herrn. Er wußte, daß ein Erlebnis sein vorläufiges Ende fand. —

Julia hatte sich ohne Widerstreben in die Auffassung der Mutter gefügt. Was sie vielleicht noch gehofft, war nicht gekommen. Sie fühlte sich selbst nicht mehr recht am Platze im Hause Schwyzer. Ohnehin anspruchslos und bescheiden, begrub sie Erwartungen und Wünsche. Sie war fast erleichtert, als der letzte Tag im Kontor kam, der letzte Gang dahin und das damit letzte Aufreißen einer stillen Wunde.

Sie hatte aber nicht gedacht, daß der Abschied so kühl, so geschäftsmäßig sein würde.

Der alte Müller trug ihr ihr Zeugnis und ein sehr reichliches Honorar zu. „Herr Schwyzer läßt Ihnen für Ihre treue Arbeit danken und Sie grüßen," sagte er, „er mußte unversehens verreisen."

Digitized by Google

Dann verließ Julia das Haus, spürte noch einmal viele neugierige Blicke im Rücken und trat ihren Heimweg an. Sie stieg zur Mutter hinauf. Ihr Leben war nicht ziellos. Sie hatte bereits eine neue Anstellung gefunden. Allein — es lag etwas in Scherben hinter ihr, was ihr ein reicher Besitz gewesen war. Sie hatte verweinte Augen, als sie Frau Fahr „guten Abend" sagte.

Tränen kamen auch der Mutter.

Aber sie verbargen ihre Trauer voreinander. Sie sprachen auch nicht.

Sie saßen am Abend mit ihren Handarbeiten beieinander. Zuweilen sagten sie ein Wort von Dingen, die weitab von ihren inneren Erlebnissen lagen. Und jeder war die Nähe der anderen Trost.

So traten sie in die neue Zeit hinüber.

Carl Otto Schwyzer, der Witwer, arbeitete. Er fühlte, daß seine Leute ihn ausspähten, daß man die Veränderung an ihm suchte, die Julia Fahrs Weggang etwa hervorgebracht haben könnte. Aber er zeigte ihnen nur eine strenge Gemessenheit. Manchmal kräuselte sich seine Lippe. Er dachte an ihre Lästersucht.

Als ein Unveränderter kam er auch zu den Seinen zurück. Wenn Gritli nicht durch die Haushälterin Anna, eine resolute Person, die seit dem Tode der Hausfrau mehr und mehr das Regiment an sich nahm, von Julia Fahrs Austritt erfahren hätte, aus des Vaters Benehmen würde sie sicher nichts von dem außerordentlichen Ereignis erraten haben. Da dieser

Digitized by Google

aber nicht davon sprach, mochte auch sie nicht daran rühren. Nur ihre Blicke folgten Schwyzer unabläſſig und angſtvoll. Der Vater war freundlich, manchmal weich, manchmal ruhten ſeine Augen mit einer merkwürdigen Verſonnenheit auf ihr, als wollte er ſie fragen, wie lange es noch dauern werde, bis auch ſie ihn verlaſſen werde. Die Art, wie er zuweilen mit der Hand über ihren braunen Scheitel ſtrich, hatte Trauer in ſich, Trauer ohne Wehleidigkeit.

„Findeſt du nicht auch, daß der Vater gealtert iſt?“ fragte Gritli die ältere Schweſter, als die junge Frau ins Haus kam.

„Ich bemerke es nicht,“ antwortete Ellen; doch erwachte auch ihre Beſorgnis.

Sie ſah Schwyzer kurz nachher durch die Wohnſtube ſchreiten, und ſein Gang erſchien ihr müde, ſeine Haltung weniger aufrecht, das Haar an ſeinen Schläfen bleicher. Sie ließ ihn außer Hörweite gelangen. Dann wandte ſie ſich wieder zu Gritli: „Meinſt du, daß er ſich jene Geſchichte ſo zu Herzen genommen hat?“ fragte ſie.

„Ich meine es nicht nur, ich weiß es,“ antwortete die Jüngere.

Sie führten das Geſpräch nicht weiter; aber es zuckte lange um beider Lippen. Sie fühlten ſich nicht völlig im Unrecht, aber ſie waren auch ihres Rechtes ſo wenig ſicher, daß der Verzicht des Vaters ſie nicht froh machen konnte.

Die Schweſtern umgaben von da an Schwyzer mit doppelt eifriger Liebe. Ellen kam häufig ins Haus

Digitized by Google

und bat den Vater immer wieder in ihr schönes, neues Heim, wo auch Sprecher, ihr Mann, ihm alle Aufmerksamkeit und Ehre erwies. Besonders aber suchte Gritli die Lücke auszufüllen, die sie in Schwyzers Leben klaffen sah. Sie tat das weniger in Erkenntnis einer Verpflichtung, als weil der Trieb zu lieben, zu erwärmen und zu erheitern zu ihrem innersten Wesen gehörte. Sie hielt des Vaters Hausschuhe bereit, wenn er des Abends aus dem Geschäfte kam und sie wußte, daß er nicht mehr fortging. Sie las ihm vor oder spielte Karten mit ihm, wenn er nicht noch zu arbeiten hatte. Sie erschmeichelte sich seine Begleitung in Konzert und Theater, mehr seine Zerstreuung, als die eigene suchend. Des Sonntags machte sie mit ihm Spaziergänge und Ausflüge und ließ ihm keine Ruhe, bis er regelmäßig Ferien nahm und diese mit ihr an einem Kurort zubrachte. So mit unabläßiger Sorge und Liebe umgab sie ihn, daß es ihr in der Tat gelang, ihm über die erste Zeit der Enttäuschung hinweg zu helfen und das Gefühl der Vereinsamung zu nehmen. Ihr lauteres, lebendiges Wesen erfrischte ihn täglich neu. Sein Herz ging ihr auf. Er vermochte sich der Heiterkeit, die sie um sich verbreitete, nicht zu entziehen, noch den leisen Stolz zu unterdrücken, wenn er sah, wie Bekannte und Freunde sich an ihr freuten und erquickten. Der eigene Traum von Glück trat manchmal hinter der hoffnungsvollen Vorstellung der hellen Zukunft zurück, die er seiner Jüngsten wünschte und ihr sicher schien. Er sah sie ihm Hause der galligen, blassen Anna, der

Digitized by Google

Haushälterin, mit einem Scherz das böse Wort abschneiden, mit der sie ihrer üblen Laune Ausdruck gab, er hörte sie auf der Treppe mit dem Briefträger scherzen, mit dem Hausinventarstück, dem alten Milchmann schäkern. Unter den jungen Leuten, denen sie begegnete, war sie nicht die Lauteste, aber die Vergnügteste. Eine ausgezeichnete Tänzerin, hatte sie eine Menge eifriger Partner und Verehrer, bevorzugte keinen, spielte mit keinem, war nur gegen alle gleich natürlich und froh. Im Winter kam sie mit roten Backen und leuchtenden Augen vom Eise oder vom Rodelsport zurück. Dann wieder zog sie mit Kameraden auf Schneeschuhen nach irgendeinem Bergpaß und fuhr jauchzend allen voran über die steilste Halde nieder. Einmal mühte sich ein alter, reicher Geck um ihre Gunst. Sie lachte ihn aus ihren lauteren Augen ehrlich an und sagte: „Seien wir aufrichtig, alter Herr. Spiel will mir nicht, Ernst kann Ihnen nicht mehr passen." So war sie, gesund und gerade. Man redete von ihrer Tüchtigkeit. — Die Mütter schickten ihre Söhne nach ihr aus.

Was Wunder, daß sie eines Tages droben im Hochgebirg, wo die Sonne heiß auf den weiß-weißen Schnee schien, eingefangen wurde. Der angesehene Arzt und Leiter eines Sanatoriums, der um sie warb, machte Eindruck auf sie, und sie wies ihn nicht ab, als er sie um ihre Hand bat.

Der Witwer hatte sein Herz zwischen der Arbeit und seinem Kinde geteilt. Das Bild Julia Fahrs freilich war nicht in ihm erloschen. Er vermied es,

Digitized by Google

in die Gegend der Stadt zu kommen, wo sie und ihre Mutter noch immer wohnten, und zwang die Gedanken, daß sie nicht auf Abwege gingen. Als Gritli ihm ihre Verlobung mitteilte, erschrak er. Aber ihre eigene stürmische Freude riß ihn noch fort. Es war schwer, nicht mit ihr glücklich zu sein. Sie hatte einen Augenblick Bedenken gehabt, aber Jugend ist selbstsüchtig, Jugend grübelt nicht. „Findest du nicht, Vater, daß Ernst Stein dir sehr ähnlich sieht?" fragte sie.

In Statur und Haltung, im Ernst des Wesens, ja selbst im Schnitt des klugen, dunklen Kopfes glich Stein, der Arzt, ihr Bräutigam, dem Bankier. Die beiden Männer empfanden auch sogleich eine lebhafte Zuneigung zueinander.

Als zum erstenmal das Wort darauf kam, Gritlis Brautstand dürfe kein langer werden, ging ein heißes Zucken durch des Witwers wie durch Gritlis Seele: Dann blieb einer in dem dunklen Hause unten in der Stadt allein. Wohl würden seine Kinder noch bei ihm ein und aus gehen, wohl war für sein leiblich Wohl gesorgt; wohl hatte er seine Arbeit, seine Freunde, aber — oft würde er doch in seiner Stube einsam sein, mit einer Zeitung oder einem Buche am Fenster sitzen, im Lesen innehalten und die Stille, die große Stille spüren, die ihn umgab. Und sein Kopf würde grauer, sein Wesen müder werden, und — wenn er einmal krank würde?

Beide, der Vater wie die Tochter, sahen das Bild; und über beide fielen die Schatten.

Digitized by Google

An diesem Abend, als die junge, helle Gritli Schwyzer sich für die Nacht von ihrem Bräutigam trennte und er sie küßte, sah er Tränen in ihren Augen stehen.

„Was hast du?" fragte er erschrocken.

Sie antwortete: „Ich muß an den Vater denken und daß ich bei ihm bleiben sollte."

„Ist es nicht so der Gang der Welt?" fragte er dagegen und tröstete: „Wir werden ihn oft zu uns heraufbitten. Er soll deine Liebe aus der Ferne spüren wie aus der Nähe."

Da wichen wohl wieder die Bedenken.

Aber es blieb nicht das letztemal, daß sie wider sie zu kämpfen hatte.

9.

Gritlis Brautzeit ging schnell vorbei. Sturmschnell, dachte der Witwer. Dann kam eines Sommers wieder ein Festtag, da er seine Jüngste zur Kirche fuhr, da er im festlichen Saal an der Hochzeitstafel auch diesem Kinde in einer kleinen Rede seinen Glückwunsch mit auf den Weg gab.

Und es kam eine Heimkehr in sein stilles, leeres Haus.

Der Witwer strich sich gedankenverloren über den Kragenaufschlag seines Festrocks. Dieser war von Gritlis Abschiedstränen feucht gewesen. Und er dachte an den fragenden Blick, mit dem sie ihn noch gegrüßt

Digitized by Google

hatte, ehe ihr Wagen sie davongetragen. Mühe und Angst hatten darin gelegen. Er fühlte, wie sie sich um ihn quälte und um ihr Teil an seinem Schicksal. Und seine Gedanken gingen einen anderen Weg. Er trat unwillkürlich ans Fenster. Drüben am Blumenberge, den sein Blick erreichen konnte, wohnte sie. — Er sah sie nie. Er hörte selten von ihr. Ihr Hausherr hatte ihm erzählt, wie beliebt Julia an ihrem neuen Wirkungsort sei. „Wackere Menschen," hatte er dazu gemurmelt, „wackere Menschen, diese zwei Frauen."

In diesem Augenblick tönte hinter dem Sinnenden eine scharfe, keifende Stimme: „Jetzt müssen wir halt allein miteinander auskommen, Herr."

„Freilich, Anna," antwortete er sich umwendend mit gütigem Ernst.

Das Hausfaktotum, mit dem er bisher selbst wenig in Berührung gekommen, hätte nun Gelegenheit gehabt, ihm etwa ein warmes Wort des Bedauerns für seine Vereinsamung oder doch der Ergebenheit zu sagen. Statt dessen meinte sie: „Es gibt Rotrüben zum Nachtessen. Sie lieben sie zwar nicht, aber es war kein anderes Gemüse am Markt."

Er horchte auf. Nicht die Worte, mehr ihr Ton, ihre Alltäglichkeit und rücksichtslose Nüchternheit stachen ihn wie Dornen. Seine Zukunft gaffte ihn daraus an — frech und öde.

In das bleiche, ausgemergelte Gesicht und die spitze Stimme seiner Haushälterin, in ihr genaues, ein wenig zänkisches Wesen mußte er sich dann einlernen wie in die Leere seiner Stuben. Sein Haus war

Digitized by Google

wohlbesorgt. Kein Staub war auf seinen Möbeln, kein Knopf fehlte an seinen Kleidern, keine Flecken blieben ungereinigt. Aber die Fenster wurden auch beim rauhesten Winde just so lange geöffnet, als Dame Anna es für die Lüftung nötig hielt, und sie fragte nicht, ob es seinem Befinden wohlbekomme. Trat er an einem Fegetag auf einen neusauberen Boden, so keifte sein Hausdrache, in dem Hause sei alle Mühe umsonst. Und mit Klagen über die Nachlässigkeit ihrer Hilfsmägde, über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und die Unredlichkeit der Hauslieferanten im besonderen lag sie ihm täglich in den Ohren. Nach seinem persönlichen Wohle dagegen vergaß sie zu fragen, und zu einem freundlichen Worte, einer Aufmerksamkeit, wie Frauenhände sie zu bieten vermögen, hatte sie kein Geschick. Darüber verlor er ein wenig die Liebe und Freude für seine Wohnräume. Es war nicht mehr so recht behaglich und gemütlich dort. Er blieb länger bei seiner Arbeit, länger in seinem Kontor. Er begab sich häufiger in einen Klub alternder Herren, wo politisiert, Karten und Billard gespielt und Zeitungen gelesen wurden. Ein paar gute Bekannte waren da. Sie liebten seine, er ihre Gesellschaft. Nur das Gemüt kam ein bißchen zu kurz dabei. Man war in einem fremden Lokal, man sprach von Dingen, die außer einem lagen, nur vom Ureigensten gab man einander nichts, konnte man einander nichts geben.

Seine Kinder vergaßen ihn nicht. Karl, der Sohn, zwar war und blieb fort, doch schrieb er regelmäßig.

Digitized by Google

Ellen war ein fleißiger Gast im Hause und bat auch ihn häufig zu sich. Sie hatte indessen zwei Knaben, die sie stark in Anspruch nahmen. Und irgendwie lag zwischen ihr und ihm etwas, was sie nicht ganz überwanden, vielleicht eine kaum sich selbst gestandene Verstimmung seinerseits, eine leichte Befangenheit ihrerseits, beide aus jenen Tagen stammend, da sie sich in ihren Ansichten nicht hatten finden können.

Sie alle hatten nicht mehr wie früher einen gemeinsamen Weg. Neue Straßen taten sich den Jungen auf. Selbst seine Jüngste entfernte sich aus des Witwers Hut und Freude. Er besuchte sie häufig. Aber die junge Doktorsfrau half ihrem Gatten bei seiner Tätigkeit, seine Kranken nahmen sie manche Stunde des Tages in Beschlag. Er teilte ihre Frische, ihre Treuherzigkeit, die Liebe, an der er sich gewärmt, mit Fremden. Bald würden auch noch andere Anwärter auf diese Güter kommen; denn auch Gritli ging ihrer Mutterschaft entgegen.

Zeit verging. Zeit verrauschte.

Der Witwer war nicht unglücklich. Er hatte nur eine leere Stelle im Haus und im Herzen.

Es kam ein harter Winter. Vögel fielen tot von den Bäumen, so kalt war es. Schnee konnte nicht fallen, der eisgraue Himmel tat sich nicht auf. Auf den Straßen lag ein feiner, trockener Staub, der sich einem auf die Brust setzte. Wo einer Wasser ausgoß, da entstand Eis.

Eines Nachts auf dem Nachhauseweg von seinem Klub glitt Schwyzer auf einer vereisten Straßenstelle

Digitized by Google

aus und tat einen schweren Fall. Man brachte ihn in seine Wohnung. Er hatte einen Beinbruch und eine Hüftverletzung erlitten. Viele Wochen lag er zu Bett. Dann genas er so weit, daß er sich mit Hilfe von Krücken vom Lager an seinen Wohnstubenfensterplatz begeben konnte. Von da aus leitete er nun sein Geschäft. Da stand jeden Morgen sein alter Prokurist bei ihm, erstattete ihm Bericht und holte sich Weisung. Manchmal hieß er ihn sich zu ihm setzen, und sie kamen von der Gegenwart ab auf frühere Zeiten, wohl auch auf die Zukunft. Müller hatte zitterige Hände und wackelte ein wenig mit dem weißen Kopf. Einmal sagte er, er müsse nun bald daran denken, sich in den Ruhestand zu begeben.

„Was soll dann werden?" fragte der Witwer.

Sein Helfer wußte nicht recht Rat. „Schade, daß Herr Karl sich einen anderen Beruf erwählt hat," sagte er.

„Es treibt die Jugend in die Fremde," antwortete der Bankier. Sein Blick verschleierte sich und ging weit fort, als ob es auch ihn in eine Ferne triebe.

Wie alt er geworden ist, dachte der Weißkopf von ihm, und wie müde.

„So müssen wohl bald andere Hände unsere Arbeit tun," fuhr der Witwer fort.

Dann berieten sie die Vereinigung des Bankhauses mit einer befreundeten Firma.

Nach einer Weile entfernte sich der Prokurist. Der Bankier blieb an seinem Fenster und sah hinaus.

Über den gepflasterten Platz unten mit dem großen,

Digitized by Google

vielröhrigen Brunnen ging das Getriebe der Fußgänger. Wagen rasselten. Jetzt und jetzt ratterte und läutete die Straßenbahn. Zuweilen erblickte der Einsame einen Bekannten; aber es kümmerte ihn nicht. Das Leben da draußen war ihm nichts mehr. Er nahm eine Zeitung oder ein Buch auf und las. Er hörte das Ticken der Uhr an der Wand. Es war still, still, still.

Auf dem Blumenberge drüben lag ein wenig Sonne. Ob die Fahrs noch dort wohnten?

Plötzlich schreckte ein Klirren den Sinnenden auf. Dann folgte ein langes, nicht enden wollendes Aufbegehren einer schrillen Stimme. Die Magd hatte etwas zerschlagen und Anna, die Haushälterin, zankte sie dafür. Und als sie damit zu Ende war, riß sie eine Tür auf und schmetterte sie wieder zu. Der Herr mußte doch spüren, wie viel Zorn sie sich seinetwegen machte.

Ellen hatte oft nach dem Vater gesehen. Eines Tages besuchte auch Gritli ihn wieder. Und was jener nicht geschehen, geschah dieser. Sie bekam große, erschreckte Augen. Des Vaters Umgebung war von der Moderluft der Verlassenheit erfüllt.

„Bist du nicht zu viel allein, Vater?“ fragte sie mit zitternder Stimme. Der Perpendikel, der an der Wand drüben hin und her huschte, schien ihr etwas Gespenstisches zu haben. Er war das einzig Lebendige im Zimmer, war es wohl stundenlang schon gewesen.

„Mein alter Prokurist kommt noch jeden Werktagmorgen,“ antwortete der Witwer. „Bis Neujahr,“

Digitized by Google

fügte er hinzu. Er zog die Decke höher, die ihm auf den Knien lag.

„Manchmal spricht auch einer der Klubfreunde vor," tröstete er zuletzt, als er Gritlis Bestürzung gewahrte.

Da übermannte es die Tochter auf einmal, daß sie sich neben dem Vater niederwarf und weinend den Kopf auf seine Knie drückte.

In diesem Augenblick kam Ellen herein und fragte erstaunt, was sich begeben habe.

Gritli sah auf. „Es ist schlecht von uns gewesen, Schwester, schlecht," sagte sie. Sie zitterte vor Erregung am ganzen Leibe.

Ellen verstand. Sie schaute hilflos vom einen zum anderen.

„Jetzt hätte er jemand, dem er gut wäre, und der für ihn sorgte," fuhr Gritli fort.

Der Witwer richtete sich auf. „Das sagt man nun so und denkt man nun so," sprach er nachdenklich, „aber niemand weiß, wie alles gekommen wäre. Vielleicht hätten wir uns alle darein gefunden — — wäre es das Glück gewesen. Vielleicht aber hätte sich aus den Hindernissen in uns die große Scheidewand aufgebaut, die uns alle von jenem getrennt hätte."

„Wir hätten nicht Schicksal spielen sollen," klagte sich Gritli an.

„Habt ihr das getan?" fragte der Vater dagegen. „Wir halten uns alle für wichtiger, als wir sind. Wir lernen, handeln, hoffen. Wir suchen die Verhältnisse zu gestalten, aber sie spielen mit uns. Wir verändern uns nicht, sie aber wechseln so stet, daß

Digitized by Google

wir täglich verwirrt nach unserem Wege suchen müssen."

Ellen wußte noch immer nicht, was sie sagen sollte. Der Hausbackenheit ihrer Junghausstandsinteressen gingen die Gedankenwege der anderen beiden zu tief. Sie war sich keiner Schuld bewußt, aber etwas Unbestimmtes bedrängte auch sie. Aus dieser Empfindung heraus schlug sie vor: „Wir müssen häufiger beisammen sein. Hans muß regelmäßig zum Kartenspiel zu dir kommen, Vater. Auch mußt du uns wirklich öfter besuchen, wenn du erst wieder gehen kannst."

Der Witwer lächelte. „Gewiß! Gewiß! Es wird alles sehr hübsch werden."

Vielleicht sah Gritli den ungewollt wehmutsvollen Ausdruck, der einen Augenblick lang an seinem Mund erschien. Vielleicht aber entging er selbst ihr.

Die Unterhaltung nahm dann eine Wendung. Die beiden Töchter sprachen von ihren Männern, von ihren Häuslichkeiten. Sie erzählten dem Vater von ihren Freuden und Sorgen. Ihre Stimmen klangen so weich und liebevoll, wie es ihren Gefühlen angemessen war.

Nach einer Weile meinte Ellen, daß sie heim müsse.

„Ich begleite dich," sagte Gritli, und zum Vater sich wendend, bat sie: „Du gestattest doch, daß ich eine Besorgung mache? Ich werde sehr bald zurück sein."

„Geh nur," nickte er. Seine Augen ruhten warm auf ihr. Er spürte wieder ihre Liebe.

„Wohin willst du denn?" fragte Ellen die Schwester, als sie zum Ausgehen fertig die Treppe hinunter stiegen.

Digitized by Google

„Zu — den Fahrs," antwortete die andere mit einer plötzlichen Entschlossenheit und Festigkeit.

„— den Fahrs?" fragte Ellen stockend und maßlos erstaunt.

„Ich weiß nicht, was ich erreichen will," entgegnete die Schwester. „Ich — meine nur, daß von diesem Gang uns Hilfe kommen könnte."

Nun wehte ihr Schrecken auch Ellen an. Sie verstand sie noch nicht. Sie wollte sich auch wehren, allein sie fand keine Worte. Nur am Fuße des Blumenberges, als sie sich trennten, widerstrebte sie noch: „Muß das wirklich sein?"

„Es muß," antwortete Gritli.

Sie gaben sich die Hände.

Gritli Schwyzer ging ihren Bußweg.

10.

Frau Fahr saß breit und behäbig in ihrem Stuhl, aber es war die gewohnte Würde an ihr, während sie Gritli fragte, was ihr die Ehre ihres Besuches verschaffe.

Julia war ein wenig bleich, ihr Gesicht hatte viel von seiner Jugendlichkeit verloren und trug die Spuren einer leisen Müdigkeit, wie eintönige Arbeit und Spärlichkeit der Zukunftshoffnungen sie einkerben. Sie setzte sich nicht zu den beiden anderen, sondern machte sich, sachte hin und her gehend und wie von Unruhe getrieben, im Zimmer zu schaffen.

Digitized by Google

„Es wird mir nicht leicht zu erklären, weshalb ich komme," begann Gritli. „Ich hätte vielleicht früher kommen sollen. Mein Vater hätte es wohl gewünscht."

Frau Fahrs Spannung war geweckt.

Julias Hand, die Blumen in einer Vase ordnete, zitterte.

„Mein Vater — ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß er einen Unfall erlitten hat — von dem er sich vielleicht niemals mehr ganz erholen wird. — Er ist sehr einsam."

Frau Fahrs Erstaunen wuchs. Wie merkwürdig das alles war!

„Es tut mir sehr leid," sagte sie. „Wir verehren Ihren Herrn Vater sehr."

„Ich komme, Sie zu bitten, daß Sie sich seiner etwas annehmen möchten."

„Ich?"

„Sie beide."

„Wir?"

„Sie sind die Menschen, die ihm in seinen letzten Jahren am meisten bedeutet haben."

Frau Fahr warf einen Blick zu Julia hinüber. Sie wünschte, daß jene die Unterhaltung nicht gehört hätte. Sie beide hatten still dahingelebt. Julia war morgens weggegangen, mittags zur Mahlzeit und abends zum Feierabend wiedergekehrt. Sie hatte nicht geklagt, zeigte sich zufrieden mit ihrer Arbeit und der Gesellschaft der Mutter, aber es war keine rechte Freude, keine rechte Jugend mehr in ihr, als sei ihr etwas in die Brüche gegangen, was sie nicht verwinden

Digitized by Google

konnte. Indessen fuhr die Mutter zurückhaltend, wie ein wenig überdrüssig weiter: „Das Gerede, das einmal entstanden war, hat Sie wie uns bemüht. Lassen Sie das alles vorüber sein."

„Die Dinge liegen jetzt anders," verteidigte sich Gritli. „Wir Kinder wußten den Weg nicht. Jetzt — wenn wir Sie zurückholen —"

Frau Fahrs Augen wurden feucht. Sie fühlte sich hingezogen zu der jungen Frau, die vor ihr saß. Sie spürte, daß nicht böser Wille, Hochmut oder kleinliche Eifersucht ihr und Julia vordem den Eintritt in das Schwyzersche Haus verwehrt hatten, daß vielmehr nur das alte Schicksal wieder gewaltet, daß Menschen, die auf verschiedenen Wegen das Richtige suchten, einander Leid bereitet hatten.

„Mein Vater weiß nicht von meinem Hierherkommen," erklärte Gritli weiter. „Aber ich möchte ihm etwas wiederbringen, was, wie ich fühle, er schwer entbehrt." Sie ängstigte sich plötzlich, daß sie ihren Zweck nicht erreichen werde, und sie sprach eindringlicher und aus innerster Bewegtheit.

Frau Fahr ahnte den tiefen Schrecken, der sie hergetrieben. Noch unschlüssig und halb zu Julia gewendet, antwortete sie: „Ich weiß nicht — vielleicht — wir könnten ja wohl einmal nach Ihrem Herrn Vater sehen."

Julia trat näher. Die Augen standen ihr dunkel und tief in dem farblosen Gesicht. Sie sah die Mutter ratlos an.

„Kommen Sie! Ich bitte Sie," bat Gritli. Sie streckte ihre Hand aus. Und sie tat es nicht mehr

Digitized by Google

nur um des Vaters willen. Zum erstenmal dem Mädchen ihr gegenüber wirklich näher gebracht, empfand sie selbst etwas vom inneren Wert der anderen.

Julia ergriff die gebotene Hand. „Gewiß!" antwortete sie wie mit jähem Entschluß. „Ich werde kommen."

„Wann — sollte es sein?" fragte noch immer zögernd Frau Fahr.

„Je früher, desto besser."

„Sie werden dort sein?"

„Ich will Ihnen zeigen, daß wir uns freuen werden."

Gritli stand auf. Noch besprachen sie die Stunde des Besuchs. Sie fühlten sich noch etwas fremd. Aber ihre Blicke tauchten warm ineinander.

Das Unerwartete kam zustande. Frau Fahr und ihre Tochter erschienen bei dem Witwer. Gritli hatte ihm nichts gesagt. Aber sie selbst öffnete die Tür für die zwei Gäste.

Es war ein kalthäßlicher Tag, der die Augen zu keinem Leuchten aufbrachte. Wind fegte durch die Gassen, jetzt einen Regenschauer marktüber peitschend, jetzt stöbernden Schnee gegen die Fenster werfend. Der Witwer fröstelte, trotzdem geheizt war. Gritli wollte morgen zu ihrem Mann in die Berge zurückfahren, und er dachte an die kommenden Tage des noch langen, grauen Winters, an den alten Müller, der nun nächstens in den Ruhestand treten sollte, an die Leere und Langsamkeit der Tage und des Lebens. Da ging die Wohnungsglocke. Er hörte Gritlis Stimme, wie sie Besuch empfing, Besuch in seinem stillen, immer stiller

Digitized by Google

werdenden Hause. Unwillkürlich erregte es ihn. Wer mochte das sein?

Dann führte seine Jüngste die zwei Frauen herein.

„Du bekommst Gäste, Vater, Gäste, die wissen möchten, wie es dir geht."

Er richtete sich auf. Mit Hilfe seines Stockes zwang er sich auf die Füße, so daß er schlank und noch immer stattlich dastand. Nur Wangen und Stirne trugen die Zeichen seiner Krankheit.

Wie gealtert er ist, dachte Julia. Das erste, was sie sah, war sein weißes Haar.

Aber Carl Otto Schwyzer sah seine Jüngste an, halb noch zweifelnd, halb in tiefer Bewegung. Hatte sie ihm das bereitet?

Gritli lächelte. Dann rückte sie den Frauen Stühle zurecht.

Man setzte sich.

„Sie sind seit längerer Zeit krank, höre ich," führte Frau Fahr sich ein.

Der Witwer schob eine schmale Hand über die Lehne des Krankenstuhls. „Es ist zur unrechten Zeit gekommen," sagte er wehmütig, „zu früh, um eine ernstliche Gefahr zu bedeuten, und zu spät — um noch überwunden zu werden."

Dann wandte er sich zu Julia, die dicht neben ihm saß. Es war ihm, als müßte er hundert Fragen zugleich an sie richten. Sein Herz schlug dabei ganz jung und ungestüm und doch mit einer Schmerzlichkeit, die fast körperlich war. Er fragte nach ihrem Ergehen, ihrer neuen Stellung. Er wunderte sich,

Digitized by Google

daß sie noch immer — bei ihrer Mutter war. Aber nach dem Warum erkundigte er sich nicht.

Auch Julia war erregt. Aber manches schien ihr heute so anders als einst. Sie hatte sich in ihren neuen Alltag gefunden, um eine Hoffnung ärmer, die kaum eine gewesen war. Sie hatte an ihn gedacht, ihn und seine Güte entbehrt, weil beide eine Zeitlang in ihrem Leben einen Höhepunkt geschaffen. Aber wenn je ein Gedanke daran in ihr gewesen war, daß sie beide sich näher treten könnten, so schwieg der jetzt. Es schien so spät. Schwyzer so still geworden. Alles, was sie in diesem Augenblick wünschte, war, ihm etwas zuliebe tun zu können.

Die Unterhaltung wurde allgemein und lebhaft. Man sprach vom Übergang des Schwyzerschen Geschäftes an seine Nachfolger, sprach von Gritlis jungem Ehestand. Die Fahrs erzählten aus ihrem Leben.

Der Witwer hörte jetzt zu, freute sich, daß er über manches schon Bescheid wußte, und spürte, daß sich Fäden zwischen seiner Jüngsten und den Gästen anspannen. Es machte ihn fröhlicher, denn seit langem.

Auf einmal traf Ellen ein. Die jüngere Schwester hatte sie verständigt, wen sie antreffen werde. Und sie kam mit allem Vorurteil und doch von heimlicher Unruhe getrieben. Sie überwand ihre Förmlichkeit noch nicht, aber sie gab sich Mühe, in der kleinen Gesellschaft nicht zu stören, und war insbesondere um den Vater eifrig bemüht.

Die Stimmung blieb eine freundliche. Einmal platzte die Haushälterin Anna ins Zimmer und beantwortete Schwyzers Ersuchen, den Tee zu bereiten, mit der

Digitized by Google

brummigen Bemerkung, es werde ziemlich lange dauern; denn der Herd wolle heute nicht brennen. Frau Fahrs und Gritlis Blicke trafen sich. Sie hatten beide den gleichen Gedanken, daß das Walten einer gütigeren Hand dem Hause wohl not täte.

Der Tee kam indessen ohne allzu große Verspätung herein. Gritli sprach von ihrer Wiederabreise und wie sehr die Schwester durch ihren Haushalt in Anspruch genommen sei. Die Fahrs fühlten, wie Schranken fielen. Sie wurden fast wider Willen zu der Versicherung geleitet, daß sie gerne zuweilen nach dem Leidenden sehen würden.

Der Witwer dankte. Es war ihm, als träumte er. Es ging wie eine leise späte Sonne durch seine Räume.

Die Fahrs brachen bald auf. Carl Otto Schwyzer blieb mit seinen Töchtern allein.

Sie sprachen nicht eigentlich von dem, was geschehen war. Nur Gritli sagte einmal: „Man soll die Menschen nie durch die Brille des Übelwollens ansehen." Aber auch in Worten, die in keiner Beziehung zu dem Ereignis standen, lag ihre Liebe zum Vater schlackenloser denn vorher. „Ich schreibe dir bald. Auch komme ich bald wieder," sagte Gritli. Ellen versicherte: „Ich bringe dir morgen die Kinder." Und sie begann kleine Vorfälle zu erzählen, die die Anhänglichkeit der Knaben an den Großvater dartaten.

Der Witwer sonnte sich im Wohlstand der Dinge. Seine ernsthaften, grauen Augen hatten einen tiefen Glanz.

Was aber dieser Tag gezeitigt, das bauten weitere

Digitized by Google

aus. Die Fahrs kamen wieder. Sie hatten nicht länger Ursache, fern zu bleiben. Gritli, wenn sie zu Besuch in die Stadt kam, suchte jederzeit auch sie auf, und zwischen ihr und Julia spann sich eine Freundschaft an. Jene kamen aber auch, weil sie erkannten, daß der Leidende ihrer bedurfte. Er wurde nicht kränker, aber er konnte sich nicht erholen. Und er hatte kein Verlangen mehr nach der Außenwelt. Er vergrub sich in Bücher und in die Stille. Mit dem alten Müller, seinem einstigen Arbeitsgenossen, der nun im Ruhestand lebte und ihn zuweilen besuchte, sprach er noch etwa von Geschäften, die Leitung dessen aber, was in seinen Kontorräumen unten geschah, lag in fremden Händen. Seine Bekannten, anderswo vergnüglicheren Verkehr findend, blieben allmählich weg. Aber er bedurfte nun ihrer auch nicht mehr. Nicht daß Frau Fahr trotz ihrer weltweisen Art und vielleicht etwas hausbackenen Wohlmeinenheit ihm übermaßen viel bedeutet hätte; aber mit ihr und durch sie kam ja Julia. Mit ihr zuerst, dann manchmal auch allein. Die Mutter bot ihm an, daß die Tochter manchmal Sonntags oder abends ihm vorlesen oder mit ihm eine Schachpartie spielen möge. Anfänglich begleitete sie Julia. Dann fand sie nicht immer Zeit oder war — sie litt an Gicht — durch übles Wetter am Ausgehen verhindert. So begann Julia allein zu kommen.

Schon das erste Alleinsein bahnte ein Verhältnis an, das nicht Hoffnungen wieder aufweckte, die tot waren, aber jedem von ihnen bewußt werden ließ, daß ihre Seelen in einem tiefen Zusammenklang schwangen.

Digitized by Google

Es war Sonntag, die Mägde waren fort. Nichts regte sich im Hause. Selbst unten auf der Straße war kein Verkehr; nur zuweilen schallten die Schritte eines Fußgängers zu ihnen herauf. Julia hatte vorgelesen. Und nun kam der Abend über sie.

Julia ließ das Buch sinken; schon zweimal hatte Schwyzer sie gemahnt, daß sie sich die Augen verderbe.

„Sie lesen sehr gut," lobte der Witwer. „Ich liebe den Klang Ihrer Stimme."

Er sprach das so, als lausche er noch auf das Verhallen ihres Wortes.

Sie antwortete nicht. „Soll ich Licht machen?" fragte sie befangen.

„Warten Sie noch," bat er.

Sie wandte sich ein wenig gegen das Fenster zurück, an dem sie saß. Unten zündete ein Mann mit einer langen Stange eine Gaslaterne an. Ihr aber floß noch ein Rest von Tageshelle um die anmutigen Schultern, das nicht mehr ganz junge, ruhige Gesicht blieb im Schatten.

„Wie still die Stadt ist," sagte sie.

Der Witwer ließ den Blick auf ihr ruhen und achtete nicht auf ihre Worte.

„Es ist merkwürdig, daß Sie nun doch hier bei mir sitzen," sagte er.

„Fast wie ein Märchen," entgegnete sie.

„Eine Erfüllung, ob auch nicht die erhoffte."

„Und vielleicht doch am besten so."

Einen Augenblick lang bebte in beiden etwas, was nach Ausbruch heischte, was noch aus vergangenen

Digitized by Google

Tagen stammte, aber es war, als dämpfte die wachsende Dämmerung ihre Empfindungen.

„Es ist so gut, daß Sie hier sind," fuhr Schwyzer fort. „Ich darf nicht daran denken, daß Sie es einmal wieder nicht sein könnten."

„Sie haben Ihre Kinder."

„Es gibt etwas, etwas Unerklärliches, was einem das eigene Blut nicht geben kann."

Sie war aufgestanden und wandte sich ein wenig ab von ihm. „Ich weiß es," sprach sie. „Ich habe es gefühlt, wann ich mit meiner Mutter war."

Wieder rauschte das Blut in ihnen. Und wieder verebbte die Wallung, wie vom Dunkel beruhigt. Die Zeit war vorbei.

„Nun ist es doch zu sehr Nacht geworden," sagte Julia. Sie drehte die Lampen auf, ließ die Vorhänge an den Fenstern herunter und fragte nach des Witwers Wünschen für die Abendmahlzeit. Dann begab sie sich in die Küche.

„Damit Sie nicht zu lange zu warten brauchen, wenn Anna zurückkommt," erklärte sie im Hinausgehen.

Später deckte sie den Tisch.

Er ließ sie gewähren und folgte ihr nur mit den Blicken, während sie hin und wider ging.

Es schien ihnen, als könne es gar nicht anders sein, als daß das eine sorgte, das andere behaglam dieser Sorge sich überließ. Es stimmte sie so zufrieden, daß sie mit langsamen und gedämpften Stimmen zueinander sprachen, als ob Lärm den Zauber stören könnte.

Digitized by Google

Als die laute Anna ankam, verabschiedete sich Julia. Tellerklappern und das Keifen einer scharfen Stimme verkündete dem Zurückgebliebenen, daß wieder Alltag war. Aber er merkte es nicht. Es war etwas Neues in seinem Hause, das nicht unterging mit diesem zu Nacht gewordenen Tage.

*

Julia Fahr kam wieder und wieder. Sie und ihre Mutter hatten einen neuen Lebenszweck in ihrem Samariteramte, und es wurde ihnen lieber, je mehr sie seine Bedeutung für ihren Pflegling erkannten. Frau Fahr war aber nicht eitel und wußte wohl, daß ihre Nähe dem Invaliden nicht brachte, was die Julias, und sie ließ bald mit Willen die Tochter allein gewähren. Der Zustimmung von Schwyzers Kindern sicher, fragte sie nun nicht mehr nach den sauren Mienen von dessen Haushälterin, nicht mehr nach der Meinung der Welt.

In des Witwers Zimmern standen Blumen. Julia brachte und pflegte sie. An seinem Fenster hing ein Kanarienvogel und sang in den hellen Tag. Julia hatte ihn hingehängt. An jedem Abend lag ein Buch für sie bereit an seinem Fensterplatz. Und wenn sie gelesen hatte, erwogen sie das Gelesene, ernsthaft, mit Wißbegier, mit Freude am Schönen. Zuweilen begegneten sich Blicke. Zuweilen streifte ein Körper den anderen, wehte des einen Atem um des anderen Wange oder ruhte selbst eine Hand versonnen oder liebevoll auf der des Genossen. Das war alles ein Besitz, ein Reichtum. Keines wünschte mehr.

Digitized by Google

Ellen, wenn sie kam und das Verhältnis zwischen den zwei Menschen sah, das ruhige Gleichmaß ihres Wesens atmete, empfand das nicht bis in seine ganze Tiefe. Sie sagte etwa daheim zu ihrem Manne: „Jetzt hat der Vater seinen Willen," und fügte bei, daß gegen Julia Fahr nichts einzuwenden sei. Sie fand sich ab mit dem, was war, aber sie erkannte nicht mehr, als das Äußerliche daran. Gritli jedoch, bei längeren Besuchen, tat dem Verhältnis der zwei Menschen nicht nur die hellen Augen, sondern das verständige Herz auf. Sie freute sich nicht an des Vaters Zufriedenheit allein, sondern an diesem Vater selbst, der in keinem Wort, keiner Gebärde etwas hatte, was die Anwesenheit des viel jüngeren, fremden Mädchens in seinem Hause hätte sonderbar erscheinen lassen. Sie sah, daß er wieder teil am Leben nahm, klug und vornehm, wie er es immer getan, über dieses Leben urteilte, das Julia Fahr ihm von außen hereintrug, wie er dieser mit seinem Rat und seinem Urteil Schutz und Halt gewährte, und empfand froh, daß solchen Schutz und Halt auch sie jederzeit bei ihm finden würde. Sie freute sich aber auch an Julia, wie sie mit wortlosem, natürlichem Takte die Aufgabe durchführte, die sie übernommen. Sie gewann dieses Mädchen lieb, fühlte dessen Liebe für sich erwachen und wuchs als dritte in den Bund hinein, der sich gestaltete. Sie war schuld, daß nach einigen Monaten Julia ihre Stellung aufgab, daß die allzu schartige Anna entlassen wurde und Julia tagsüber das Hauswesen leitete, in dem zwei Mägde die rauhere Arbeit verrichteten.

Digitized by Google

Herbsttage kamen. Frühe Abende vergoldeten die Hänge, an denen das grüne Gras langsam starb. Fenster leuchteten. Weiße Wolken segelten ruhevoll nach Westen. Abendglocken klangen voll tiefer Harmonie an das Haus des Witwers. Zuweilen, wenn sie ausschwangen und ihr Ton nur noch ein summendes Echo war, schloß der kleine, gelbe Vogel in seinem Bauer die Augen und zwitscherte kaum hörbar, nur noch als träumte er, als ahmte er an seinem kleinen Orte den verklingenden Erzton nach.

Um diese Stunde saßen Schwyzer, seine Jüngste und Julia Fahr oft beisammen.

„Karl wird bald heimkommen," erzählte der Witwer einmal.

Er wußte nicht, daß Gritli den Sohn gemahnt hatte. Er wußte nicht, daß er seit einer Woche kränker war, als ihm verraten wurde. Er sah an den Blumenberg hinauf, über den die Sonne sanft hinglitt wie weiße, zärtliche Hände über ein Menschenhaupt. Und sein Blick kam zurück und traf die Frauen. Er sah ihre Hände ineinander liegen. Er atmete tief auf.

Jetzt blitzte eine Wolke ins Fenster. Schneeweiß, glänzend wie Seide. Sie zog daher — dahin. Er folgte ihr mit den Augen. Er sah sie weit in die Ferne schwimmen, immer noch sichtbar, immer noch und immer heller, je ferner sie war, wie ein entschwindender Gedanke, eine im Vergehen doppelt wundersame Hoffnung. Und es war ihm wie ein Abbild dieser seiner letzten wunschlosen Zeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Reitstunde

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Der achtjährige Herzog von Burgund saß in einem der rotseidenen Sessel mit den Goldlehnen und schaute vor sich hin ins Leere. Die zarte Gestalt des fürstlichen Knaben hatte etwas von der Zerbrechlichkeit der Nippsachen und Möbelstücke, die das Zimmer füllten, der Porzellanstatuetten und Vasen, der Tische mit den geschmeidigen Beinen und der Spiegel mit den Schnörkelrahmen. Zu den bunten und heißen Farben der Polster und Portieren stand die Erscheinung des Kindes in einem erstaunlichen Gegensatz. In schwarzen Samt gekleidet, die schlanken, in schwarzen Seidenstrümpfen steckenden Beine hochgezogen, saß der Herzog in dem hochlehnigen Stuhl. Sein leichtgelocktes Haar war so schwarz und weich wie sein Gewand, nur des Glanzes entbehrte es und stach von der Seide der Stuhllehne ebenso scharf ab wie die schöne schneeweiße Stirn und die langen feinen Finger, die in nervösem Spiel an den Armstützen des Sessels auf und nieder glitten.

Durch ein hohes, von den Vorhängen halb verdecktes Fenster schaute der blaue Tag, Sonne, gedämpft von einem leisen Nebelschleier, der über Versailles spann, und drang das Geräusch von Hufschlägen.

Der Herzog hob sich ein wenig im Stuhl und suchte mit den dunkelbraunen, ausdrucksvollen Augen das Freie. Das war der Vater, der Dauphin Ludwig, der da mit seinem Gefolge einen Ritt durch den Park antrat! Er war eben noch hier im Zimmer gewesen,

Digitized by Google

und die Stirn des Herzogs war noch feucht von dem Kuß, den er vor dem Fortgehen darauf gedrückt hatte.

„Warum kann ich nicht reiten lernen?“ hatte der kleine Herzog gefragt.

„Wenn du stärker und größer bist, wirst du es können,“ hatte der Vater geantwortet.

Der Herzog dachte nach. Er war nicht sicher, daß das, was der Vater gesagt hatte, sich erfüllen würde. Die Prinzen des königlichen Hauses saßen früh zu Pferde, ihn hatte man noch nie zum Unterricht zugelassen. Manchmal stand in den Augen der stolzen Mutter ein seltsamer Ausdruck, halb der tiefen Sorge, halb des Bedauerns. An den mußte er jetzt denken, und es war ihm wie eine Bestätigung seiner Furcht, daß des Vaters Wort sich nicht erwahren werde.

Das königliche Kind ließ sich in die Polster zurücksinken und betrachtete die durchsichtigen Hände. Es schauerte zusammen. Als ob die Entdeckung seiner körperlichen Schwäche ihm das Alleinsein zur Unbehaglichkeit mache, schaute er sich in dem überladen ausgestatteten Gemach fast furchtsam um. Wie still es war! Wo waren die anderen alle? Sie würden einen strengen Verweis bekommen, die Männer und Frauen des persönlichen Dienstes, wenn man erführe, daß er schon fünf Minuten oder länger allein geblieben war! Die Bilder an den Wänden glotzten ihn an. Die Büste des Großvaters, des Königs selber, starrte mit den glanzlosen Augen nach ihm, als entsetzte sie sich. Grauen befiel das Kind. Sein Herz klopfte heftig. Dann glitt es hastig vom Stuhl, um

Digitized by Google

nach der Türe zu eilen. Im gleichen Augenblick öffnete sich diese jedoch und der Marquis de la Haie trat ein.

„Mon Dieu," sagte der Knabe. Sein wie zum Weinen verzogenes Gesicht hellte sich jäh auf. Dann lachte er.

„Königliche Hoheit sind ganz allein?" fragte der Marquis bestürzt.

Der Herzog reichte ihm die Hand. „Ich habe mich gefürchtet," gestand er, halb beschämt, halb belustigt.

„Wer hatte den Dienst?" fragte der Marquis streng.

„Die d'Albon," antwortete der Knabe. „Aber sie ist nicht schuld. Ich sandte sie zur Mutter hinüber."

Er zog den Marquis zu einem Sessel. „Werde ich reiten lernen können?" fragte er, mit seinen Gedanken dort wieder anlangend, wo sie vorher sich festgehakt hatten.

„Sicher — mit der Zeit," entgegnete der andere ehrlich. Er stand vor dem schmächtigen Kinde wie ein mächtiger Baum. Aus seinem kühnen, glatten Gesicht schaute die Gutmütigkeit. Das Hofgewand verbarg die Tatsache nicht, daß ihm die Kriegsrüstung besser stand.

„Sie werden mich lehren, Marquis," bat der Herzog, er umspannte mit den Ärmchen die beiden schweren Schultern des Erziehers. „Sie werden wissen, wann ich stark genug bin."

Der Marquis neigte sich herab. Eine väterliche Zärtlichkeit strahlte in seinen stahlgrauen Augen. Er liebte das edle Kind, dessen Geist in alle Höhen flog und die Ritterlichkeit besaß, deren Forderungen der

Digitized by Google

kränkliche Körper noch nicht völlig zu erfüllen vermochte. „Wir werden beginnen," tröstete er, „wir werden beginnen. Und wenn wir es auch am Holzpferde lernen müssen."

Der Herzog streichelte ihm die Hände. „Der Vater ist fortgeritten," sagte er. Aber seine Gedanken waren nicht bei den eigenen Worten, sondern streiften ins Weite. Plötzlich bat er: „Ich möchte jetzt gleich das Schaukelpferd haben."

Der Marquis erhob sich, ging zur Tür und sprach ein paar Worte mit dem Diener, der draußen auf Befehle wartete. In diesem Augenblick kam die Gräfin d'Albon zurück. „Ich fand den Herzog ganz allein," sprach De la Haie sie noch im Flur an.

Die Gräfin antwortete: „Ich wollte früher zurück sein. Aber" — fügte sie vertraulich hinzu, „der Herzog wird uns nicht verraten, Marquis."

„Kein Grund für uns, in seinem Dienste lässig zu sein," entgegnete der andere mit ehrlicher Derbheit.

Die d'Albon errötete unter der Schminke, dann überfiel sie das königliche Kind mit einer Flut von zärtlichen Worten.

Der Diener kam zurück und brachte dem Marquis eine Meldung. Dieser verneigte sich lächelnd vor dem kleinen Herzog. „Unser Bukephalos wartet, Hoheit."

Der Herzog sprang ihm an die Hand. „Wir gehen reiten", warf er, zur Gräfin gewandt, hin, und als diese ihm folgen wollte, hob er mit einer wundersam überlegenen Bewegung die schmale Hand und sagte altklug: „Es ist nichts für Frauennerven."

Digitized by Google

Sie bog sich tief, warf sich dann, ein Buch ergreifend, in einen Sessel und blieb zurück.

Der starke, kriegerische Mann und der fürstliche Knabe durchschritten einen langen, von zwölf Fenstern erhellten Flur. Auf den Marmorfliesen hallten die Schritte des Marquis hart, die des Herzogs waren leise und schwebend. Die Tageshelle überströmte sie, und es war, als ginge ein Elf neben einem Bären.

„Ich will den Vater bitten, daß er Sie immer bei mir läßt, Marquis," schmeichelte der Knabe unterwegs. Dabei hob er die Augen zu denen De la Haies, und es funkte eine leidenschaftliche Zärtlichkeit von einem zum andern.

Sie kamen in einen Saal, in dem nur wenige hohe Sessel an den mit Stukkaturen geschmückten Wänden standen. Von der reichen Decke hängten schwebende Putten ihre plumpzierlichen Füßchen. Rotsamtene Vorhänge ließen nur einen Teil des Lichtes der hohen Fenster herein. Auf einer Goldkonsole schlug eine kunstvolle Uhr ihren lauten Pendeltakt. Auf dem vielfarbigen Marmorboden stand in der Mitte ein Schaukelpferd. Es hatte die Größe eines wirklichen Pferdes. Ein Holzbildhauer hatte es geschnitzt, der Hofsattler es aufgezäumt. Zwei Diener standen daneben, es in Bewegung zu setzen.

Der Herzog sah sich um. „Ich will heute keine Zuschauer," sagte er eigenwillig und nahm dem einen Lakaien die zierliche Reitgerte mit dem Goldknopf ab, die er hielt.

„Geht! Geht!" winkte er mit beiden Händen, das

Digitized by Google

ernsthafte Gesicht von einem freundlichen Lächeln durchwärmt.

Die Diener blickten auf den Marquis.

Der winkte nur, und sie verschwanden unter Bücklingen.

Der Knabe maß die Steigbügel an seinen Armen. Dann betrachtete er das Pferdespielzeug mit Geringschätzung. „Wir hätten jene doch nicht fortschicken sollen," sagte er. „Wer soll dem Holz da Leben geben?"

„Ich," erwiderte der Marquis und reichte dem Herzog die Hand zum Aufsteigen.

Dieser schwang sich hinauf; auf seinen feinen Wangen erschienen zwei rote Flecken. „Ein richtiges Pferd würde nicht still stehen," meinte er im Ton halb des Unwillens, halb des Bedauerns.

„Da können wir helfen," tröstete der Marquis und ließ den Knaben wieder absteigen. Dann schaukelte er mit der Linken das Holztier und half jenem mit der anderen abermals hinauf.

Die Augen des königlichen Kindes bekamen Glanz. „So kann es niemand wie Sie," lobte er fröhlich.

Der andere begann ihn zu lehren. Wie er die Schenkel zu schließen, wie er frei und leicht auf dem Pferderist den Sitz zu nehmen habe, wie man die Zügel halte und wie man ein wirkliches Tier zum Trab und Galopp bringe. Er, der weit mehr Soldat als Höfling war, geriet in Eifer. Er erzählte von den Eigenschaften edler Pferde, und suchte im Spiele an dem ungefügen und toten Holzwerk das Wesen

Digitized by Google

eines solchen zu verdeutlichen. Er schaukelte den Knaben, langsam zuerst, dann heftiger.

„Nicht zu wild, Marquis," schrie das Kind lachend. Dabei verlor es den einen Steigbügel und schwankte etwas zur Seite, wurde aber von De la Haie mit raschem Griff gehalten.

„Das muß alles gelernt sein, Hoheit," ermunterte der Marquis. Er glaubte aus dem fürstlichen Zärtling einen Reiter wohl machen zu können. Ja, sein Ehrgeiz ging weiter. Er bewunderte das kluge Kind und, was an ihm lag, sollte geschehen, um den Thronerben Frankreichs zu einem Manne zu erziehen.

„Mut," sprach er ihm wieder zu. „Zuweilen bockt ein solcher Gaul. So zum Beispiel!"

Er gab dem Holztier so heftigen Schwung, daß es sich beinahe überschlagen hätte.

Des Herzogs Mund preßte sich zusammen. Ein kaum merkbares Zucken der Nasenflügel deutete auf ein wenig, tapfer verhehlte Angst.

„Das geht ja herrlich," lobte De la Haie, vor Anstrengung keuchend, „bald können wir es auf einem wirklichen Tiere versuchen."

Da hob sich das Kind im Bügel. „Ja," rief es in Stolz aufleuchtend.

Es war jetzt Ernst in das Spiel gekommen. In diesem Augenblick aber — geschah es durch einen Mißgriff De la Haies, einen plötzlichen Ruck, den das Spielzeug erfuhr oder einen Schwindelanfall des Herzogs — fiel der Knabe plötzlich hintenüber und stürzte sich überschlagend schwer auf den steinernen Boden.

Digitized by Google

Der Marquis wurde weiß wie der Tod. Seine Puderperücke verschob sich, so rasch und hastig sprang er nach hinten.

Der Herzog lag regungslos da.

Der Erzieher beugte sich zu ihm. Er griff mit zitternden Händen nach dem schwarzlockigen Haupte.

Da schlug der Knabe die Augen auf. Ein wenig verwirrt schaute er um sich.

„Mein Gott," stammelte De la Haie. „Mein Gott!"

Das Kind erkannte ihn und schaute ihn so voller Güte und so voller Schmerzen an, daß es ihm den Atem verschlug.

Er hob den Gestürzten auf, der ächzend und kraftlos in seinen Armen lag.

„Haben Hoheit sich weh getan?" fragte er und trug den Herzog nach einem der Wandstühle. Einer Mutter Stimme konnte nicht zärtlicher und ängstlicher klingen.

„Es tut sehr weh," antwortete der Knabe.

De la Haie betastete den zarten Körper.

„Ich bin wie gebrochen," klagte der Herzog leise.

Der andere stöhnte wie ein Tier, dem ein Spieß im Leibe sitzt. „Ich werde Sie zu Bett bringen. Ich werde den Arzt holen, ich werde —"

Er stockte. Es überlief ihn kalt. Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er an dem Unglück schuld war und daß er die Verantwortung tragen mußte.

Das königliche Kind schien zu fühlen, was in ihm vorging. Seine Hände stahlen sich schmeichelnd um seine Hand. Es versuchte zu lächeln. „Es war sehr töricht von mir, und sehr ungeschickt, nicht aufzupassen."

Digitized by Google

Der Marquis schwieg. Seine Zähne waren fest zusammengebissen.

„Ich bin noch solch ein Nichtsnutz," sagte der Herzog wieder.

De la Haie trug ihn aus dem Saale, durch den hellen Flur mit den vielen hohen Fenstern, durch das Gemach, wo er vorher gesessen hatte. Da befand sich die d'Albon noch immer und las. Sie stand auf, stieß einen Schrei aus und schlug einen Lärm wie erregte Frauen tun.

Der Marquis achtete ihrer nicht. Er trug den Knaben nach dessen Schlafgemach. Den Lakaien vor der Tür sandte er zum Arzt.

Die Gräfin d'Albon setzte das Schloß in Aufruhr und drang in die Gemächer der Dauphine.

Ein paar Minuten nur noch blieben der bleiche Knabe und der Marquis allein. Die Lippen des Kindes waren fest zusammengepreßt. Die Lider sanken manchmal über die Augen, als ob die Schmerzen es einer Ohnmacht nahe brächten. Die Hände zuckten. Aber immer wieder, wenn der kleine Herzog den Blick aufschlug und den schreckenstarren Zügen des Erziehers begegnete, leuchtete sein ganzes Gesicht von einem mühsamen, liebevollen Lächeln der Ermutigung auf.

De la Haie hatte ihn auf die breite Lagerstatt mit dem seidenausgeschlagenen Himmel und den Elfenbeinengeln an den Endpfosten gebettet. Die Sonne draußen hatte jetzt ein wenig mehr Kraft. Sie kam in das hohe Gemach herein, machte die Elfenbeinengelchen lachen, goldenes Zierzeug blitzen und gab der blauen

Digitized by Google

Seide ebensoviel Glanz wie dem Damast der Kissen und Decken.

Der Marquis sprach nicht. Er sah zerstört auf den Prinzen nieder, und es war ihm, als habe er mit tolpatschigen Händen einen zarten Kristallkelch zerbrochen. In seinem Kopfe wirbelten Gedanken. Mut hatte er das Kind da lehren wollen! Bah, was war der Mut, den es zum Holzroßreiter brauchte, gegen dieses schweigende Ertragen der Schmerzen, gegen dieses Bemühen, ihn seine Schuld nicht fühlen zu lassen!

Jetzt füllte sich das Gemach. Die Dauphine, Marie Josepha, die Tochter des Königs von Polen, August des Dritten, rauschte herein, gefolgt von Frauen und Höflingen. Sie ging ein wenig rascher als sonst, aber in ihrem stolzen Gesicht, dessen Abbild das des kleinen Herzogs war, stand nichts von der Angst, die ihr Herz um den Liebling empfand. Mit steilem Halse und schmalem Mund trat sie an dem sich verneigenden Marquis vorbei und hielt die Lorgnette an die braunen Augen gepreßt.

„Der Arzt?" fragte sie scharf, knapp und leise mit einem Blick auf die Umstehenden.

„Er muß jeden Augenblick kommen," antwortete De la Haie.

Da erkannte der Herzog die Mutter. Seine Hände und Augen öffneten sich nach ihr, aber die Arme waren kraftlos.

„Mon chou, mon pauvre chou," entfuhr es der hohen Frau, es klang wie ein Schluchzen. Dann lag

Digitized by Google

sie am Bett in den Knien und legte die Arme um das Kind.

Der Marquis unterdrückte das Stöhnen, das seiner Brust abermals entfahren wollte. Sein Gesicht war wie aus Stein, aber er schaute sich um, es war ihm, als hohnlachten alle, die herum standen, über ihn.

Die Höflinge raunten untereinander. Was geschehen, wie es gekommen sei.

Dann hörte De la Haie sich nennen. „Marquis," sagte der Knabe. Über die angstvolle Mutter hin suchte sein Blick den Mann am Bett. „Hier bleiben," bat er.

„De la Haie soll bleiben," wiederholte er, zur Mutter gewendet. Es schien seine Seele zu beschäftigen.

„Der Marquis ist da, mein Süßer," tröstete die Mutter.

Jetzt kam der Arzt.

Sie gaben ihm alle Raum. Er hieß sie hinausgehen. Nur die Dauphine, De la Haie und die d'Albon blieben zurück.

Der Doktor untersuchte, fragte, untersuchte wieder. Wie es geschehen sei? Ein Fall? Soso? Vom Schaukelpferde?

De la Haie stand Rede, während die d'Albon mit spitzen Blicken ihn ins Gesicht stach. Eben war er im Begriff, sich anzuschuldigen, alles genau zu schildern, wie es sich hergetragen. Aber der Knabe hatte an seinem Mund gehangen. Und dieser sprach plötzlich ganz laut und fest: „Ich habe zu stark geschaukelt. Ich war mutwillig. Das ist die Strafe."

Digitized by Google

De la Haie wollte widersprechen, aber das Kind merkte die Absicht. „Marquis," sagte es und bat mit den Augen, daß jener sich zu ihm niederbeuge.

Der Arzt war vom Bett hinweggetreten. Auf einen Wink der Dauphine trat er in demütiger Haltung mit ihr in eine Fensternische. Sie sprachen von den Folgen des Falles.

Indessen kniete der Marquis am Bette des jungen Herzogs. Sein Ohr lag an seinem Munde. „Ich will, daß Sie bei mir bleiben," flüsterte der königliche Knabe. „Sie sollen mich nicht verlassen."

Der Marquis fühlte es kalt den Rücken herunterrieseln, aber der Gehorsam des Soldaten regte sich in ihm. Er küßte des Herzogs kleine, kraftlose Hand.

Dann begab er sich ans Fenster zu den beiden anderen.

„Königliche Hoheit sind zart, sehr zart," sagte eben der Arzt.

Die Augen Marie Josephas richteten sich auf De la Haie. Er las wohl den Vorwurf und die Frage darin: Wo bist du gewesen, als das Kind fiel? Aber er sprach jetzt nicht mehr. Der Erbe Frankreichs wollte ihn bei sich haben. Wenn er seine Schuld eingestand, war seines Bleibens nicht. So schwieg er.

„Wo waren die Diener?" fragte die Dauphine zornig. „Ich begreife nicht, daß man dem Herzog nicht rechtzeitig beisprang."

Obwohl sie die Stimme gedämpft hatte, klang es vom Bette her: „Ich hatte sie weggeschickt, Maman: niemand ist schuld, niemand als ich selbst."

Digitized by Google

In diesem Augenblick tönten im Hofe die Hufschläge wieder, nur hastiger und verwirrter, als da die Herren verritten waren.

„Der Dauphin kommt zurück," sagte die königliche Frau.

De la Haie richtete sich starrer auf.

2.

Wie die Rosen dufteten! Als seien alle die Sträucher und Bäume unter den Fenstern zu Opferstöcken geworden und die weißen, gelben, feuerfarbenen und blutdunklen Blüten zu brennenden Räucherkerzen, die ihre Süße nach dem Zimmer eines Kranken sendeten.

Die Sonne hatte zu viel Gold für den weiten Tag, und ihr Überfluß quoll auf die granitenen Gesimse. Die Vögel waren wie trunken von Licht und Duft. Sie blitzten hin und her zwischen den Bäumen, an den Fenstern des Schlosses vorüber, und zuweilen, wenn sie ganz nahe flogen, zuckten ihre kleinen Schatten durch die Helligkeit des hohen Krankengemachs, in dem der Herzog von Burgund lag. Wundersam hob sich der schwarze Knabenlockenkopf aus den feinen, bleichen Kissen. Wangen und Schläfen waren fast so zart wie der Alabaster der Vase, die drüben stand. Aber das dunkle Haar brach die Farbeneintönigkeit, und die Augen, die übernatürlich groß und glänzend erschienen, hatten Leben. Das eine hohe Fenster war ein wenig geöffnet, da drangen die Stimmen, die Kraft

Digitized by Google

und die heiße Herrlichkeit des Tages herein, und der Knabe erlauschte sie und atmete sie ein.

Drüben saß die Gräfin d'Albon wie immer über einem Buche, und an der Türe stand der steife Lakai und wartete auf Befehle.

Des Herzogs Gedanken waren emsig. Sie kannten das Gemach auswendig, das er nach dem Sturze nicht mehr verlassen hatte, auswendig die gepuderte Frau mit der wehleidig eigensinnigen Stimme, und den Mann an der Türe, der wie eine Maschine war, welche er, der Knabe, nach Belieben in Bewegung setzen konnte. Er dachte über sie nach, wie geistlos und langweilig sie waren, und über das, was vor dem Fenster lag, das er nur noch aus der Erinnerung kannte und das er sich doch an den Lichtern und Geräuschen, die das Fenster ihm hergab, wieder aufbauen konnte, einmal rauschenden Regen und triefende Bäume oder, wie jetzt, den heißen prunkenden Sommer. Er dachte auch an alles, was in den langen, langsamen Krankentag eine Abwechslung brachte, an die Besucher des Gemachs, den gütigen, fröhlichen Vater, die leidenschaftliche Mutter, den König, der manchmal eintrat, sich von ihm die Hand küssen ließ und rasch wieder ging, so daß sein Besuch wie eine Amtspflicht erschien, an alle die Verwandten, Höflinge und Damen, ihr Lamentieren und Schmeicheln, ihre Geschenke und ihre Bücklinge, und er dachte an — De la Haie. Dieser kam täglich, aber es hätte wenig gefehlt, daß er nie mehr gekommen wäre! Die d'Albon da drüben hatte das Wort zuerst hingeworfen, daß der Unfall nicht hätte

Digitized by Google

geschehen können, wenn der Marquis seine Pflicht getan hätte. Dann wollte die Mutter diesen vom Hofe verbannt wissen. Er, der Herzog, hatte viel bitten und weinen müssen, und wenn der Vater den Marquis nicht so geschätzt hätte — wer weiß, was geschehen wäre! Jetzt war das alles vorbei, De la Haie seinem persönlichen Dienst neu zugeteilt. Und er kam täglich. Die Stunden mit ihm galten ihm mehr als alle Geschenke und Unterhaltungen. Waren sie schon früher gute Freunde gewesen, so hatte der Sturz zwischen ihnen eine seltsame Gemeinsamkeit geschaffen.

Der königliche Knabe spürte De la Haie die große leidenschaftliche Neigung an, die dieser für ihn empfand. Sie war unendlich verschieden von dem kriecherisch beflissenen Wesen der anderen. Hatte er früher unbewußt in ihrem Bann gelegen, so war er seit dem Sturz gewiß, daß sie bestand. Dieser Sturz! Dieses Unglück! Wie oft hatte er schon seinen Hergang und seine Ursachen sich wieder durch den Sinn gehen lassen! War der Marquis wirklich schuldig? Er war beauftragt, einen Mann aus ihm zu machen. So mußte er Forderungen an ihn stellen, konnte nicht ewig ihm die Hände unterlegen wie alle anderen. De la Haie selbst aber machte sich Vorwürfe, litt unter einem Schuldbewußtsein, das erkannte er wohl. Das stand in des Marquis Augen, die sich immer so an ihm festhakten, in deren versteckten Tiefen immer eine solche Angst stand. Das verriet auch seine immer wiederkehrende Frage nach den Ansichten und Aussprüchen der Ärzte. —

Digitized by Google

Die d'Albon drüben räusperte sich, ihre Finger schlossen und öffneten nervös das Buch, das sie hielten. Aha, da kam der Marquis! Sein fester, fast hastiger Schritt war unter hundert anderen zu erkennen.

„Gehen Sie, Gräfin," sagte der Knabe, es klang ein wenig ungeduldig, fast unfreundlich.

Die d'Albon erhob sich, ihre Nasenflügel zitterten, aber sie sprach nicht. Unter der Türe traf sie auf De la Haie und schritt mit einer unglaublich hochmütigen Gebärde an ihm vorüber, der ihr mit einer leichten Verbeugung den Weg frei gab.

„Gehen Sie, Jean Baptiste," wiederholte der Herzog von Burgund, den Kammerdiener entlassend.

De la Haie stand jetzt an seinem Lager, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, in militärischer Haltung.

„Setzen Sie sich zu mir," bat der Herzog, die kleine Hand auf dem Bettrand.

„Wie befinden sich Eure königliche Hoheit?" fragte der Marquis.

So begann täglich ihr Gespräch.

„Wie immer," antwortete das kranke Kind, blitzähnlich durchflog ein Schmerz sein Gesicht.

Der Marquis preßte die Zähne zusammen, daß sie knirschten. „Die Ärzte erlauben noch immer nicht — draußen ist eine solche Pracht," redete er ganz verwirrt daher.

Der Knabe lauschte. „Hören Sie die Vögel?" fragte er. „Ich kann mir die ganze Welt da draußen vorstellen," fügte er hinzu; „ich spüre sie aus dem Echo

Digitized by Google

heraus, das hier drinnen ist. Sehen werde ich sie wohl nicht mehr."

„Hoheit!" stieß der Marquis hervor.

Die großen braunen Knabenaugen richteten sich auf ihn. „Ich habe gehört," flüsterte der kleine Herzog, „wie Dupuy zum Dauphin, meinem Vater, sagte, daß ich es nicht überstehen werde."

Der Marquis zuckte nicht; es wurde nur ganz kurz das Weiße seines Auges sichtbar, wie bei einem, der gefoltert wird. „Er kann es nicht wissen," murrte er.

Dann wurde es stille. Nur der Sommer draußen dämpfte seinen Glanz und seine Freude nicht, und nach wie vor quoll sein Atem durch das offene Fenster.

Jetzt stahl sich die Knabenhand über den Bettrand hin und legte sich auf De la Haies Arm. Welch ein Zierat auf dem Purpursamt des Wamses!

„Die Könige von Frankreich müssen starke Ritter sein, nicht wahr?" flüsterte der Herzog.

„Sie sollten es sein," erwiderte der Marquis grollend.

Was kümmerte ihn, ob seine Worte ihm den Hals kosteten!

„Sie glaubten einmal, daß ich so werden würde?"

„Ich hoffte es."

„Sie wollten mich dazu machen?"

„Ich wollte es versuchen."

„Mehr noch als der Vater?" fragte der Knabe weiter.

„Viel mehr!"

„Und als Seine Majestät der König?"

De la Haie lachte rauh auf. Der Zorn stieß ihm die Lache aus der Brust herauf.

Digitized by Google

Der kleine Herzog sah ihn fast furchtsam an. Es war etwas so Ungewöhnliches in des anderen Gebaren, etwas, das die Kinderseele halb erschreckte, halb zur Bewunderung hinriß. An diesem Menschen war eine rauhe Kraft, die ihn anders machte als alle anderen. Eine neue Welt tat sich vor den Blicken des Knaben auf. Und er verglich mit ihr die Verzärtelung, die Verlogenheit, die Ungesundheit seiner eigenen Umgebung. Der Haß wurde ihm begreiflich, den dieser Mann da gegen all das hatte. Er begriff, begriff. Darum hatte er ihn so rauh angefaßt, so fast verzweifelt hart! Darum hatte der Unfall — — —

Er zog die kleine Hand zurück. Sein Mund bebte leise. Die Augen suchten die Prunkdecke. „Es ist schade," sagte er ganz leise. Es ging fast wie ein Weinen durch das prachtüberladene Zimmer.

Der Marquis hatte sich erhoben. Unbekümmert um alle Hofsitte trat er ans Fenster und stand mit dem Rücken gegen das Bett. Die Wut gegen das Lotterleben des Hofes des fünfzehnten Ludwig, die Verzweiflung über das Siechtum des Kindes da hinten und seine eigene Schuld daran, die wilde Qual über das Scheitern von Hoffnungen, deren Berechtigung das zitternde „es ist schade" wieder dartat, und sein leidenschaftlicher Glaube an den fürstlichen Knaben waren in ihm aufgewühlt. Er hatte bittere Mühe, ihre Stimmen niederzuhalten.

Mit geballten Fäusten stand er einen Augenblick da. Dann schritt er nach der Tür.

„Das Spielbrett," gebot er dem Diener, der dort

Digitized by Google

stand. Und als es gebracht wurde, setzte er sich an das Lager des Kranken, und sie schoben die Steine des Damenbretts wie an jedem Tag.

3.

Der Marquis de la Haie ritt in strömendem Regen dem Versailler Schlosse zu. Die Straße war durchweicht, die Beine seines braunen Pferdes waren grau von Kot. Die Nebel hingen so tief, daß kein Himmel zu sehen war. Bäume und Büsche ließen die Äste hangen und trieften, trieften wie der Mantel des einsamen Reiters. In den Wiesen stand das Wasser wie bei einer Überschwemmung, und alle Augenblicke platschte das Pferd in einen Tümpel der Straße, so daß das gelbe Gequille nach allen Seiten spritzte.

De la Haie saß mit hochgeschlagenem Kragen, den Hut in den Kopf gezogen, auf sein Pferd gebückt. Der Regen schlug ihn wie mit tausend Peitschen. Wie mit Peitschen schlugen ihn die Schuldgedanken. Zwei Jahre trug er sie nun mit sich herum, und das Unwetter, das jetzt seinen Hohn über ihn ausgoß, war ein Kinderspiel gegen die Wucht der Gewissenslast, die jeder Tag dieser zwei Jahre auf ihn gewälzt hatte. Zwei Jahre hatte er nun davon geschwiegen, daß er der Verbrecher war, der das Siechtum des Thronerben von Frankreich auf dem Gewissen hatte. Nicht aus Furcht vor Strafe hatte er geschwiegen — bah, was galt ihm dieser versumpfte Hof und sein eigenes

Digitized by Google

Leben! — Aber, weil der edle Knabe selbst nicht hatte reden wollen. Und — weil dieser ihn nötig hatte. Heilige Mutter Gottes, was für ein Kind! In ihm schlummerte die Blüte Frankreichs. Aus dem Samen dieser Seele hätte er, De la Haie, den Baum ziehen wollen, in dessen Schatten das ausgesogene und geknechtete Volk neu hätte gedeihen mögen. Welch ein Verhängnis, welch ein Fluch in jener einzigen Stunde gelegen hatte, da er am Spielzeug den Herzog — — —

Der Marquis stöhnte ganz laut, so daß sein durchnäßtes Tier erschreckt den Kopf hochwarf. Aber der Reiter griff nicht in die Zügel. Er warf einen Blick voraus in das fahle Grau, hinter dem sich noch das Ziel seines Rittes verbarg. Wann würde es dort zu Ende sein? Einmal, das wußte er, würde dort bei seiner Ankunft vom Tode gesprochen werden, vom kommenden oder geschehenen Tode. Die Ärzte gaben keine Hoffnung. Zwei Jahre dauerte es nun schon. Aber das Ende mußte kommen. Das Herz brannte De la Haie. Vor Qual der Liebe und der Verzweiflung.

Sein Tier trottete weiter. Weiter schüttete der Regen.

Jetzt erschienen hinter der Nebelwand dunklere Schatten. Die Umrisse der Türme von Versailles begannen sich abzuzeichnen. Sie gewannen Gestalt. Sie kamen nahe.

Der Reiter richtete sich auf, fuhr mit der behandschuhten Hand nach dem Hut und schob ihn aus dem graubleichen harten Gesicht. Sein Herz klopfte. Er drückte dem Pferd die Sporen in die Weichen und galoppierte, die Zähne verbissen, eiliger seinem Ziele

Digitized by Google

zu. So war es immer auf diesem Wege. Wenn er die Türme dort erblickte, packte ihn die jähe Unruhe und trieb ihn zur Hast.

Da!

Was war das?

Dort auf dem Schlosse. Wie ein Stück Wolke aus dem unsäglich traurigen Regenhimmel gerissen? Ein schweres, regengesättigtes Stück Tuch. Schwarz hing es an der Stange, sicher ohne Schaden, und doch nur wie ein elender Fetzen. Die Leben gewordene, zu Boden geschmetterte, lastende Trauer.

Dem Marquis fuhr es durch die Brust, als hätte der kalte Himmel einen glühenden Blitz versandt und ihm in die Rippen gejagt. Er riß sein Pferd auf. Er stieß ihm mit dem Sporn die Flanken blutig.

Es raste vorwärts. —

Nach einer Viertelstunde sprang der Marquis vor dem Schloßtor von seinem Tiere. Er warf die Zügel dem ersten Menschen, den er sah, einem wachehabenden Soldaten, zu. Der Mantel glitt zu Boden. Er achtete es nicht. Er bemerkte nicht, daß Leute, die ihm auf der Treppe begegneten, auf Zehen gingen und mit scheuen Blicken ihn anstarrten. Mit den Reitstiefeln stampfte er treppauf, als ginge er im Stalle und nicht in den königlichen Räumen. Unterwegs erst zog er die durchnäßten Handschuhe aus, und sie streuten einen Regen von Tropfen auf die Fliesen, als er sie in der Eile des Schreitens hin und her schwang.

Jetzt gelangte er in den Flügel der Dauphine. Höflinge und Diener füllten die Gänge. Sie grüßten.

Digitized by Google

Einzelne wollten ihn ansprechen. Er riß den Hut vom Kopf und bewarf das Kleid einer Hofdame mit dem Wasser, das aus dessen Krempe floß. So stampfte er durch die gaffende, verwunderte, entsetzte Schar. Man wechselte Blicke. Einer seiner Freunde legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Marquis! In diesem Aufzug! Wo denken Sie hin?"

Er sah ihn verständnislos an und ruhte nicht, bis er vor der Tür des kleinen Herzogs stand.

Jean-Baptiste, der Kammerdiener, lehnte am Pfosten und verbiß Tränen.

„Er ist tot," sagte der Marquis.

Es war das erste, was er sprach, und dabei stand er steil aufrecht wie ein präsentierender Soldat. In seinen grauen Augen war eine seltsame bohrende Starrheit.

Der Diener nickte schluchzend.

„Melde mich!" herrschte De la Haie. Er sprach so laut, daß die im Flur anwesenden Leute erst recht die Hälse reckten.

Jean-Baptiste zögerte noch. Er wußte sich nicht in die Lage zu finden.

Da ging die Tür des Prinzengemachs. Die Gräfin d'Albon trat heraus. Sie war schwarz gekleidet. Ihr spitzes Gesicht sah aus, als könnte sie mit Worten Bänder zerschneiden. Die eine schmale, gepflegte Hand hoch an die Tür gelegt, als ob sie jemand den Eintritt wehren wolle, sagte sie: „Sie sind zu spät, Herr Marquis de la Haie, Ihre Nähe ist nicht mehr nötig."

Digitized by Google

„Ihre Hoheit die Dauphine —" versuchte der Marquis einzuwenden.

„Ihre königliche Hoheit haben befohlen," antwortete bedeutungsvoll die hagere, große Frau.

Dann trat sie ins Gemach zurück.

De la Haie wendete sich um, sein Rücken beugte sich, sein Kopf fiel vornüber, als müßte er sich wieder im Regen ducken.

Da trat Jean-Baptiste an ihn heran.

„Seine letzte Frage galt Ihnen, Herr Marquis," flüsterte er.

De la Haie gab keine Antwort. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Schritt war schwer und unsicher. In seinen Augen aber war etwas feucht. Und es war nicht Regen.

*

Im Zimmer des Herzogs von Burgund saß die Dauphine am Totenbette. Kerzen auf silbernen Kandelabern standen am Boden und streckten ihre dünnen weißen Wachsstäbe hoch auf, über denen der Flamme tulpenhafte Schönheit schwebte. Neben der Gattin, deren stolzes Gesicht in verborgenem Schmerz zuckte, verharrte der fromme Gemahl, die Hände gefaltet, in leisem Gespräch mit dem Beichtvater. Die Dauphine verwandte keinen Blick vom Antlitz des toten Sohnes. Sie grübelte über das nach, was ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens beschäftigt haben könnte, und was wie ein zur Lösung forderndes Rätsel in seinen elfenbeinbleichen Zügen stand. Sie sah auf die

Digitized by Google

geschlossenen Lider, die durchsichtige, von den schwarzen Lockenkringeln noch umrieselte Stirn, auf die knapp und gerade wie ein Schnitt geschlossenen Lippen. Es war, als lebten hinter der Stirn noch Gedanken, die im Verwehen waren, als hielte der Mund ein Wort zurück. Hatte das tapfere Kind einmal über sein Geschick klagen wollen? Hatte es im Leben irgendein Geheimnis verborgen? Seltsam, welch einen Ausdruck es im Gesicht trug!

Die d'Albon kam herein.

Dauphin und Dauphine wandten sich ihr zu, denn es hatte eine rauhe Stimme draußen vor der Tür die Feierlichkeit des Gemaches gestört.

„Der Marquis de la Haie," flüsterte die Gräfin in dem zischenden Ton, der ihr eigen war.

„Er ist wieder fort?" fragte die Dauphine mit einer Abneigung verratenden Ungeduld.

Die Gräfin verneigte sich stumm.

*

Den Marquis de la Haie sah das Schloß nicht mehr. Er nahm Kriegsdienste. Die Schlacht bei Minden endete sein Schuldbewußtsein, seinen Schmerz und sein Leben.

Digitized by Google

Cäcilia

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Wie der Bauer Tobias Kempf und sein Weib zu dem Mädchen, der Cilli, kamen, war allen Leuten ein Rätsel, waren doch die beiden Buben, der Jakob und der Johann, so grobschlacht als möglich geraten, obwohl sie beide aus ganz frischen, hübschen Gesichtern und heiteren Augen in die Welt schauten. Der Pfarrherr, der sein Wohlgefallen an der Cilli hatte, meinte, die Mutter trage die Schuld oder das Verdienst an der zarten Besonderheit ihrer kleinen Tochter. Die Mutter nämlich, die Margarete Kempf, war in ihrer Jugend einmal zwei Jahre außer Landes gewesen und hatte aus der Fremde eine gewisse Freude an Putz und buntem Gewand heimgebracht, die sie jetzt noch am Sonntag allerlei grelles Band- und Hutzeug anlegen ließ, Dinge, die zu ihrer eckigen, von Feldarbeit verplumpten Erscheinung nicht mehr stimmen wollten. Das, so erklärte der sich gern als Psychologe gebärdende Hochwürdige, bedeute, daß in ihrem einen Kinde, der Cäcilia, sich der Kempfin gewissermaßen ein Traum von vornehmerem, ungewöhnlichem, mehr städtischen Wesen erfüllt habe. Irgendwo und irgendwann flackerte im Dorf einmal ein Wort von einem Musikus und Luftikus auf, einem von jenen, die von Ort zu Ort unterwegs sind, und der etwa dreiviertel Jahr vor der Geburt der Cäcilia durch Reußkirchen gewandert und der Kempfin näher bekannt geworden sei; aber — was schießen nicht zu allen Zeiten und

Digitized by Google

allerorts für Verleumdungsfeuerlein empor! Und wer sollte da glauben und rechten können!

Herrschten so über Daseinsberechtigung und Herkommen der Cilli Verwunderung und Verschiedenheit der Ansichten, so war im Dorf nur eine Stimme, daß sie ihrer äußeren Erscheinung nach geradeso gut die junge, heilige Cäcilia selber wie ihre Namensschwester sein könnte.

Es war ein Schauspiel, wenn die Kempfs am Sonntag zur Kirche schritten.

Voraus pflegten der Kempf und sein Weib zu gehen: er selbst im Sonntagsgerust etwas schäbig, weil er sich Kleider nichts kosten ließ, sie immer geschniegelt und mit irgendeinem malefizfarbenen Fähnlein am dunklen Kleid.

In einiger Entfernung hinter den Alten trotteten die Kinder, der Jakob und der Johann, und zwischen ihnen die Cäcilia. Feste Buben waren jene, Blondköpfe, gerade gewachsen und so breitschultrig und von stämmigen Beinen, daß man ihnen den künftigen Soldatendienst von weitem ansah. Sie trieben unterwegs etwa Narretei, warfen einem Bekannten ein wüstes Witzwort zu — den Wüstreden heißt mancherorts Gescheitreden — und zogen auch die Cilli in ihr Wesen und Treiben.

Und die Cilli ließ sich ziehen. Nicht, daß man etwa denkt, das Mädchen sei in seiner Art so gar außertags und außerleuts gewesen. Umgebung und Erziehung hatten aus ihr ein Bauernkind wie ein anderes gemacht. Sie stak am Sonntag in einem Kleid von

Digitized by Google

ins Rote stechendem buntem Stoff, hatte weiße, rauhe Strümpfe an und schwere Schuhe, die weit mehr auf Dauerhaftigkeit denn auf Zierlichkeit gearbeitet waren. Was nun freilich an Fleisch und Blut sichtbar aus diesem bäuerlichen Gerüst stieg, das war — ungewöhnlich. Aus weißer, schmaler Krause hob sich ein schlanker Hals und trug einen blonden Kopf. Das gelbe Haar fiel wie überschwere Goldregenblüten auf Schultern und Rücken, diese gerade erreichend und in Ringeln endend. Es war seidenweich und hatte einen Glanz wie Atlas. Wenn das Mädchen während ihres im ganzen züchtigen Dahinschreitens zuweilen das feine, weiße Gesicht hob, öffneten sich zwei fast übergroße hellblaue Augen mit einem scheuen Ausdruck, der zu fragen schien: Wie komme ich da unter euch?

Für einen, der der Cilli zum ersten Male begegnete, mußte es sonderbar sein, den leise aufgeworfenen, zarten Mund die rauhe, ungesiebte Bauernsprache reden zu hören. Und wenn er gar ihre Hand ergriff, die schmal und langfingerig sich aus dem groben Ärmel stahl, so konnte er wohl im Zweifel sein, ob er dem Bauerntum oder der Elfenart in dem Mädchen als dem Wahren glauben sollte.

Cäcilia Kempf kam aber in ihr vierzehntes Lebensjahr hinauf, ohne daß ihre Erlebnisse irgendwie sich von denen ihrer Familie oder Mitbürger unterschieden hätten. Es zeigte sich, daß sie eine gute Auffassungsgabe, einen lobenswerten Fleiß und in der Schule es leicht hatte, sich zu einer Art Muster aufzuschwingen. Sie besaß eine hübsche Stimme und wurde vom alten

Digitized by Google

Lehrer und Organisten zu dem kleinen Kirchenchore zugezogen, der allsonntäglich die Messe sang. Aber kein außergewöhnliches Vorkommnis rechtfertigte die Erwartungen des Hochwürdigen und der Dörfler darauf, daß die Cilli sich noch als etwas Besonderes entpuppen werde. Der Umstand, daß sie beim Turnen eine gewisse Gewandtheit und Körperbiegsamkeit zeigte, blieb ziemlich unbemerkt. Erst als die Cilli fünfzehn wurde, ereigneten sich Dinge, die in ihr Leben eine Wendung brachten.

Tobias Kempf war dazumal Schulratspräsident von Reußkirchen, und zu ihm kam naturgemäß der neue Sekundarlehrer zuerst, den die Gemeinde soeben angestellt hatte.

Die Familie saß gerade beim Mittagbrot, einer irdenen Schüssel voll Erdäpfel und einem harten Käselaib. Mit aufgestemmten Ellbogen und gezückten Messern reihte sich Manns- und Weibsvolk um den runden Tisch in der geräumigen aber niederen Wohnstube, durch deren viele Fenster der heiße Sommermorgen lugte und manchmal eine Wespe oder ein Bienlein den Essern ein Tischlied sang. Alle kauten mit vollen Backen und wendeten schälend die grauen Knollen in den Händen, und die Cilli schlug die kleinen, weißen, spitzen Zähne geradeso tapfer in den Hartkäse wie die Brüder ihre Pferdegebisse.

Als ein Klopfen zur ungewöhnlichen Imbißzeit einen Gast ankündigte, drehten sich die Esser halb neugierig, halb verdrießlich, alle aber gemächlich dem Störenfried zu. Tobias hielt es nicht der Mühe wert, des Fremden wegen von seinem Platze aufzustehen.

Digitized by Google

Julius Exer, der Lehrer, war einigermaßen verlegen darum, daß er den künftigen Vorgesetzten in einer so wichtigen Beschäftigung störte. Weil er nun aber einmal da war, so berichtete er, den Hut in den Händen, wer er sei, worauf sich Tobias Kempf nun doch halb erhob und ihm über den Tisch die Pratze hinstreckte.

„Ihr könnt noch mithalten, wenn Ihr wollt," lud er den Ankömmling ein, und der Sohn Jakob schob ihm einen Stuhl hin.

Exer versicherte, schon gegessen zu haben. So wurde ihm ein Glas Welschwein vorgesetzt, und während die Familie in ihrer Mahlzeit weiterfuhr, sprachen die beiden Männer von ihren Angelegenheiten. Man kam auf die neu eingerichtete Sekundarschule, und die Kempfin erzählte, daß sie eben jetzt auch ein Kind hineinzuschicken habe, nämlich die Cilli.

Zum ersten Male begegneten sich die Blicke des jungen Schulmeisters und seines künftigen Pfleglings, und es war nicht zu leugnen, daß dabei eines wie das andere in ein gewisses Befremden geriet. War das bei Exer nicht erstaunlich, so hatte doch auch die Cäcilia Anlaß, über den Gast verwundert zu sein. Er war ein hochaufgeschossener Mensch, hager, mit glattem schwarzem Haar, dem im Nacken ein tüchtiger kürzender Scherenschnitt nicht geschadet haben würde. Seine Züge waren bleich und trugen an der Stirn einen schwermütigen Ausdruck, der durch den sinnenden Blick der dunklen Augen noch verschärft wurde. Die Cilli betrachtete ihn mit stummer Scheu.

Digitized by Google

Kempf kürzte indessen die Unterhaltung bald ab, indem er sagte, daß er Exer im Schulhause nachher treffen werde, worauf dieser aufstand und wegging.

Die beiden Buben führten nun allerlei Spottreden über den Schulmeister, wie, daß man ihm den Buchstabenreiter auf hundert Schritt ansehe, oder daß er auch einem Stadtfrack, einem Kellner gleiche, worauf der Vater brummte, jener werde ihnen die Weisheit hoffentlich eher mit dem Stock einbleuen als mit der Platte aufwarten. —

Mit einer gewissen Spannung begab sich Cäcilia Kempf einige Tage nachher zum erstenmal in die Klasse zu dem neuen Lehrer.

Beide fanden sogleich Gefallen aneinander. Dem Kinde erschien Exer ungewöhnlich klug, aber auch so viel weniger langweilig, als sein ausgedienter Vorgänger es gewesen war. Exer jedoch bemerkte bald, daß die Cilli Kempf nicht nur an äußeren Vorzügen, sondern auch an Verstand und Begabung die anderen Kinder übertraf.

Es wurde ihm ein Sonntagsvergnügen, seine Fragen an das anmutige Geschöpf zu richten und die großen feuchtklaren Augen sich ernsthaft und weit auftun zu sehen, während sie ihm ihre wohlbeschlagenen Antworten gab.

Dennoch dauerte es einige Zeit, bis sich von der Cilli zu dem Julius Exer ein Brücklein baute, das etwas mehr als das übliche Verhältnis zwischen Schulmeister und Dorfkind darstellte. Exer nahm seinen Beruf ernst und hielt die Schüler in einer respektvollen

Digitized by Google

Entfernung, sich bald das rechte Ansehen bei ihnen wie bei ihren Alten erzwingend. Er räumte also auch der Cilli keinerlei Vorrechte ein und weidete seine Blicke nur heimlich an ihrer Erscheinung. Ebenso verriet sie ihre Teilnahme, ja die rasch in ihr aufkeimende Bewunderung höchstens durch eine größere Nachdenklichkeit und Insichgekehrtheit.

Die Stunden, in denen sie zuerst sich näher traten, waren diejenigen, da Singen und Turnen geübt wurde. Dort zeigte sich nämlich Cäcilias hübsche Stimme ebenso vorteilhaft wie hier ihre Gelenkigkeit. Es gab sich von selbst, daß ihre natürliche musikalische Begabung den Lehrer veranlaßte, ihr bei dem Messesingen auf der Orgel kleine Solopartien zuzuteilen. Sein alter Kollege, ein weißhaariger, im Dorfschulamt müde gewordener Mensch, hatte zwar selbst sich bisher des begabten Kindes nicht angenommen, mochte nun aber auch nicht das Spiel verderben, sondern fand am Ende ebenso eine kleine, lahme Freude an dem Musizieren, das Exer zeitweilig zu veranstalten begann und bei dem jener die Orgel, Exer die Geige spielte und Cäcilia Kempf sang. Was wurden und waren das für seltsame Augenblicke! Auf die kleine Orgelempore flutete die Sonne der damals in wolkenloser Schönheit strahlenden Abende. Fliegende Stäubchen spielten in dem goldenen Schimmer, während in der übrigen Kirche tiefe Dämmerung herrschte und merkwürdige Farbenreflexe, von den bunten Glasfenstern geworfen, da und dorthin zuckten. Vor der Orgel saß von Ow, der Alte, gebückt, staubige, zerrissene, schlecht behütete Noten vor

Digitized by Google

sich. Er war kein schöner Greis, aber, wenn so über seinem jahrbelasteten Rücken und weißen Kopf das Abendlicht spielte, machte er einen ehrwürdigen Eindruck. Hinter ihm stand Exer.

Und Exer spielte.

Es gibt — und man findet sie manchmal unter den Landschulmeistern — begabte, kunstsehnsüchtige Menschen, denen Zeit, Geld und andere Dinge fehlten, um ihren mehr oder weniger bewußten Wünschen nach Ausbildung Gewährung zu verschaffen. Ihr Talent wuchert wild wie ein Baum, der veredelt schöne Früchte hätte tragen können. Sie gewinnen manchmal eine staunenswerte technische Gewandtheit und spielen nach eigener Willkür, die Musik großer Meister ihrem verworrenen, ungeschulten Empfinden anpassend. Einer von diesen war Julius Exer. Wenn er spielte, so schien er mit seinem Instrument zu verwachsen. Er löste sich von dem staubigen Holzboden der Orgelempore und aus seinem langen Rocke los und war nur schwingende Bewegung, nur aufwogendes Verlangen nach Höherem, Weitentferntem. In seinen Augen, seinem bleichen Gesicht und seinen langen, schmalen Händen lag etwas Vergeistigtes. Wenn die junge Cäcilia gerade nicht mitsang, so staunte sie in atemlosem Lauschen den Lehrer an. Hatte sie aber an dem Musizieren teilzunehmen, so kam über sie eine der seinen ähnliche, sie ihrer Irdischheit entrückende Begeisterung. Die Augen zur hohen Deckenwölbung der Kirche erhoben, ließ sie in selbstvergessener Lust ihre reine, helle Stimme mit den heißeren Tönen der Geige und den

Digitized by Google

kühlen, dumpfen Klängen der Orgel gehen, die der vor dieser kauernde Weißkopf gleichsam mit Habgier aus dem alten verstaubten Instrument holte. Zuweilen leuchteten die beiden jungen Menschen einander mit Blicken an, die von der Freude an dem gemeinsamen Spiel erfüllt waren.

Nicht nur die musikalische Begabung war es jedoch, die den Lehrer an der Cilli verwunderte, sondern ihm fiel, wie gesagt, auch die Beweglichkeit und das Ebenmaß ihrers Körpers auf, die in vollem Gegensatz zu der Eckigkeit und Ungelenkigkeit der übrigen Kinder standen. Was er bei den turnerischen Freiübungen an diesen nur mit der größten Mühe und in unvollkommenstem Maße erreichte, das brachte die Cilli auf den ersten Wink zustande. In ihren Hüften und Knien schienen Federn zu stecken. Sie bogen und streckten sich mit einem müheloſen Schwung und einer spielenden Zierlichkeit. Es verdroß ihn mehr als einmal, daß das grobe Bundschuhwerk, das häßlich grelle Kleid alle Schönheit eifersüchtig zu verhehlen suchten. Wenn je einmal unter Mädchen und Knaben ein Wettlauf veranstaltet wurde, so schien Cäcilias Körper von Leben und Spannkraft zu beben. Der blonde Kopf bog sich in den Nacken, die feinen Nasenflügel zitterten und ein drängender Atem hob die noch kindliche Brust. Auf sein Zeichen aber flog sie aus der Reihe der übrigen wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil heraus und ließ sich auch den schnellsten und stärksten der Dorfbuben, unter deren vorderste ihre pausbackigen Brüder gehörten, nicht nahe kommen.

Digitized by Google

2.

Zwischen dem Hause des Schulallmächtigen Tobias Kempf und dem Julius Exer spann sich in der Folge ein um so regerer Verkehr an, je größer die Teilnahme des Lehrers für die Cilli wurde.

Die Kempfin wie ihr Mann hatten nach ihrer rauhen Art eine Schwäche für ihr schönes Kind und waren, ohne es selbst zu merken, ganz gefaßt darauf, daß es einen von ihrem Alltag abliegenden Weg machen würde. Es brauchte keiner großen Überredungskunst Exers, um ihnen begreiflich zu machen, daß die Musikbegabung der Cilli einer Förderung bedürfe und, weil es das Naheliegende war, so wurde beschlossen, ihr Unterricht im Klavierspiel erteilen zu lassen. Zwar war der zum Lehrer ausersehene Exer selbst kein Meister in dieser Kunst, hatte aber im Seminar die Anfangsgründe sich angeeignet und getraute sich, die Aufgabe zu übernehmen. Der Sache leistete der Umstand weiteren Vorschub, daß der Sternenwirt sein altes Klavier loszuschlagen wünschte, das seit unendlicher Zeit in der Wirtsstube gestanden und bei so mancher Tanzbelustigung sich müde gesungen hatte. Zwar versagte dem Klaviergreise die Stimme auf dem und jenem Tone, auch fehlte das eine Pedal, das ein allzueifriger Spieler mit seinem harten Schuh ihm einmal abgetreten hatte, allein wie der Notlehrer, der Juli, so schien auch der Notklimperkasten für die ersten Kunstübungen der Cilli zu genügen.

So bescheiden und unzulänglich die Mittel zum

Digitized by Google

Zwecke auch waren, so gestaltete sich doch Cäcilias Unterricht für den Lehrer wie für die Schülerin zu einem weiteren Anlaß, sich über den Alltag zu erheben und einander, ohne daß sie es merkten, von Herzen gut zu werden. Sie begegneten einander äußerlich mit Zurückhaltung und Befangenheit und kamen selten dazu, mehr zu reden, als was der Unterricht verlangte. Nur einmal, als im nahen Hauptorte eine Liebhabertruppe ein Theaterstück aufgeführt und Exer, der Lehrer, seine Schulkinder hingeleitet hatte, fragte dieser die Cilli am nächsten Tage, wie es ihr gefallen habe.

Das Mädchen sah mit sinnenden Augen ins Leere und antwortete, während ein Seufzer seine Brust hob: „Ich kann es gar nicht mehr aus dem Gedächtnis bringen."

„Da müßtest du erst einmal in einer großen Stadt in ein Theater kommen," bemerkte Exer. Und während Cilli mit ihren Blicken förmlich an seinem Munde hing, erzählte er, wie er in seiner Studienzeit oft ins Theater gegangen. Von „Wilhelm Tell" berichtete er und von der tapferen „Jungfrau," von dem Mohren „Othello" und von den „Nibelungen" und ihrem Riesenkampfe. Einen ganzen Tag hätte er im Theater sitzen können, meinte er. Die Begeisterung des noch von keinem Zuviel Verwöhnten machte ihn redselig, und er schilderte die Flitterpracht der Bühne als etwas Märchenhaftes.

Sie saßen beide vor dem alten Klavier in der Kempfschen Wohnstube, als sie so sprachen.

Plötzlich streckten und spreizten sich Cäcilias Finger, als suchten sie über den Tasten nach etwas Unsicht-

Digitized by Google

barem. „Das möchte ich auch einmal erleben," flüsterte sie, und es tönte, wie wenn sie die Welt, die er ihr geschildert, nicht nur schauen, sondern mitten darin hätte stehen mögen.

Exer fühlte, daß ein Etwas aus ihr heraus nach einem anderen Wohn- nnd Wesensraum drängte, als lebe hier in einer rauhen Körperhülle als Gefangene eine Seele, die es mit Gewalt nach Freiheit und Entfesselung triebe.

Indessen wurden die beiden im gleichen Augenblick gründlich zur Wirklichkeit zurückgeführt, denn die Kempfin öffnete gerade da mit einem heftigen Ruck die Tür und schalt, woher denn der Riß in Cillis Fürscheibe komme? Es sei doch keine Art, mit einem neuen Sonntagsstück so umzugehen.

Das ernüchterte auch die Cäcilia. Sie stand der Mutter Rede. Und mit dem Schwärmen und Erzählen war es für einmal vorbei.

So wurde es Winter und wurde wieder Frühling. Der Juli Exer gefiel sich in seinem Amte immer besser, ebenso wie auch die Cilli Kempf sich ihrer jungen Tage weidlich freute.

Da kamen Seiltänzer ins Dorf. Sie zogen von einer Messe ennet dem Gebirg nach Norden und machten unterwegs in dem und jenem Örtlein Halt, um sich einen Wanderbatzen zu verdienen. In einer warmen, sternhellen Nacht war auf dem freien Platz vor dem Gasthaus zum Rothaus ihr Seil gespannt. Fackeln brannten um ein Holzpodium, vor dem eine Anzahl Zuschauerbänke standen. In das rote Licht der Leucht-

Digitized by Google

brände und das heiligere, ferne der kleinen Himmelsaugen traten zwei mit buntem Flitter angetane junge Männer und zeigten ihre halsbrecherischen Künste auf dem Seil wie auf der Erde. Eine Drehorgel leierte dazu ihre schrillen Lieder. Die Bänke waren gut besetzt, denn die Reußkirchner liebten eine Abwechslung und waren durch keine Menge von derartigen Genüssen verwöhnt.

Unter den vordersten der Zuschauer saßen Tobias Kempf und die Seinen. Die beiden Buben, der Johann und der Jakob, hatten die Schwester in ihre Mitte genommen. Sie rissen allerlei schlechte Witze.

„Der hat Beine wie abgeschälte Rottannen," meinte Jakob von dem jungen, in rosafarbenen Trikots steckenden Seiltänzer, und Johann nahm die Mutter der Truppe, ein umfängliches Weibswesen, das an der Kasse saß, aufs Korn und witzelte, sie sehe breiter aus als der große Milchkessel auf der Tätschbodenalp.

Die Cilli saß stumm zwischen ihnen und machte nur etwa einmal eine ungeduldige Bewegung, wenn einer der Tanzjünglinge oben auf dem Seil zwischen Tod und Leben stand und ihr vor Angst der Atem stockte, die Brüder aber noch immer ihre läppischen Redensarten führten.

Weit drüben, jedoch so, daß er die Kempfischen sehen konnte, stand der Lehrer. Er streckte manchmal den Hals nach der Cilli. Sie aber bemerkte weder seine Anwesenheit noch hatte sie überhaupt einen Gedanken an ihn. Sie verfolgte mit den Blicken jede Bewegung der Spieler. Nur für diese hatte sie Augen.

Digitized by Google

Jetzt entstand in den Vorführungen der Seiltänzer eine kleine Pause. Die Drehorgel gab sich Mühe, sie mit ihrem Gejammer auszufüllen. Dann aber trat einer der jungen Männer, die vorhin auf dem Seil ihre Künste gezeigt, mit einer Geige im Arm hervor, und ihm folgte ein noch im Kindesalter stehendes Mädchen in kurzgeschürztem, leichtem Tanzkleid.

Die Geige begann zu tönen.

Und das Kind tanzte.

Es war wenig Anmut und Reiz an dem armen Geschöpf, das ohne Begabung und nur, weil es eben zur Wandertruppe gehörte, seine angelernten Schritte und Körperwendungen nach der Musik den Zuschauern vorzuführen hatte, allein das anspruchslose Dorfvolk rührte die Jugend des Mädchens.

„Lug! Lug! Sackerlot! Sackerlot!" tönte es von allen Seiten.

Der Jakob und der Johann Kempf vergaßen das Witzemachen und saßen mit aufgerissenen Mäulern da.

Die Wangen der Cilli begannen zu brennen. Sie spürte nicht mehr die Bank, auf der sie saß, noch achtete sie der Umgebung, in welcher sie sich befand. Ein Taumel ergriff sie. Ihr Ohr fing die Geigentöne auf und leitete sie wie ein Belebungselixier in ihren Körper über. Es war ihr, als löse sich dieser von der Erde los und rege und biege und schwinge sich. Jede Bewegung des anderen Mädchenkörpers machte sie im Geiste mit. Diese Empfindung war so stark, daß ihr nach einer Weile schwindelte. Sie erblaßte. Die Augen wurden groß und dunkel, und

Digitized by Google

als der Tanz des fahrenden Kindes zu Ende war und die Geige mit einem letzten, unreinen Kratzer abbrach, kam sie ins Schwanken und fiel seitwärts dem Bruder Jakob an die Schulter.

Der wollte eben ein derbes, aufbegehrerisches Wort sagen, als der Lehrer sich gerade noch rechtzeitig durch die Menge schob, um der Ohnmächtigen beizustehen.

Sie erholte sich alsobald und sah nur etwas verwundert in die Runde, allein Exer ließ sich es nicht nehmen, ihr den Arm unterzuschieben und sie heimzuführen, während Eltern und Brüder hinter ihnen dreinstampften und berieten, woher das plötzliche Unwohlsein des Mädchens komme.

„Sie ist halt schon wie fliegender Sommerstaub, den jeder Wind fortblasen kann," meinte die Kempfin.

Ihr Mann erwiderte, dergleichen Schwäche käme vom raschen Wachsen.

Die Brüder aber behaupteten, die Cilli hätte einfach zuviel dicke Milch gegessen am Abend, sie seien ja selber zu kurz gekommen dabei.

Es kam jedoch weder vom Essen, noch Wachsen, noch von der Zartheit, was die Cilli heimsuchte, sondern es war, als hätte das kleine Komödiantenmädchen ihr ein Fieber angehängt. Von der Stunde an, da sie es hatte tanzen sehen, war ein fremder Geist in ihr. Sie zeigte keinen rechten Willen zur Arbeit mehr. Die Schule lockte sie nicht. Mit anderen Kindern und jungen Leuten suchte sie keinen Umgang, und ihre grobschlachten Brüder vermied sie schon gar, wo immer sie konnte. Nur die Musik und das Turnen sagten

Digitized by Google

ihr noch zu. Und darum blieb auch ihr Verkehr mit dem jungen Schulmeister rege.

Sie liebte die Musik nicht, weil sie sebst darin eigenem Empfinden Ausdruck zu geben vermochte, sondern weil jene ihr ganzes Wesen gleichsam in Wohlbehagen auflöste und ihrem Körper Leichtigkeit und Freiheit gab. Die Turnübungen aber waren wie Speise für ihre Glieder. In ihnen ergingen sich diese mit einer sehnsüchtigen Wonne und konnten sich nicht genugtun.

In Cäcilias Verhältnis zu Exer trat insofern eine Veränderung, als die anfängliche Scheu einer größeren Vertraulichkeit Platz machte. Manchmal, wenn sie beim Musikunterricht in der Wohnstube allein blieben, pflogen sie stiller Unterhaltung. Exer redete sich gern ein, daß es nur die Teilnahme für die Schülerin und die Lust am Erziehen sei, die ihn veranlaßten, sich mit der Cilli zu beschäftigen. Er fragte sie manchmal pflichtgemäß, warum sie in der Schule so lässig sei oder der Mutter durch ihren Mangel an Hausfrauenfreude Sorge mache.

Sie zuckte dazu mit den Achseln und schwieg oder sagte ein: „Ich bin jetzt einmal so."

Nur einmal dehnte und wand sie sich auf ihrem Sessel, schlug dann die Augen zu ihm auf und flüsterte: „Wenn ich tanzen lernen dürfte, wollte ich schon fleißig sein."

Dem Lehrer flog wie eine Tür auf, und er sah in einen weiten Garten. Dahinaus also wollte es mit der Cilli? Dem Kempf, dem Bauern, war mitten

Digitized by Google

unterm Küchengemüse ein zartes Zierblümlein erſproſſen? Der Künſtler oder doch die halb künſtleriſche, halb romantiſche Veranlagung, die vielleicht nie zu etwas führte, regten ſich in ihm. Ohne daß er der Cilli im Augenblick eine Antwort gab, ließ er ſich ihre Worte und ihr Gelüſten durch den Sinn gehen, ſtellte die Dinge hübſch zuſammen, des Mädchens Gelenkigkeit und Körpergewandtheit und ihren ihr angeborenen Sinn für Rhythmus und Klang. In allerlei wachen Träumen brachte er die Cilli mit der Welt des Theaters zuſammen, die ihm ſelbſt noch als etwas Märchenhaftes und Wunderreiches in Erinnerung ſtand, und auf einmal war er auf dem beſten Wege, zu überlegen, wie er, Julius Exer, der Cäcilia Kempf eines Tages zu dem Gedeihgrund verhelfen könne und werde, nach dem ihr Weſen hungerte.

Hier nun überſchritt der junge Schulmeiſter die Grenze, wo Lehrerpflichtgefühl und perſönliche Neigung geſchieden waren. Er ſah ſich fortan gern in der Rolle des Helfers, wenn er an die Cäcilia dachte. So träumte er einmal, wie jene auf der Bühne tanzte und er ſelber mit anderen Muſikanten davor ſitzend ihr aufſpielte. Ein andermal ſah er ſie aus der Fremde nach Reußkirchen zurückkehren, und ſie war nicht länger ein Bauernmädchen, ſondern ein geputztes und gar feines Dämchen. Er ſelber aber ging im ſchwarzen, feierlichen Stadtrock hinter ihr und ſie lächelte ihm vertraulich zu, wie einem, der ſehr nahe zu ihr gehörte.

So ſtanden die Dinge und gingen die Tage. Das Jahr wendete ſich abermals.

Digitized by Google

Exer fühlte jetzt zuweilen etwas wie Beklemmung und Unbehagen, wenn er Schule hielt oder der Cäcilia Kempf gar den Einzelunterricht erteilte. Das Herz klopfte ihm eigen, wenn er sie in der Klasse aufrief und ihren großen Augen begegnete. Und wenn er am Klavier zuweilen ihre Hand mit der seinen streifte, fuhr ihm das Blut ins Gesicht.

Die Kempfs schienen etwas zu wittern; denn die Mutter platzte während der Klavierstunde zuweilen ganz plötzlich und unversehens in die Stube, als wollte sie die beiden Musikbeflissenen überraschen, der Kempf selber aber gab immer deutlicher zu verstehen, daß das Musizieren eine Narrheit sei, die jetzt dann ein Ende haben müsse.

Nur die Cäcilia schien nichts von dem allem zu merken. Sie zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihr Gesicht wurde noch schmaler. Ihre blauen Augen dagegen schienen ihr eigenes Wachstum zu haben und wurden weit und tief wie grundlose Teiche. Die Cilli hatte keinen Kameraden und doch nie Langeweile. Oft saß sie mit um die Knie gelegten Armen und staunte wer weiß wohin. Oft lief sie ins grüne Wiesland oder über den weißen Schnee, zuerst wie ein gewöhnlicher Mensch und dann mit schwingenden Schritten und Hüften. Fing ein Kirchturm zu läuten an, wenn sie so wanderte, so hob sie die Arme und schwang sie im Takte der Glocken. Eigene, dem Auge wohlgefällige Bewegungen machte sie. Lauschte sie aber dem Geigenspiele des Exer, so gewann ihr Blick ein verhaltenes Feuer.

Digitized by Google

An der Fastnacht im Februar gab es wie überall zu Reußkirchen Tanz. Auch der Kempf begab sich mit seiner ganzen Familie ins Wirtshaus, weil überhaupt an solchen Tagen niemand zu Hause bleibt.

Die Cilli war ja noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus. Aber die Mutter meinte, man könne sie nicht so allein daheim sitzen lassen und möge sie daher wohl mitnehmen. Zum Zuschauen sei sie nicht mehr zu jung.

War nun die Cäcilia nur zum Zuschauen gekommen, so zeigte sich indessen, daß vom Ja zum Amen kein weiter Schritt ist. Die Jungburschen von Reußkirchen waren nicht so waschlappig, daß sie ein Mädchen mit einem so schönen Lärvlein hinter dem Tische sitzen ließen. Der Anton Imhof, des Gemeindepräsidenten Ältester, war der erste, der um einen Tanz fragte. Dem konnte doch die Gefälligkeit nicht abgeschlagen werden. Dann aber wurde auch anderen billig, was dem einen recht gewesen, und so kam die blutjunge Cilli in ein Tanzen hinein, um das die heiratsreifste Kameradin sie beneiden konnte. Keinen einzigen Dreher ließ sie aus. Auch Exer, der Lehrer, bekam seinen Teil; denn er war nicht faul, ihn sich zu sichern, als er einmal eine Brücke geschlagen sah.

Mit lachendem Mund und blitzenden Augen tanzte die Cilli, die Brust flog ihr, sie ließen ihr kaum Zeit, Atem zu schöpfen.

„Die kann's," murmelten die Alten, die zuschauten.

„Die kann's," lobten die Jungburschen, die die Cilli wieder an den Kempfentisch zurückführten.

Digitized by Google

„Sapperlot, die kann's," rühmten sogar der Jakob und der Johann, als sie sich einmal mit der jungen Schwester schwangen.

Die Eltern saßen mit vergnügten Gesichtern und konnten sich des Stolzes nicht erwehren. Sie hätten blind und taub sein müssen, wenn sie die bewundernden Blicke nicht gesehen und das Beifalltuscheln nicht gehört hätten, deren Ursache die Cilli war.

Aber am besten ging es doch dem Exer. Als er wieder einmal die Schülerin im Arm hielt und, selbst ein kräftiger und gewandter Tänzer, meinte, das federleichte Wesen an seiner Seite berühre mit den Füßen den Boden nicht mehr, hob die Cilli das blaß gewordene Gesichtlein zu ihm auf und sagte: „Mit Euch tanze ich am liebsten, Herr Lehrer."

Dem Julius Exer schwindelte, er wußte nicht, ob es vom Drehen oder — etwas anderem war. Es schwamm ihm vor den Augen, so daß er die Cilli fremd und schön und seltsam wie durch einen Märchenschleier sah.

Weiter spielte die Tanzmusik. Weiter tanzte die Cäcilia Kempf. Unermüdlich, mit immer wachsender Lust und scheinbar immer noch sich steigernder Leichtigkeit.

Plötzlich kam sie dem Lehrer aus den Augen. Er blickte suchend im Saal umher. Die Kempfischen saßen alle noch da, die Cilli aber fehlte. Er wartete, und als sie immer noch nicht kam, verließ er die Tanzstube und fand sie richtig draußen im Freien, wie sie wenige Schritte vor der Haustür an einem Baum stand.

Digitized by Google

Es war eine sternenklare, nicht kalte Nacht. Aber der Schnee lag noch nahe an den Bergen und der wehende Föhn hatte einen kühlen, gefährlichen Atem.

Exer trat zu dem Mädchen. „Das ist nicht gescheit," zankte er, „aus dem Brutofen von Tanzsaal sich da hinaus in die Nacht zu stellen."

Die Cilli machte große Augen, wie eine, die Mühe hat, ihre fernschweifenden Gedanken zu sammeln.

„Es tut mir nichts," antwortete sie dann.

Beim Schein der Sterne sah er, daß sie sehr bleich war. Der Wind rührte ihr krauses Haar. Dann schauerte sie doch wie in einem leisen Frösteln zusammen.

Eine merkwürdige Angst befiel Exer. „Bah, bah," begehrte er auf. „Unsinn! Komm herein!"

„Hier draußen wäre es viel schöner zu tanzen," flüsterte sie, „hier in der weichen Wiese, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, auf dem weiten, weiten Grund. Keine Wände ringsum! Man könnte die Arme ausstrecken so weit man wollte. Die Sterne würden allein zusehen."

Exer faßte des Mädchens Arm und zog sie dem Hause zu. „Das kannst mir drinnen weiter erzählen," sagte er entschlossen.

Sie folgte ihm willig und lehnte sich selbstvergessen an ihn, während er sie in den Flur zurückführte.

Kaum waren sie durch die Tür getreten, so bebten ihr die Lippen. „Jetzt ist mir doch kalt geworden," gestand sie.

Da wurde er ernstlich böse und schalt: „Es ist eine

Digitized by Google

Narrheit, was du getan haſt. Den Tod kann ſich eines holen derweiſe."

Sie ſah ihn an. Das Wort machte ſie ſtutzig. Still und gehorſam ſetzte ſie ſich hinter den Tiſch zu den Ihren, als er ſie dorthin brachte und erzählte, was ſie angeſtellt. Sie wollte nicht mehr tanzen und tat es mit Unluſt, als ein paar Burſchen ihr keine Ruhe ließen. Sie ſchien auf einmal müde.

Dann gingen die Alten bald mit ihr heim.

3.

Es war eine Narrheit geweſen. Die Cilli hatte ſich in jener Nacht eine ſchwere Erkältung geholt. Am nächſten Tag lag ſie zu Bett, und der herbeigerufene Arzt ſtellte eine Lungenentzündung feſt.

Der Lehrer verfiel in eine ſo große Unruhe, daß er kaum noch imſtande war, ſein Amt zu verſehen. Während des Unterrichts ertappte er ſich ſelbſt, und ſeinen Schülern fiel es auf, daß er mitten in einem Satze den Faden verlor oder daß er, wenn eine ſchriftliche Arbeit die Kinder beſchäftigt hielt, aus dem Fenſter ſtaunte oder nach der Türe lauſchte, als warte er auf irgendeine Nachricht. Und er wartete in der Tat. Ohne es zu wiſſen. Immer meinte er von der Cilli etwas zu vernehmen. Jeden Tag, ehe er nach ihr gefragt hatte, und kaum daß er Nachricht von ihr hatte, ſchon wieder. Er gab ſich gar nicht Rechenſchaft, was das war; denn er war ja noch immer

Digitized by Google

der Lehrer und sie das Schulkind, und sie war des hablichen Kempfen Tochter und er ein Hungerleider und Schmalamtsmann für sein Lebtag. Aber er hatte solche Angst — solche Angst.

Kaum war die Schule zu Ende, so strich er ums Kempfenhaus und trachtete irgendeines der Familienglieder zu treffen, um nach der Cilli zu fragen. Er hörte wechselvolle Dinge. Jetzt, daß sie bei ganz klaren Sinnen sei und sage, sie werde wohl sterben müssen, jetzt, daß sie jeglichen Bewußtseins ermangle und nur unverständliche Laute flüstere, und jetzt, daß sie im Fieber rede. Und was für Dinge redete sie da! Immer vom Tanze. Jetzt von dem des Seiltänzerkindes, jetzt vom Bauernfaschingsreigen und jetzt von einem anderen — schöneren: sie sah sich im Fieber in Flittergewändern, Musik trug sie, wie Wellen ein Schifflein tragen. Es kam vor, daß sie in ihren Phantasien die Arme hob und sie hin und her schwang, als folge sie mit ihrem Körper wiegenden Walzerklängen. Sie hörte Beifallklatschen einer Zuschauermenge. Sie war nicht mehr die Cilli Kempf, sondern ein fremdes, im heißen Licht der Lampen lebendes Wesen. Ihre Seele glitt in diesen Fieberträumen in das Land ihrer stummen, unbewußten Sehnsucht hinüber.

Exer hörte von dem allem zumeist durch ihre Mutter.

Später bekam er die Kranke auch zu sehen. Die Kempfin, die ihn doch wohl mochte, rief ihn öfters herein.

Digitized by Google

Die Kammer, wo Cilli lag, war klein. Sie befand sich zu ebener Erde und ihr Fenster ging auf die sanft ansteigende Matte hinaus. An deren anderem Ende befand sich das Holzhaus, in welchem Exer seine Behausung hatte. Noch standen die Obstbäume kahl in der langsam sich belebenden winterigen Wiese. Es ging nur wie ein verborgenes Drängen durch Bäume und Grund.

Das Bett der Cilli hatte seinen Platz nahe am Fenster. Wenn die zaghafte Sonne kam, so konnte sie ihre Lichtstreifen auf die schwarzen Zweige des Birnbaums legen, der manchmal damit an die Scheiben der Fenster klopfte, und fand wohl auch die Decke aus rotgemustertem Baumwollstoff auf der Kranken Bett. Die Kissen aus demselben Stoff indessen erreichte sie erst am späten Abend, wenn sie im Sinken war, und es sah aus, als habe sie sich den ganzen Tag Mühe gegeben, um endlich noch das Gesicht der Cilli anlächeln zu können.

Es war einmal zu solcher Spätabendstunde, daß der Lehrer in die Kammer trat. Die Sonne umschmeichelte den hölzernen Fensterpfosten. Dann schlich sie herein und auf das Lager der Cilli. Und siehe, jetzt lag das weiße Gesichtlein der Kranken mitten im Gold. Aber die Sonne hatte daran den geringsten Teil. Es war vielmehr das Haar des Mädchens, das so leuchtete und das wie ein Kranz aus schweren, gelben Blumendolden um den Kopf geordnet war.

Als hätte der warme Abendstrahl sie geweckt, tat die Cilli dann die Augen auf. Sie sah weder den

Digitized by Google

Lehrer noch die neben ihm ſtehende Mutter, ſondern richtete den Blick ruhig und groß an die Decke. Lange ſtaunte ſie hinauf und ſenkte endlich, ohne ein Wort zu ſagen, die Lider wieder. Die beiden Gäſte aber ſchlichen davon und hatten nicht zu reden gewagt.

Erſt bei einem weiteren Beſuch fand Exer das Mädchen völlig beim Bewußtſein. Es freute ſich, daß er kam, und ſprach mit ihm vom Unterricht und daß ſie froh ſei, wieder damit zu beginnen. Auch von ihrer eigenen Torheit hub ſie an und ſchalt ſich, daß ſie ihm ungehorſam geweſen.

„Manchmal höre ich Euch ſpielen, Herr Lehrer,“ erwähnte ſie dann.

Es dauerte aber noch einige Wochen. Dann genas ſie ſcheinbar ganz. Nur ſagte die Mutter, der Arzt meine, es könne ihr etwas zurückgeblieben ſein.

Seit die Cilli mit einem dankbaren Lächeln geſagt hatte, ſie höre ihn zuweilen ſpielen, ſtellte ſich Julius Exer in ſeiner Stube drüben mit ſeiner Geige gern ans offene Fenſter. Er redete ſich vor, er tue es, weil es dem Lehrer wohl anſtehe, dem Kinde einen Gefallen zu erweiſen und ſeinen väterlichen Gruß über die Matte zu ſchicken. Allein es kam — mehr und mehr — in ſein Geigenſpiel ein herzbewegendes Allerlei und Vielerlei. Was an ungepflegter, wild wachſender künſtleriſcher Veranlagung in ihm ſteckte, wuchs in ſein Spiel hinein. Stimmen ſeines Herzens klangen darin, halb verworren, halb aus tiefen Weſensgründen heraufſtrömend; Schönheitsfreude und Sehnſucht nach einem Höheren und eine weiche, ſuchende Hingebung,

Digitized by Google

von welcher er kaum wußte, daß sie nach der Nachbarkammer ging.

Dann durfte die Cäcilia Kempf aufstehen. Sie war noch müde und ihren Wangen fehlte die Farbe. Zuweilen hustete sie und fuhr hier und da mit der Hand nach der Brust, als schmerze sie dort etwas, allein sie klagte nicht. Vater und Mutter fingen an zu vergessen, daß sie krank gewesen und der Doktor nur lahm ihrer Meinung zugestimmt hatte, daß sie nun wieder ganz gesund sei.

Als sie einmal dem Lehrer die Hand gab, fühlte er ihre Finger mit einer trockenen Glut in den seinen liegen.

„Hast du aber heiße Hände!" sagte er.

Und als sie darauf die Augen zu ihm erhob, war ihm, als liege auch in ihnen ein ungewöhnlicher und unnatürlicher Glanz. Auch fiel ihm das tiefe Rot ihrer Lippen ebenso auf, wie die wachsweiße Färbung der Schläfen.

„Geht es dir wirklich besser?" fragte er mit hastiger Kümmernis.

Sie lachte hellauf und versicherte abermals, gewiß, gewiß gehe es ihr gut. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihm eigentlich erzählen könnte, wie merkwürdig erdenleicht ihr manchmal zumute sei und doch wieder wie fiebrig, als friere sie mitten am warmen Mittag und höbe der Frost ihr die Füße, daß sie schwebten. Aber sie tat es nicht.

Der Frühling blühte aber reicher und herrlicher als je vorher. Die Matte zwischen dem Kempfenhause und der Schulmeisterwohnung war wie ein Wunder.

Digitized by Google

Es stand da viel langhalmiges, edles, tiefgrünes Gras, von wenig gemeinem Kraut durchschossen. Gelbe Wolfsmilch stieg aus dem Halmenwalde auf, daß es wie darüber gestreuter Flitter sich ansah. In großen Abständen standen die knorrigen, gesunden, alten Obstbäume. Sie trugen ihren zarten Blust und kamen ins Laub. Kein Ungewitter störte ihr Blühen, und kein Sturm riß ihnen den Lenzschnee aus den Kronen. Ein Tag war schöner und wärmer als der andere und ging über sie hin, als gebe ihnen jeder seinen stillen Segen. Die Bienen summten, Schmetterlinge gaukelten über der Matte und die Käfer turnten an den Langgräsern.

Und als die Bäume ihre Blütenlast lange genug getragen hatten, begannen sich die weißen und die rosenfarbenen Blättchen von den Ästen zu lösen und das tagelange, traumverlorene, lautlose Blütenschneien begann.

Es wurde gerade Vollmond um diese Zeit.

Tobias Kempf und seine Buben wetzten die Sensen und schnitten das Gras und die gelbe Wolfsmilch. Jeden Tag ein Stück, denn sie verfutterten es vorweg.

Aber der fallende Blütenschnee lag nun nur sichtbarer in den Mahdstoppeln.

Eines Nachts war die Cilli früh zu Bett gegangen. Eine große Müdigkeit beschwerte ihr die Glieder. Auch war das Empfinden leisen Frierens stärker in ihr.

Sie mochte noch nicht lange eingeschlummert gewesen sein, als drüben bei offenem Fenster Exer, der Lehrer, noch eins in die Mondnacht hinaus zu geigen begann.

Digitized by Google

Die Cäcilia träumte. Sie träumte vom Tanzen. Das war ja doch an ihr wie eine Krankheit, daß sie daran immer denken mußte.

Vielleicht nun weckte die Geige des Exer sie auf. Vielleicht tat sie, was sie tat, aber auch im Schlafwandel. Sie saß plötzlich aufrecht im Bett.

Der Mondschein lag im Fenster. Das Gesims sah aus wie aus getriebenem Silber.

Die Cäcilia lauschte.

Die Töne der Geige kamen zu ihr herein. Sie waren zart und weich und wie Elfenhände, die sie unter den Armen faßten: Komm! Komm!

„Lalalala," summte die Cäcilia kaum hörbar und neigte den Oberkörper einmal hin und einmal her.

Die Töne der Geige schwollen an und wurden wieder leise. Das Mädchen streckte einen Fuß aus dem Bett. Dann den andern.

Auf einmal stand es nahe am Fenster.

„Lalalala," summte es, immer dem Klange der Geige nach.

Der Mond sah die Cäcilia an. Er strömte sein ganzes Licht über sie hin. Sie hielt die Augen geschlossen, aber der feine Mund war wie ein Kleinkindermund, der sich der Mutterbrust auftut, und das Mondlicht küßte ihn, als müßte es die dürstenden Lippen letzen.

Die Cäcilia trug nur ihr weißes Hemd. Es war nicht fein noch völlig gebleicht, aber der Mond machte das gut, und es konnte den Bau der zarten Glieder nicht verhehlen, der schlanken Arme, die nackt bis zur

Digitized by Google

Schulter, sich hoben und senkten, und der knöchelfeinen Füße, die langsam im Tanz zu schreiten begannen.

Plötzlich schwieg die Geige. Das schien die halbwache Träumerin zu stören. Sie tat die Augen auf. Sie lehnte sich aus dem Fenster. Vielleicht suchte sie nach den verlorenen Tönen. Auf einmal mit einer blitzartigen Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit schob sie einen Stuhl zum Gesimse, stieg hinauf, stand jetzt im vollen Lichtglanz und glitt im nächsten Augenblick nach außen ins Wiesland hinab.

Mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgebogen, war sie hinausgeglitten. Der Mond streifte ihre Stirn, daß sie wie ein heiliges Täfelein aus Elfenbein leuchtete. Die Lockendolden fielen auf die Schultern.

Da! — da sang die Geige wieder.

Der Lehrer ging in seiner Stube auf und ab. So war in seinem Spiel ein Sichnähern und Entfernen, ein sehnsüchtiges An- und Abschwellen.

Die Cäcilia hatte einen runden Platz erreicht, wie ihn des Vaters Sense zwischen zwei Obstbäumen frei geschnitten.

„Lalalala," summte sie, ein wenig lauter jetzt. Sie begann sich zu drehen. Sie wiegte und wandte sich.

Weißes Mondlicht spann in den Baumkronen und über der Wiese. Blütenblätter lagen im Grase und immer neue schneiten von den Bäumen herab. So leise, so langsam, so sanft wie kühle Erstlingsflocken.

Exer, der Lehrer, hatte bis jetzt nicht auf das geachtet, was draußen war. Nun zog die Schönheit

Digitized by Google

der Nacht ihn ans Fenster. Er lehnte am Pfosten und strich einen vollen, klingenden Akkord. Das weinte und flehte zu den Sternen hinauf, und des Schulmeisters Blicke gingen mit den Tönen. Aber als er sich abwenden und sein Auf- und Niederschreiten wieder aufnehmen wollte, fiel sein Blick in die Wiese hinaus.

Was?

Was war das?

Exer war von dem, was er sah, so gefangen, daß er mechanisch weiterspielte. Aber mit den Gedanken erfaßte er schon das Bild. Das war doch die — die Cilli dort in der Wiese! Oder war es ein Spuk? Mein Gott, wie schön!

Mond auf den schwingenden weißen Armen, Mond auf dem gelben schimmernden Haar! Lautlos schwebte die zarte Gestalt, drehte sich im Kreise, wiegte sich in seltsamer Anmut. Exer starrte. Die Arme versagten ihm. Der Bogen glitt von den Saiten. Es gab einen schrillen, brechenden Ton. —

Hörte das die Cäcilia?

Sie stockte inmitten einer Wendung. Sie schwankte. Der Kopf neigte sich, als lauschte er wieder auf die Töne, die verklungen waren.

Und der Oberkörper bog sich dem sich senkenden Kopfe nach. — —

Exer warf die Geige auf den nächsten Stuhl, daß das Holz krachte. Er stob aus dem Zimmer.

Die Mondscheintänzerin lag im Grase.

Niemand hatte den Vorfall bemerkt, niemand die mondhelle stille Wiese beachtet.

Digitized by Google

Jetzt stand der Lehrer keuchend vor der Daliegenden, jetzt bog er sich nieder.

„Jesus!“ stieß er heraus.

Er legte die Hand auf Cäcilias schmale Brust. Sie lag mit geschlossenen Augen da. Auf den Lippen stand ihr ein kleiner tiefroter Tropfen.

Der Lehrer hob die Gestalt aus dem Grase auf. Noch immer schwebten die Blütenflocken nieder. Eine hing sich noch in Cäcilias Haar, das dem Lehrer über den Arm quoll. Das Haar war schwer. Schwerer waren die Glieder. Und doch so federleicht.

Julius Exer trug seine Last zum offenen Fenster, weil das am nächsten war. Er rief in die Kammer hinein. Den Vater. Die Mutter. Er rief laut und angstvoll. Schon antwortete man ihm. Und er bot, als der Kempf selbst gleich darauf in die Kammer trat, die Gestalt des toten Kindes hinein . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Sie war ein seltsames Menschenkind gewesen, die Cäcilia Kempf!

Das sagten die Neußkirchner. Und das dachte der Lehrer. Nur die Eltern und Brüder der Toten ließen jetzt in ihrem Schmerz nicht gelten, daß sie auch ihnen als ein Ausnahmewesen erschienen war. Sie hatte zu ihnen gehört, und sie fühlten jetzt nur, daß sie das Kind und die Schwester verloren hatten. Es ging ihnen sehr nahe.

Aber der Lehrer war ein sonderbarer Kauz. Er wurde ein seltsamer Spintisierer. Es war immer, als denke er einem großen Rätsel nach. Die Cäcilia

Digitized by Google

war so flüchtig durch sein Leben gegangen, daß er sich manchmal fragte, ob er sie wirklich gekannt habe. Oder ob er nur eine merkwürdige Erscheinung gehabt. Er sann so lange darüber nach, daß er ganz vergaß, sich einen Hausstand zu gründen oder sich später einen besseren Posten zu suchen. Er wurde alt in Reußkirchen. Und er spielte die Geige. Nur wenn die Wiese unter seiner Stube blühte, spielte er — nie...

Digitized by Google

Der Fechter

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

In einem Gemach des Palazzo Gonzaga zu Mantua saß James Chrichton, der Schotte, über seinen Büchern. Der Tag streute Licht über ihn und seine Umgebung. Wie mit vollen Händen ausgeworfenes Gold lag dieses hier und dort, auf dem Mosaik des Bodens, an einer Breitseite der reichgeschnitzten dunklen Wandvertäfelung mit den Fresken des Giulio Romano darüber und an einer Ecke der Prunkdecke, an der jeder Zoll ein Kunstwerk des Holzmeißels war. Der Schotte selbst saß im Schatten, aber die Helligkeit des Raumes war groß genug, daß sich die Gestalt dessen, den sie in Italien den Admirabile nannten, scharf wie die von der Sonne getroffenen feinen Schnitzwerkteile vom dunklen Arbeitspult und dem kühlen, hellen Boden abhob. Manche der vor ihm aufgeschichteten Bände waren aufgeschlagen; er hatte darin geblättert, allein jetzt lehnte er sich in den Armstuhl zurück, und der Blick seiner schwarzen klugen Augen ging irgendwohin ins Leere, verbarg sich hinter durchsichtig frauenhaften Lidern und sank zuweilen so ganz ins Innere zurück, daß es ungewiß schien, ob der Sinnende einen körperlichen Schmerz verwinde oder völlig entschlafe. Blitzartig zuckte dann manchmal die zarte Haut der Stirn über der strengen kleinen Nase zusammen; die Schatten der Gedanken schienen über die bleiche Fläche des edelgeformten Schädels zu huschen. Zuweilen auch spielten die schlanken schmalen Hände an der Löwenklaue der Stuhllehne oder glitten selbstverloren wieder nach dem

Digitized by Google

Arbeitspult hinüber, und die Gebärde bekundete, wie weit fort von der Gegenwart der Müßige war.

Chrichtons Gedanken weilten bei einem Ereignis. Wie war gestern abend das Hoftheater voll gewesen bis zum letzten Platz! Wie hatten sie geklatscht! Die Blumen der Frauen und die Beifallsrufe der Männer waren wie ein Regen über ihn niedergefahren, der sich ihnen in fünfzehn verschiedenen Rollen gezeigt hatte. Seine schmalen Lippen zuckten ein wenig wie in leisem Spott. Er war nicht eitel, obgleich er die Anerkennung der Welt nicht entbehren konnte. Auch der gestrige Erfolg galt ihm nicht allzuviel. Es war ja nicht der erste. Seit seiner Knabenzeit am Hofe von Schottland hatte Gunst jeder Art sich an seine Ferse geheftet, seit — er sich bewußt geworden, daß er mit spielender Leichtigkeit gewann, was andere nur nach harter Anstrengung, meist erst in späten Jahren sich errangen. Er spielte die Laute und dichtete selbst die Lieder, die er mit geschulter Stimme zu den Saiten sang. Er sprach und schrieb zwanzig Sprachen. Kein Gebiet der Wissenschaft blieb ihm verschlossen. Mit einer Empfindung, die weit mehr Dankbarkeit gegen eine höhere Fügung, als Selbstgefallen war, wurde er sich immer wieder bewußt, wie in seinem Gehirn etwas Klarleuchtendes, jedes Dunkel Durchhellendes war, das ihm ermöglichte, mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit zu wetteifern und auf alle ihre Gebiete ihnen zu folgen, so neu immer sie ihm sein mochten. Am schottischen Hofe hatten sie ihn für einen Phänomen erklärt. In Paris hatte man ihm zugejubelt, als er

Digitized by Google

die Gelehrten aufgefordert, mit ihm in zwölf Sprachen über jede beliebige Wissenschaft zu disputieren und ihnen Part gehalten hatte. Seine Wanderfahrt durch Italien war ein Triumphzug gewesen. Noch eben hatte er zu Venedig die angesehensten Männer zu Freunden gewonnen. Und nun war er hier in dem glänzenden Mantua der Gonzagas gelandet, nach wenigen Tagen schon zum Erzieher des Prinzen Vincenzo ernannt und zum Liebling des Hofes erkoren worden. Das gestrige Ereignis im Theater also war nichts für ihn Neues, Überraschendes gewesen. Aber — der Schotte lächelte — in dem Spiegelbilde, das er selbst sich vorhielt, hatte er etwas vergessen, etwas, was vielleicht die Hauptsache war. Er dehnte die nicht sehr große Gestalt, deren geschmeidigen Bau das dunkelviolette Wams und das enganliegende, hellgraue Beinkleid in jedem Muskel zeigte. Diese Muskeln waren wie der biegsamste Stahl einer Damaszener Klinge. Sie streckten sich jetzt an dem Bein, das er über das andere warf und jetzt an den weißen Handgelenken, die aus den knappen Ärmeln sich über die Stuhllehne ins Leere schoben. Die rechte der Hände formte sich zur hohlen Faust, als faßte sie den Griff eines Rapiers, und der Sinnende erhob sie leicht und schwang sie in der Luft, als parierte er Stich und Stoß eines Gegners. Das war ihm doch das Liebste und vielleicht auch — das Nützlichste, daß er die Waffe so sicher zu führen verstand. Ja, vielleicht war jener Handel mit Scoppo, dem berühmten Mantuanischen Fechtmeister, der seinem, Chrichtons, Degen erlegen war, mehr Schuld als alles

Digitized by Google

an seinem jetzigen Ansehen, seiner Stellung hier am Hofe. Immer war diese Kunst ihm zugute gekommen. Wenn mit der Gunst auch der Neid wuchs, das Rapier war der sicherste Schutz dagegen. Der sicherste Schutz? Einen Augenblick lang trat in das jugendliche, manchmal fast noch knabenhafte Gesicht des seltsamen Mannes ein Ausdruck plötzlicher Mattigkeit. Der eine Mundwinkel sank herab, und ein Zug erschien am Kinn, als hätten die zwanzig Jahre seines Lebens genügt, ihm die Schalheit alles Irdischen darzutun. Der sicherste Schutz? überlegte er. Und auf wie lange? Offene und geheime Feindschaft war die Folge und das Geleite jeden Tages. Er erwehrte sich ihrer, erwehrte sich ihrer lachend und sicher, aber vielleicht einmal, offen oder geheim, fand Degen oder Dolch doch den Weg. Dann — dann würde sie weinen, die kleine Mary Anne!

Der dunkle Kopf des Schotten senkte sich jetzt tiefer. Die beiden Hände zum Kissen nehmend, drehte er sich und lehnte die Wange an die Lehne des Stuhls. Er versank völlig in Träumen. Nebel wallten vor seinen Augen wie Dunst einer verschleierten Ferne. In ihnen schwebte bald nur mit dem Haupte, bald mit der ganzen überzarten Gestalt sichtbar die Erscheinung eines Kindes. Von einem Kopfe, der mit königlicher Anmut auf schneeweißem Halse saß, fiel in kurzen, goldheiteren Locken das Haar auf die zarten Schultern. Augen von tiefem Blau leuchteten mit einer unschuldsvollen Innigkeit aus dem Antlitz, dessen Farbe war wie die der edelsten weißroten Rosen. Die Erscheinung Mary Anne Burtons bewegte sich vor Chrichtons

Digitized by Google

Augen mit einer unsäglichen Anmut. Die kleinen Füße schienen den Boden nicht zu berühren. Jetzt erhob Mary Anne die schmalen Hände und faltete sie, nicht zum Gebet, nur in wohliger Lässigkeit, und jetzt lächelte sie; das war, als öffne der Mund sich gleich einer atembewegten Knospe und bräche aus dem Blick der frohe leuchtende Morgen. So hatte James Chrichton Mary Anne Burton oft lächeln sehen. Warum ging er nicht zurück zu ihr? Er faltete die Stirn schärfer. Noch mußte er die Welt sehen und noch — stand die Peerstochter zu hoch über ihm.

Chrichtons Lider bedeckten die Augen, ruhig und gleichmäßig bewegte sich die Brust unter dem feinen Samt des Wamses. Vielleicht schlief er nun doch.

Im Hintergrund des Gemachs glitt ein schwerer Vorhang geräuschlos auseinander. Noch halb umwallt von dem lastenden Prunkstoff stand dort Prinz Vincenzo Gonzaga. Er zögerte, kreuzte die Arme und betrachtete den Träumer. Im Bau der schlanken Glieder ihm ähnlich schien der um zwei Jahre jüngere der kräftigere von beiden; denn seine Züge trugen die Farbe des Lebens und der Gesundheit und seine braunen Augen sprühten von der Lust des Seins. Nach einer kurzen Weile bewegte er sich auf den Zehenspitzen vorwärts. Der mit kostbaren Steinen besetzte, kleine Dolch, der ihm am Gürtel hing, kam in ein klirrendes Schwingen, der Purpur seines seidenen Wamses schimmerte in der Sonne wie Blut.

Der Schotte blinzelte. Sein scharfes Ohr hatte ein Geräusch gehört. Dann warf er sich mit einer solchen

Digitized by Google

Plötzlichkeit im Stuhl herum und auf die Füße, daß der Gonzaga erschreckt zusammenfuhr.

„Ich dachte doch, Euch zu überraschen, Maestro," half dieser sich aus der leisen Verlegenheit.

„Es ist die Kunst des Lebens, sich niemals überraschen zu lassen," entgegnete der junge Erzieher.

Der Prinz trat näher und ließ sich dem anderen gegenüber in einen Stuhl nieder. „Mir schien, daß Ihr schliefet," sagte er.

„Und wart über das schlechte Beispiel entrüstet," erwiderte der Schotte.

„Beileibe, es wäre kein Wunder, so Ihr müde wäret."

„Wieso?"

„Nach dem gestrigen Abend."

Chrichton schnippte mit den Fingern. „Wenn ich nicht mehr vertrüge als das," sagte er.

„Wahrlich, Ihr seid ein Riese, James Chrichton."

„Eure Hoheit sollten keine Worte machen. Überlassen wir es der Menge, zu schmeicheln."

„Aber wollen wir nicht mit unserem Römer beginnen?" unterbrach er sich selbst. Er ergriff eines der Bücher und schlug es auf. „Wir blieben stehen —" sagte er blätternd.

Der Prinz rückte seinen Stuhl zurück. „Ich mag nicht von anderem wissen heute, Maestro," sagte er. „Es ist zu vieles noch unbesprochen, was mich, was uns beide angeht."

Chrichton verneigte sich leicht. „Wie Ihr befehlt — für diesmal."

Digitized by Google

„Euer Sieg über den Scoppo gewann Euch die Männer, Admirabile, Euere Kunst gestern abend hat die Frauen halb Mantuas in Euch verliebt gemacht."

„Das neidet mir mein Prinz?" fragte Chrichton. Er hatte einen leisen Verdruß in Vincenzos Stimme heraus gehört und gewahrte den Flecken wallenden Blutes, der flüchtig auf seiner Wange erschien.

Der Gonzaga errötete tiefer und wurde einer plötzlichen Verwirrung nicht Herr. Aber der ehrliche Wunsch, mit dem anderen sich gut zu stellen, gab ihm die Worte ein: „Ihr dürft mich nicht mißverstehen; ich neide Euch nichts, was Euch zukommt."

Der Schotte öffnete die seltsamen Augen, die eine durchdringende Gewalt besaßen, weit und hielt sie so lange auf den anderen gerichtet, daß dieser unter dem Blicke sich gleichsam wand.

„Warum mustert Ihr mich so?" fragte der Prinz mit beengter, deutlich sein Unbehagen verratender Stimme.

„Ich denke über Eure Hoheit nach," erwiderte der Schotte.

„Und das Ergebnis?"

„Daß ich mehr weiß, als Ihr sagt."

Da warf sich der Prinz neben dem Stuhl des anderen in die Knie. „Verzeiht mir," bat er leidenschaftlich. „Ich kann mich nicht verstellen, und wenn ich es könnte, vor Euch wäre die Kunst umsonst."

„Einmal," entgegnete Chrichton, „einmal, wenn die Nachtigallen schlagen im Garten von Belvedere, will ich Euch eine Geschichte erzählen, Prinz, von einem

Digitized by Google

kleinen blonden Mädchen drüben im Nebelland. Die wird Euch wohl tun zu wissen."

Vincenzo Gonzaga ergriff des anderen Hände. „Ich liebe Euch," versicherte er mit demselben Feuer wie vorhin. „Ich weiß nicht, ob ich Euch mehr liebe oder mehr bewundere oder —"

„Nun?" fragte der Schotte, als er zögerte.

„Oder fürchte," gab der Prinz wie unter einem Zwang zurück.

Da neigte sich Chrichton zu ihm und legte die Hände, sie aus den seinen lösend, auf seine Schultern. „Man fürchtet nur, wo man mißtraut," mahnte er. Und immer noch Vincenzos Blick mit dem seinen bannend, fügte er hinzu: „Die Geschichte ist hübsch, mein Prinz, die ich Euch erzählen will. Ihr werdet sie gerne auch Eurer Gemahlin vermitteln."

Vincenzo Gonzaga erhob sich. Seine Ruhe war zurückgekehrt. Seine Haltung zeigte wieder die frühe Reife und Überlegenheit, die ihm schon eigen war. „Ich bin meinem Vater dankbar," sagte er. „Ich weiß jetzt, daß er mir einen Mann zum Leiter bestellt hat, vor dem ich mich ruhig beugen kann."

Er verneigte sich wirklich mit dem gelassenen Stolz dessen, der weiß, daß bald viele vor ihm selbst sich beugen werden. Dann gewann sein herbes Gesicht einen heiteren Ausdruck, der sichtlich die Befreiung von einer Sorge oder einem Verdrusse widerspiegelte. „Nun will ich statt des Studiums einen Ritt in den blühenden Morgen hinaus tun," sagte er. „Er wird mir vollends den Reif von der Stirn lösen, den das

Digitized by Google

gestrige Fest darum gespannt und Eure Rede gesprengt hat."

Er hob die Hand in einem raschen, warmen, winkenden Gruße und verschwand durch dieselbe Vorhangtür, durch die er hereingekommen war. Falten rauschten dabei auf und kamen in kurzen Schwingungen zur Ruhe.

Chrichtons Blick haftete auf dem Purpurstoffe, wie er sich glättete. Mit einer Art Zärtlichkeit folgten seine Gedanken dem Hinausgegangenen. Er wußte, daß der künftige Herrscher Mantuas noch schäumte wie junger Wein. Er wußte, daß der schlaue Höfling in ihm im Wachsen war und mit der ungezügelten Leidenschaft des frühreifen Jünglings kämpfte. Er ahnte künftige Größe, Ehrgeiz und Machtwillen. Und er fühlte, daß es gefährlich war, diesen unvergorenen Geist zu keltern. In diesem Augenblick tauchte ihm neben dem Bild des Gonzaga ein anderes auf. Er hatte es gestern in der Loge an seiner Seite gesehen, als er von der Bühne hinaufbefohlen worden war. Blaßblaue Augen schauten ihn halb erstaunt, halb verlangend an aus einem kühlen Gesicht, das von braunem Haar umrahmt war. Ein goldenes Netz hielt dieses Haar zusammen und gleißte im Lichte der Kerzen. Die Prinzessin Margherita Farnese, die Gemahlin Vincenzos, vor kurzem erst ihm angetraut, jung wie er, lächelte ihm zu. Es war ein merkwürdiges Lächeln gewesen, fast eine Angst, fast eine Bitte und voll einer fernen, versteckten, ursprünglichen und doch unbewußten Leidenschaft.

Digitized by Google

2.

Ein Fenster im Palast der Gonzaga war voll Blau und Tag. Der blühende Garten duftete zu ihm empor und die schlanken, dunklen, trauernden Zypressen, die silberschimmernden Mimosen, die fremdlandkundigen Bambuspflanzen rauschten unter ihm. An seinem Pfosten aber lehnte der kühle, ein wenig müde Kopf der Prinzessin Margherita Gonzaga. Eine schlanke, mit Ringen geschmückte Hand, in die der schwere Brokat des Kleidärmels hineinreichte und sie noch kleiner machte, lag auf dem Gesims. In dieser Hand, von der es schien, daß sie im nächsten Augenblick verlangend in die leere, blaue, schimmernde Luft hinausgreifen müsse, und in den langwimperigen Augen, deren etwas müder Blick in das brennende Blau der Ferne tauchte, lag eine unbeschreibliche, sehnsuchtsvolle Verlorenheit. Dort drüben, weit hinterm Morgenblau, lag Parma, die Heimat. Von da war Margherita Farnese herübergekommen, der Welt und dem Leben noch nicht erwacht, noch das Kind, das in den Gärten des herzoglichen Schlosses Fangball und Verstecken spielte. In Gepränge und unter Schalmeien hatte Vincenzo sie abgeholt, in Pracht und Glockengruß durch Volksjubel und Bannerrauschen war sie zu Mantua eingezogen. Der Herzog zu Mantua, Guglielmo, der Kluge, der sein Haus mit allen mächtigen Höfen seiner Zeit zu verschwägern wußte, hatte sie huldvoll empfangen und seine Gemahlin, die Tochter des österreichischen Kaisers, ihr zugenickt, sie umarmt

Digitized by Google

und ihr viel Liebe erzeigt. Aber Vincenzo und ſie ſelbſt hatten einander faſt überraſcht angeſehen, als ſie nach der Vermählungsfeier in ihren Gemächern ſich wieder begegnet waren. Sie kannten einander kaum, hatten noch nie ohne Zeugen zueinander geſprochen und mußten ſich nach all dem Trubel der Feſte faſt darauf beſinnen, was deren Endziel und Ergebnis war: daß ſie Ehegatten waren.

Vincenzo freilich — die Prinzeſſin erlebte jetzt in Gedanken noch einmal einzelne vergangene Stunden und Tage — Vincenzo war ein wenig warm geworden, in ſeinem Blick war Feuer aufgelodert; er ſchien — ſo erfuhr ſie bald — die Wahl des Vaters wohl zufrieden und huldigte ihr mit einer Leidenſchaft, die manchmal ſie erſchreckte und mißtrauiſch machte, immer ihr unlieb war. Trotz aller Huldigung jedoch, trotz aller Freundlichkeit, die ſie umgab, war ſie einſam hier. Es ſchien ihr etwas Künſtliches, Beſtandloſes an der Güte, der Unterwürfigkeit, die ihr hier begegneten. Sie konnte nichts dafür, ſie wurde den Eindruck nicht los, daß ſie nicht an dieſen Hof paſſe und dieſer Hof nicht zu ihr. Und ſie hatte Heimweh. Ehrgeizlos, ein wenig läſſig, ein wenig bequem hatte ſie Heimweh nach ſorgloſen Gärten, nach Jugendſpiel und Jugendgenoſſen. —

Der Klang einer Laute ertönte. Eine Männerſtimme miſchte ſich mit ihr.

Die Prinzeſſin wurde unruhig. Das Blut ſtieg ihr gemach, aber immer dunkler in die Wangen. Unwillkürlich neigte ſie ſich näher ans Fenſter. Sie kannte

Digitized by Google

die weiche und doch starke Stimme und die schwermütige Weise, die sie sang. Sie gehörte dem Admirabile Chrichton, dem Berater und Erzieher des Prinzen, ihres Gatten. Er sang drüben in seinem Turmgemach im Flügel Vincenzos. Er sang schottische Lieder.

Margherita Farnese erhob sich. Sie begann auf und ab zu schreiten, bald tief ins Gemach zurück, bald dicht ans Gesimse tretend. Das Lied störte ihren Gleichmut.

Sie kannte Chrichton erst seit wenigen Wochen, in denen freilich jeder Tag ihr eine neue Überraschung über die Vielseitigkeit und Außerordentlichkeit dieses Fremdlings gebracht hatte. Sie hatte ihn eigentlich persönlich noch wenig in ihrer Nähe gehabt, diese Nähe aber jedesmal als etwas Starkes, Besonderes empfunden. Als verbände ihn und sie etwas Gemeinsames. War es nur die Tatsache, daß sie beide Fremdlinge waren an diesem Hofe? Oder teilte der Schotte mit ihr auch das Gefühl, daß man hier nicht heimisch werden *konnte*? Seine fernhin klingenden, alten Lieder ließen vielleicht darauf schließen. Vielleicht lag das auch in einem Ausdruck seines Gesichtes, dem Schein von Schwermut, der manchmal durch seine Züge huschte. Sie, Margherita, wußte es nicht. Sie war nur seltsam ergriffen, seit sie ihn kannte. Und ihr Vertrauen zog sie zu ihm, ihre Einsamkeit verlangte nach der seinen.

Der Prinz — Vincenzo sah es nicht gern, daß sie an dem Schotten Anteil nahm. Sie hatte sein Stirn-

Digitized by Google

runzeln, seine Verstimmung wohl bemerkt, als sie jüngst in der Loge Chrichton ihren Dank und ihr bewunderndes Erstaunen kund getan. Und warum hatte er ihr so nachdrucksam erzählt, daß der Schotte ein Mädchen zu Hause habe? Warum? Als ob das sie warnen, schmerzen sollte?

Die Prinzessin ballte die Hände. Ihre Erregung wuchs. Vincenzo war eifersüchtig, er, der — das zu lernen hatte die kurze Zeit ihrer Ehe genügt — nach seinen Pflichten nicht fragte. Und doch zog nichts sie zu dem Fremdling, was unerlaubt war, nichts, wovor sie selbst erröten mußte. Nur die Sehnsucht, einen Freund zu haben, einen Menschen unter Höflingen und Schmeichlern. Und — sie wollte ihn haben.

Margherita Farnese stampfte im Trotz leise auf den Boden. Dann ging sie zur Tür, wo eine Triangel hing, die sie mit silbernem Stabe rührte. Eine Zofe erschien, und ihr befahl sie, zwei ihrer Damen zu ihr zu entbieten, die sie nach den Gärten geleiten sollten.

Wenige Minuten später befand sie sich mit ihren Frauen auf dem Wege dahin und sandte einen Diener, der ihr folgte, hinauf zu Chrichton mit der Bitte, ihr auf einem Spaziergang Gesellschaft zu leisten.

Der Morgen strömte seine Herrlichkeit in den Park. Schon war seine Sonne heiß, aber ein leiser Wind rauschte in den Bäumen und Büschen und fächelte die Luft rein.

Die Schleppgewänder der drei wandelnden Frauen rieselten über den hellen Kies der Wege, die durch samtweiche Rasenflächen, an blühenden Frucht- und

Digitized by Google

Zierbäumen vorüber, durch rosenumsponnene Lauben und waldnachtdunkle Nadelbaumbestände führten. Aus dunklem Lorbeer schauten weiße Marmorbilder. Plaudernde Brunnen plätscherten in lauschigen Gebüschen. Weiße und blaue Fasanen strichen da und dort über die Pfade und duckten sich unter dunkles Laub. Alles atmete eine weiche Süße, eine geheimnisvolle Lauschigkeit.

Margherita Farnese schritt einen Fuß vor ihren Begleiterinnen langsam dahin. Ihr Gang hatte etwas von dem unhörbaren, zögernd-stolzen der Fasanen. Zuweilen blieb sie vor einer Rose stehen oder lockte einen der zahmen königlichen Vögel oder tauchte die weiße Hand unter den Strahl eines Brünnleins. Von Zeit zu Zeit warf sie ihren Begleiterinnen ein Wort zu. Aber ihre Art war zerstreut und von leiser, ungeduldiger Empfindsamkeit. Ihre Finger und Lippen bebten unmerklich.

„Mich dünkt, daheim war es kühler um diese Zeit," sagte sie zu der Gräfin Galanti, die mit ihr aus Parma gekommen war.

„Ihr irrt wohl, Fürstin," erwiderte die weißhaarige Frau mit lächelnder Güte. „Die Heimat scheint uns immer das Unersetzliche."

In diesem Augenblick wurde zwischen den Bäumen eines Seitenweges, der von Sonne ganz durchleuchtet war, die Gestalt Chrichtons sichtbar. Er kam gelassen einhergeschlendert, den gertenbiegsamen Degen in der Scheide zwischen den Händen tragend. Er trennte sich nie von seiner Waffe, und in der Art, wie er sie

Digitized by Google

jetzt hielt und spielend bog, lag es wie Liebkosung oder Dankbarkeit. Er trug ein Gewand aus mausgrauer Seide, das an den Ärmeln und Puffen des Wamses mit solcher von tiefscharlachener Farbe geschlitzt war. Das Rot leuchtete in dem ihn umströmenden Lichte so heiß, daß es aussah, als brächen kleine Flammen aus dem Gewandstoffe.

Aber als er der Prinzessin so nahe war, daß sie seine Augen sehen konnte, fiel ihr wieder der halb trauervolle, halb weltverachtende Ausdruck darin auf.

„Verzeiht, Maestro, daß ich Euch bemühe," begrüßte sie ihn. „Ich habe längst das Bedürfnis, Euch einmal aus Eurer Heimat erzählen zu hören."

Chrichton verneigte sich, drehte sich um und trat an die Seite der Prinzessin. Mit einem peitschenähnlichen, kleinen Geräusch schnellte der biegsame Degen an seine Lende zurück.

Die Prinzessin beschleunigte ihre Schritte leicht und trat mit ihrem Begleiter in eine Allee alter Laubbäume, die sich domartig über ihnen wölbten. Die Sonne drang nur in zersplitterten Strahlen durch das Blätterdach, aber die braunen und roten Stämme, die zu beiden Seiten in Waldtiefe hintereinander standen, leuchteten in tiefer Farbe und trugen einer und der andere ein goldenes Flämmlein an der Rindenbrust.

Die beiden Frauen blieben etwas zurück; ein leises Recken des Halses der Fürstin hatte genügt, ihnen zu zeigen, daß ihre Nähe nicht gewünscht war.

„Seid Ihr mit Mantua zufrieden?" begann Margherita Farnese das Gespräch.

Digitized by Google

„Mantua ehrt mich durch seine Zufriedenheit," erwiderte der Schotte. „Was sollte ich mir anderes wünschen."

„Das Gegenwärtige," hielt die Prinzessin entgegen, „verspricht nicht immer das Bleibende zu werden."

Chrichton horchte auf. Er fühlte die Absichtlichkeit des Gesprächs, fühlte die Neugier oder den Drang nach Vertrauen, denen es entsprang. Und er war erstaunt. Die Fürstin war ihm bisher zu entfernt gewesen, als daß er sich um ihr Geschick viel gekümmert hätte, aber er erinnerte sich kleiner Vorfälle, kleiner Begegnungen, jenes Lächelns Margheritas in der Theaterloge, der Eifersucht Vincenzos. Und er wußte, daß er auf der Hut sein mußte.

„Dem Gegenwärtigen wird das Künftige nie ebenbürtig sein," antwortete er der jungen Fürstin.

„Wir sind Schicksalsgenossen, Maestro," fuhr diese zielbewußt fort, beinahe hätte sie Leidensgenossen gesagt.

„Doch wohl nicht," lehnte Chrichton mit einem Lächeln ab, das ebenso überlegen wie verbindlich war.

„Ihr wißt, wie kurz ich selbst erst an diesem Hofe bin."

„Er wird Euch zur Heimat werden, Fürstin, so er es nicht schon ist."

„Er wird es nicht," fiel die Prinzessin mit einer plötzlichen Aufwallung ein.

Der Schotte sah sie an; aber er schwieg.

Eine kleine Pause entstand, während welcher sie weiter schritten.

Dann gewann die Prinzessin ihre Ruhe zurück.

Digitized by Google

„Mein Gemahl erzählte mir, daß Ihr eine Freundin in Schottland gelassen. Wollt Ihr mir nicht von ihr sprechen?" begann sie wieder.

„Sie würde die großen Augen weit und erstaunt auftun, wenn sie wüßte, daß hier von ihrer kleinen Person die Rede ist," erwiderte Chrichton; aber indem er sprach, schien er die Frau an seiner Seite zu vergessen und ein Bild vor sich zu sehen, dem er wie ein Traumwandler nachschritt.

„Es tut wohl, sich derer zu erinnern, die wir zurückgelassen," sprach die Prinzessin weiter. Die leidenschaftliche Erregung von vorhin bebte noch in ihrer Stimme.

Der Schotte überhörte das vielleicht. Er fuhr, immer noch den versonnenen Blick am Boden, fort: „Sie war nur ein Kind, war Mary Anne. Ihr Ball und ihre Puppen hatten noch viel Recht in ihrem Tag, als ich sie verließ. Ihr Haar fiel auf ihre Schultern wie goldfarbene Seide, und die Maler standen still, wenn sie ihr zartes Antlitz sahen. Aber so jung sie war, sie hatte ihren Willen und sie wiederholte so oft, daß sie mich erwarten werde, bis ich es glaubte. Ich glaube es so fest, als trüge sie schon meinen Ring; denn es ist nie ein unwahres Wort über Mary Anne Burtons Lippen gekommen."

Chrichton nestelte aus seinem Wamse eine Kapsel aus getriebenem Golde frei, und sie öffnend, zeigte er der Fürstin das mit haarfeinem Pinsel gemalte Kinderantlitz derjenigen, die seine Gedanken erfüllte.

Sie nahm das Andenken mit einer Hand, die nicht ganz sicher war. Ihre glatte Stirn faltete sich un-

Digitized by Google

merklich, während sie es betrachtete. Dabei verstand sie sich selber nicht, darum, daß sie diesem Bilde neidisch war.

„Ihr seid ein Schwärmer, Maestro," sagte sie. „Ich wußte nicht, daß so kluge Männer wie Ihr auf nebelhafte Zukunft trauen."

„Ihr nennt sie nebelhaft, Fürstin," entgegnete der Schotte. „Aber Ihr vergeßt, daß mein Leben selbst wilder wuchert als die Phantasie meiner Gedanken."

„Ihr müßt viele Frauen gesehen haben, seither?"

„Gewiß," erwiderte Chrichton mit lächelndem Erstaunen.

„Und Ihr werdet noch viele sehen."

Der Schotte war nun ganz wach. Er empfand das Rechthaberische in den Worten der Fürstin und erwog blitzschnell Ursache und Wirkung ihres Wesens. „Ich werde noch viele sehen," wiederholte er kühl.

„So steht Euer Urteil noch nicht fest. Das Bild eines Kindes ist auslöschbar."

Chrichton sah ins Weite. „Vieles ging über mich hin, ohne es auszulöschen," sagte er.

Die Prinzessin preßte die Lippen zusammen und, den Fächer, der ihr am Gürtel hing, ergreifend, öffnete sie ihn und fächelte sich mit einer leiszornigen Hast Luft zu.

In diesem Augenblick sah sie drüben zwischen den Stämmen den Prinzen, ihren Gatten, stehen. Er mußte, die Wege verschmähend, quer durch den Baumbestand gebrochen sein. Es schien ihr, als entstelle Zorn sein Gesicht, aber schon war dieser Ausdruck

Digitized by Google

verschwunden, und er näherte sich dem Paare mit geschmeidiger Sicherheit.

„Ich weiß nicht, ob man sich dem zweisamen Erholungsgange anschließen darf," sagte er, die Spitze hinter dem verbindlichsten Lächeln verbergend.

Chrichton trat mit einer tiefen Verbeugung zurück. Seine Hand berührte durch Zufall den Degen an seiner Seite und plötzlich schlossen sich seine Finger darum wie um die Hand eines Freundes.

„Der Maestro hat mir die Geschichte seiner Liebe erzählt," sagte die Prinzessin, fast herausfordernd kühl. Der Zorn auf der Stirn des Gatten weckte ihren Trotz und stärkte die unwillkürliche Abneigung, deren sie noch nie ganz Herr zu werden vermocht hatte, seit sie den Gonzaga kannte.

Der Blick des Prinzen bekam etwas Weites, ungewiß Grollendes.

„Seine Liebe — in Schottland," erklärte sie mit gedehntem Spotte.

Gonzaga trat an ihre rechte Seite. „Kommt, Maestro," lud er diesen in plötzlicher Aufgeräumtheit ein.

Die Prinzessin in ihrer Mitte, setzten sie ihren Gang fort.

Weit hinten folgten die Frauen.

„Eigentlich kam ich, um Euch zu einem Ritt zum Ponte estero zu ermuntern," sagte Vincenzo Gonzaga, und wenn es nicht seine Absicht gewesen war, so gab er sich doch den Anschein. Er riß dann die Unterhaltung an sich und sprühte von Geist und guter Laune.

Digitized by Google

„Man sollte sein Gehirn immer in so trefflicher Gesellschaft verlüften," scherzte er. „Ich erbitte mir schon jetzt die Wiederholung dieses Ganges."

„Wenn ich nicht störe," fügte er mit boshaftem Scherzen hinzu.

Margherita schüttelte seinen Hieb ab wie einen Wasserspritzer: „Ihr seid doch wohl nicht solch ein Neuling, in Dingen der Höflichkeit, mein Gemahl, um nicht selbst zu wissen, wann Ihr stört."

Der Schotte nahm das Gespräch auf. „Zu guter Luft das gute Wort," warf er ein, „dem Körper die Freiheit des Ausschreitens, dem Geiste das Ergötzen des kampfgleichen Zwiegesprächs."

„Nur zu, Maestro, nur zu," zollte der Prinz ihm Beifall. „Mit Euch verlohnt sich's der Mühe."

„Das kluge Gespräch ist das Abbild des Lebens, das Wort das Bild unser selbst," meinte Chrichton.

„Nun?" gab der Fürst zurück. Sein kühner Kopf bog sich im Nacken zurück, sein Oberkörper schwang sich in den Hüften.

„Gemessen im All dauern wir kaum länger als ein Wort," erklärte der Schotte, „und wie Blitze leuchten auf in den Jahrhunderten die, die es wert waren, daß man sie hörte."

„Meint Ihr dieser einer zu sein?" spottete Vincenzo.

„Hofft Ihr einer zu werden?" parierte der andere.

Die Prinzessin ging scheinbar teilnahmlos zwischen ihnen. Nur manchmal glitt unter ihren langen, farblosen Wimpern ein Blick seitwärts nach dem Schotten.

Das Gespräch wurde indessen immer angeregter.

Digitized by Google

„Bei Gott, Eure Zunge ist scharf wie Euer Degen, Admirabile," rühmte einmal der Gonzaga. Seine Bewunderung für den Lehrer trat offen zutage. Er selbst war in heiterster Laune, liebenswürdig und begierig von dem zu lernen, was der andere sprach. Zuletzt, als sie sich dem Schlosse wieder näherten, meinte er, nun, da sie Verstand und Stimme getummelt, sei dem Körper erst recht die Mühe eines scharfen Rittes nötig. Damit winkte er einem Reitknecht, der drüben am Hause stand.

Eine Weile nachher trabten sie mit einigem Gefolge aus der Stadt. Der Prinz und der Schotte saßen wie zwei junge Götter zu Pferde.

3.

Das war ein seltsames Wesen am Hofe zu Mantua. Der Herzog Guglielmo selbst wurde darauf aufmerksam und zog die Stirn nachdenksam in die Höhe. Dieser Chrichton brachte einen Aufruhr unter die Männer und unter die Frauen. Niemand konnte ihn darob tadeln, niemand ihm etwas nachweisen, was taktlos oder unehrenhaft war. Er hatte es nur an sich, daß er niemand gleichgültig ließ, daß alle ihn liebten oder — haßten. Er war allen überlegen. Die Biegsamkeit seines Geistes war ebenso groß wie die seines Körpers und mit ihr eine Kraft sondergleichen gepaart. Heute schlug er in einer Disputation die glänzendsten Vertreter irgendeiner Wissenschaft, morgen bestand er

Digitized by Google

im Zweikampf den geübteſten Fechter, jetzt ſang er ſich mit einem neuen Liede einer ſpröden Dame ins Herz, und jetzt ergötzte er Mantuas Griesgrame, ſeinen ſorgenvollen Herrſcher vorab, mit hundert tollen Späßen.

Sein Schüler Vincenzo Gonzaga war Chrichton mit einer Leidenſchaft zugetan wie ſie nur einem möglich war, der wie er Feuer in Kopf und Herzen trug. Der Prinz wich oft viele Stunden lang nicht mehr von ſeines Lehrers Seite, wenn ſie zuſammen die Dichter oder Gelehrten laſen. Mit niemand kreuzte er im Fechtſaal lieber ſeine Klinge, und wenn er nach unzähligen Gängen, während welcher der andere ſich nur lau, faſt ſpielend verteidigte, ermüdet ſein Rapier ſinken ließ, wendete er ſich wohl halb niedergeſchlagen, halb mißmutig ab, jedoch nur um gleich darauf mit beiden Händen des Schotten Rechte zu faſſen und zu ſagen: „Wer ſeid Ihr, daß niemand Euch ſtandzuhalten vermag!“

Chrichton erwiderte dann ſeinen Händedruck. Seine Augen ſtrahlten in einer ihn nur noch ſieghafter machenden Beſcheidenheit und Offenheit. „Ich bin nicht mehr als Ihr alle,“ erwiderte er. „Nur habe ich vielleicht etwas mehr Glück.“

Bei dem Worte Glück kräuſelte ſich ſeine Lippe. Oft erſchien er ſich als ein durch die Welt Gewirbelter, der ſelbſt nicht wußte, wohin er zielte.

James Chrichton führte ein nervenaufpeitſchendes Leben. Sein Tag entriß der Nacht dreiviertel ihrer Stunden und maß ſie ſich ſelber zu. Aber des Nachts

Digitized by Google

manchmal öffnete der Schotte ein Fenster seines Gemachs und staunte in das weiche, düfteerfüllte, mondscheinumsponnene Dunkel hinaus. Schwarze Baumschatten, schlank wie Leiber trauergekleideter Frauen ragten in das silberne Licht. Vereinzelte Sterne standen wie glühende Steine hinter dem Mondschleier des Himmels. Die Ferne verschwamm in einen Streifen von undeutbaren Farben, der etwas geheimnisvoll Heraus lockendes, Verkündendes hatte. Und Chrichton sah hinter jener Weite die rauheren Berge Schottlands liegen. Schwarzes Meer rauschte an zerrissene Felsen. Aber über den saftgrünen Rasen eines Parkes schritt ein noch kindzartes Mädchen. Das lange Kleid aus schwerer Seide schleppte im Grase und die grünen Halme liebkosten sein schimmerndes Gewebe.

„Warum kommst du nicht heim, James, mein Freund?" fragte ein unschuldiger Mund.

„Warum kehrst du nicht heim?" fragte der Schotte sich selber und wußte keine Antwort oder wußte sie nur zu gut und daß die große Unruhe ihn erfaßt hatte, die Weltneugier und der Drang nach dem tausendfarbigen Leben, in dem der einzelne Mensch, das Einzelerlebnis, nur ein Feuerblitz war, aufzuckend und verschwindend.

Dann kehrten Chrichtons Gedanken zu Mantua zurück, zur Gegenwart, diesem Strudel von Gegenwart. Und schon flog sein rastloser Sinn weiter — weiter in unbestimmte Zukunft. Ans Ende aber stellte er dennoch die endliche Heimkehr und wußte dabei viel-

Digitized by Google

leicht nicht, daß doch nur ein Stern ihn leitete: Mary Anne Burton.

Freilich — die Gegenwart!

Chrichton überlegte schärfer. Hier hielt ihn ein Abenteuer fest, ein Abenteuer, wie er Dutzende bestanden, und doch dem Wesen nach neu: Sein Schüler und die — Fürstin. Zufall und Staatsräson hatten zwei Menschen zusammengeführt, die sich aneinander zerrieben, diesen Brausekopf Vincenzo und die kühle, abweisende Parmenserin. Der Prinz liebte die Gattin nicht, aber ihre Zurückhaltung weckte seine Eifersucht, stachelte eine Art trotziges, rechthaberisches Verlangen nach ihr in ihm auf. Sie war ihm gram, weil die Väter sie ihm zum Opfer gebracht, doppelt gram, weil sie den Zwang seiner Begehrlichkeit und Herrschsucht fühlte. Und — Margherita Farnese blickte nach ihm, James Chrichton, aus, als dem Rater und Vertrauten, vielleicht weil er wirklich der einzige war, der am Hofe nicht den Mantel nach des Fürsten Winde hing, vielleicht —

Chrichton sah das ausdruckslose Gesicht der Prinzessin vor sich. Er sah die feinen Wangen sich färben, die kühlen Augen ein merkwürdiges, inwendiges Feuer gewinnen; er hörte sie mit leiser, verhaltener Stimme sprechen, während ihr der Atem kurz und mühsam ging: „Ich habe nie einen Mann gesehen wie Euch, Maestro."

Die sichtliche — Zuneigung der verwöhnten, einsamen Frau schmeichelte dem Schotten doch ein wenig, ebenso wie ihr Schicksal seine Teilnahme herausforderte

Digitized by Google

und ihre blasse, lässige Schönheit ihn fesselte. Vielen ihres Geschlechtes war er begegnet, sie waren jede wieder anders als die anderen, wie die hundert Farben einer Blumenwiese; diese eine vollends — es war etwas Seltenes, Ungewöhnliches an ihr . . .

James Chrichton wurde in diesen Tagen zum zweitenmal zu Prinzessin Margherita gerufen, diesmal nicht in den Garten, sondern in ihre eigenen Gemächer. Die alte Gräfin Galanti führte ihn ins Zimmer und verschwand sogleich wieder. Kein Diener blieb in der Nähe.

Prinz Vincenzo war ausgeritten.

„Ich habe Euch herbeschieden, um Euren Rat zu hören," begann die Prinzessin.

Sie saß in einem Stuhle, dessen niedere, zwei Schlangen darstellende Lehne nur an die Hälfte ihres schlanken Rückens reichte. Von ihren darauf ruhenden Armen fielen die kurzen weiten Ärmel ihres blauen Samtgewandes schwer zurück, und Alabaster konnte nicht weißer sein als die Haut, die unter dem weichen Stoffe hervor leuchtete.

Auf ihren Wink hatte Chrichton sich ihr gegenüber niedergelassen.

Er wußte, daß man am Hofe von diesem Besuche reden würde. Er wußte, daß er viele Neider hatte. Seine Lippen saßen schmal, mit einem Ausdruck fast des Schmerzes aufeinander.

„Der Prinz, mein Gemahl, ist nicht im Schlosse," fuhr Margherita Farnese fort. „Ich will Euch nicht verschweigen, daß ich diesen Zeitpunkt absichtlich abgewartet."

Digitized by Google

Chrichton verneigte sich.

„Wie ich Mantua kenne," sprach er, „wird Seiner Hoheit nicht unbekannt bleiben, was geschieht."

„Fürchtet Ihr Euch?" fragte die Prinzessin.

Der Schotte betrachtete lächelnd und ohne zu antworten eine Narbe an seinem Handgelenk. Ein Degen hatte dort sein Andenken zurückgelassen, einer von hunderten.

„Ich gedenke dem Prinzen nichts zu verheimlichen, was geschehen ist, ich will mir nur nicht etwas verbieten lassen, ehe es geschieht," sprach Margherita Farnese weiter. „Überdies," fügte sie mit ungewohnter Lebhaftigkeit und Entschlossenheit hinzu, „habe ich dem Prinzen Gonzaga wohl meinen Namen, nicht aber meinen Willen hingegeben."

Einen Augenblick lang durchbebte Erregung ihren Körper. Der Busen wogte und ihre Arme durchlief ein Zittern. Dann lehnte sie sich aufs neue zurück. „Ihr seid ein kluger Mann, Maestro," fuhr sie langsam und überlegt fort. „Ihr wißt mehr als alle Rechtsgelehrten am Hofe, Ihr seid keiner, der sich nicht aus dem Alltag herauswagt, und vor allem, Ihr seid ein Ehrenmann."

Noch immer schwieg der Schotte, nur seine leise erhobene Hand wehrte fast unmerklich die Lobsprüche ab.

„Ich habe Heimweh," begann die Prinzessin aufs neue, und nun stieg in ihre leidenschaftslosen Augen eine heiße, gleißende Feuchtigkeit. „Ich kann hier nicht Wurzel finden, werde es niemals können. Ich

Digitized by Google

fühle auch, daß meines Bleibens nicht ist. Muß ich ausharren bis — fremder Wille mich forttreibt?"

Chrichtons Mitleid war wach. Er blickte sie gütig an. „Mir scheint, Ihr seht zu schwarz. Der Prinz, Euer Gemahl, liebt Euch."

„Wie der Geizige seine Habe, weil er sie den anderen nicht gönnt," erwiderte die Fürstin bitter.

„Der Herzog ist Euch wohl gewogen, so ist es die Herzogin, und die Hoheiten von Parma würden Euch kaum begreifen."

„Das ist es eben, niemand will fühlen, was ich fühle. Ich aber soll die anderen verstehen in all ihren Unverständlichkeiten."

„Wie meint Ihr, Fürstin?"

Margherita Farnese öffnete die Augen groß. Die Finger ihrer Rechten spreizten sich. „Ich sehe die Zukunft, ich ahne Dinge, die noch nicht sind. Und es ist furchtbar, niemand zu haben, mit dem man davon reden kann."

Ihre Hilflosigkeit, die doch nicht Furcht, nur eine frühe Bitterkeit war, bewegte Chrichton immer tiefer. „Ich will Euch dienen, Fürstin, so gut ich kann," versprach er.

Da war es, als überströme eine leise Wärme die gelassene Frau. Sie neigte sich in ihrem Stuhl ein wenig vor. Ihre beiden Hände schoben sich tastend unwillkürlich dem Schotten entgegen, als ob sie die seinen suchten.

„Wollt Ihr das?" flüsterte sie. „Es ist alles, was ich suche, ist alles, warum ich Euch hierher beschied.

Digitized by Google

Sagt mir, verſprecht mir, daß ich Euch rufen darf, wenn ich nicht ein und aus weiß, wenn mich die böſen Bilder der Zukunft ſchrecken."

„Darf ich wiſſen, was Ihr zu ahnen meint, Prinzeſſin?"

„Nicht jetzt," erwiderte ſie. „Die heutige Stunde iſt zu knapp. Gebt mir die Gewißheit, daß Ihr wiederkommen werdet. Und Ihr habt mir genug getan."

Chrichton hatte ſich erhoben. Vielleicht geſchah es unbewußt, um der Berührung der blaſſen Hände auszuweichen, die nach ihm taſteten.

„Ich werde kommen," verſprach er.

„Beſtimmt?"

Margherita Farneſe bot ihm die weißen Finger.

Der Schotte ergriff ſie und drückte nach höfiſcher Sitte ſeine Lippen darauf. Dann verneigte er ſich und ging, die Audienz beendigend, ehe er entlaſſen war.

Die Prinzeſſin machte eine Bewegung, als wollte ſie ihn zurückrufen. Aber ſie unterließ es, als ſich die Tür hinter ihm ſchloß.

Chrichton durchſchritt die marmorhallenden Flure. Frauen, Edle und Diener begegneten ihm. Er fing viele Blicke auf. Er fühlte, daß Neugier und Mißtrauen mit ihren Spießen ihn in den Rücken ſtachen. Es bedrängte ihn nicht. Er empfand eine leiſe Luſt, das Ende des Abenteuers zu erleben. Sein Herz aber war noch immer geteilt zwiſchen ſeinem Schüler und der Frau, die er eben verlaſſen hatte. Mit dieſer war ſein Mitleid, mit jenem ſeine Liebe und die Überzeugung der kommenden Größe, die jetzt noch von den

Digitized by Google

Schlacken ungezähmter Jugend und allzu heißen Blutes umkruſtet war. —

Die Liebe Chrichtons zu ſeinem Schüler wurde erwidert. Vincenzo Gonzaga gab ſie ihm mit der ganzen Leidenſchaft zurück, deren er fähig war.

Am Tage nach dem Beſuche des Schotten in den Gemächern der Prinzeſſin ſaßen die beiden jungen Männer überm Schachbrett. Zum dritten Male in einer Stunde war Vincenzo matt. Er ſchob die Steine ohne Verdruß zuſammen. „Es wundert mich nicht," ſagte er. „Es wundert mich nichts mehr. Ihr ſeid in allem der Meiſter."

„Geduld," gab der Schotte zurück, die Würde heimlich bewundernd, mit der der andere ſeine Niederlage ertrug, „in einigen Monaten werdet Ihr mir in vielem gewachſen ſein."

„Ich will es mir wünſchen," entgegnete der Prinz.

Sie lehnten ſich beide in ihre Stühle zurück. An ihren biegſamen Geſtalten war etwas von dem Schwung der glattſtarken Eichenlehnen.

Plötzlich ſtreckte der Gonzaga die Hand aus. „Bleibet immer bei mir, Admirabile," bat er.

Der andere nahm das nicht ernſt. Aber er fühlte auch, daß er ſich ſelbſt nicht binden konnte. „Ich habe die Geduld nicht, lange zu verweilen, Hoheit," erwiderte er. „Mich hetzt meine Natur umher."

„Als mein Freund, mein Bruder, wenn ich Mantuas Thron beſteige," fuhr der Prinz feurig fort. „Wahrlich, die Fürſten Italiens müßten mich um meinen Berater beneiden."

Digitized by Google

„Noch habt Ihr mich, Hoheit. Was weiter werden soll, wird die Zukunft lehren. Vielleicht — seid Ihr einst froh, mich wieder loszuwerden."

Die Hände fanden sich. Ihre Blicke tauchten ineinander und sprühten von der ehrlichen Luft, die sie aneinander hatten. Und doch lebte in demselben Augenblick in jedem von ihnen ein Gedanke, der ihre Liebe hemmte, ohne sie zu mindern, der Gedanke an Margherita Farnese. Chrichton empfand, daß er unwillentlich auch in dieser Partie mit dem Gonzaga Sieger zu werden im Begriffe stand. Der Prinz fühlte Ähnliches voraus.

Äußerlich verriet keiner von ihnen die plötzliche Regung, aber es überlief sie wie ein Strom abkühlenden Wassers. Indessen schüttelten sie das heimliche Unwesen von sich, und in lebhafter Unterhaltung verbrachten sie eine weitere Stunde miteinander.

Ein Zufall wollte, daß gerade nach diesem Zusammensein, als der Prinz sich nach den Gemächern seiner Gattin begeben wollte, unterwegs deren Haushofmeister, der Cavaliere Ruscoli, sich zu ihm gesellte, und im Laufe eines Gesprächs, vielleicht achtlos, vielleicht mit geheimer Absicht ein Wort einwarf, das von der Berufung des Schotten in die Räume Margherita Farneses handelte.

4.

Vincenzo Gonzaga war in seinem Innern wie das Feuer, das in einem Kohlenmeiler glüht und auf den Augenblick wartet, da es durch die schwarze Deckschicht

Digitized by Google

züngeln mag. Er war, als er die Nachricht von dem heimlichen Verkehr der Prinzessin mit dem Schotten empfangen, vor ihrem Zimmer umgekehrt. Er hätte nicht eintreten können; denn er wußte, daß er sie, in der Stimmung, in der er sich befand, beleidigen würde. Erst später hatte er sie wiedergesehen, war ihr mit gemessener Kühle begegnet, hinter der sich Mißtrauen und wild lodernde Eifersucht verbargen. In der Nacht darauf hielt er sich bei der kleinen Veroneserin schadlos, der er draußen am Tore eine behagliche Wohnung eingerichtet. Und seither grübelte er über das, was die Prinzessin von Chrichton gewollt haben möchte. Er riet nicht vorbei; denn sein Verstand war so scharf wie sein Gemüt heiß. Er glaubte den Schotten zu kennen und war überzeugt, daß er seine Augen nicht zu der Fürstin erhob. Er erinnerte sich auch seiner Erzählung von dem kleinen schottischen Mädchen, seiner Freundin, wieder. Ebenso ahnte er Margheritas Vereinsamung, kannte das Heimweh, das sie krank machte, und erklärte sich, daß sie darum die Freundschaft des Admirabile suchte. Aber er schätzte auch die außerordentliche Gewalt richtig ein, die Chrichton über die Menschen besaß, und spürte, die Sinne geschärft durch maßlosen Ehrgeiz, daß der Prinzessin Empfindungen sehr wohl zu größerer Wärme sich steigern konnten. Indessen verbarg er zunächst alles, was ihn bewegte, in sich selbst. Nur seine Augen umlauerten die zwei Menschen, deren Lebensfäden mit den seinen sich verwirrten, und da und dort forschte er unauffällig ihrem Tun und Lassen nach.

Digitized by Google

James Chrichton durchschaute den Prinzen. Die Prinzessin war ahnungslos oder unbekümmert. Der Schotte erwog ernstlich den Gedanken, den Hof zu verlassen. Er verschwieg sich nicht, daß er dem Gonzaga eine Ursache des Unbehagens aus Weges räumen würde, wenn er abreiste. Freilich, tröstete er lächelnd sich selbst, der wilde Prinz war zu Behagen überhaupt nicht gemacht. Sein eigenes Verhältnis zur Fürstin lag Chrichton nicht so hell zutage. Etwas an ihr zog ihn an, war es ihr kühles, langsames, abwartendes Wesen, ihre blasse, fast heimliche Schönheit oder nur eine gewisse Befriedigung darüber, daß von seinen Händen in beides Leben und Bewegung kam. Jedenfalls lockte ihn das noch nicht Entschiedene des ganzen Begebnisses. Er spielte mit ihm wie mit der stoßbereiten Klinge eines Gegners, dem er sich gewachsen wußte und auf dessen Ausfall er wartete. So wurde der Gedanke, Mantua zu meiden, nicht Entschluß.

Inzwischen vergrößerte sich die Kluft zwischen dem fürstlichen Paare. Vincenzo Gonzaga zeigte sich reizbar gegen seine Gattin. Sie aber verhehlte noch weniger als bisher ihre Abneigung gegen ihre Ehe. Sie fing an, sich in ihre Gemächer einzuschließen, mied den Tisch des Herzogs und sagte wiederholt ihre Teilnahme an Festen und Theatervorstellungen ab.

Der Herzog Guglielmo und die Herzogin forschten nach den Ursachen, bemühten sich eine Weile der Schwiegertochter angenehm zu sein, dann verstimmte sie Margheritas Kühle. Eine Spannung trat ein. Eines Tages, da die Prinzessin zu einem, dem fran-

Digitized by Google

zösischen Gesandten dargebotenen Gastmahl nicht erschien, sandte die Herzogin eine ihrer Damen zu ihr, mit dem bestimmten Befehl, zu kommen.

Die Prinzessin gab nach. Sie trat in den Saal. Ihr schneeweißer Nacken stieg steil und stolz aus dem weit ausgeschnittenen Prunkkleide. Ihre Miene verriet keinerlei Erregung, nur an ihren Fingerspitzen war ein verlorenes Fliegen, als ob sie die Luft von sich wehen möchte, in der sie zu leben gezwungen war. Sie verneigte sich vor dem Herzog, küßte der Herzogin die Hand und ließ sich ihr gegenüber, zwischen dem herzoglichen Prinzen von Mailand, ihrem Vetter, und einem Edeln Mantuas nieder. Auf die Frage des Mailänders, warum sie so spät sei, hob sie die farblosen Lider nicht, aber mit der ihr eigenen lässigen Müdigkeit sagte sie: „Die Feste Mantuas sind mir zu laut und zu leid. Ich bin von Hause mehr Stille gewöhnt."

Alle hörten diese seltsame Rede, die nicht in beleidigendem Tone gesprochen und doch ein deutliches Zeichen der Unzufriedenheit war. Niemand ging indessen darauf ein. Der Herzog führte das Gespräch auf Dinge, die außer seinem Hause lagen. Aber der Stachel blieb zurück.

Margherita Farnese bekam von da an das Mißfallen und die Ungnade der herzoglichen Schwiegereltern zu spüren.

Vincenzo, ihr Gatte, schien durch ihr Sichkostbarmachen immer mehr entzündet.

Die Dinge drängten einer Entscheidung entgegen. Herzog Guglielmo beschied Sohn und Schwiegertochter

Digitized by Google

vor sich. Vincenzo erging sich in Klagen und Anklagen wider die Parmenserin und sagte, daß sie eigenwillig alles Gute übersehe, was Mantua ihr bieten möchte. Sie setzte seinem Zürnen und den Mahnungen und immer ernstlicheren Vorstellungen des Herzogs einen fast verächtlichen Trotz entgegen.

„Liebe läßt sich nicht zwingen," erklärte sie mit einem Zucken ihrer weißen Schultern.

Nach dieser Unterredung begannen die Demütigungen. Man übersah die Prinzessin fortan bei den Einladungen zu den Hofveranstaltungen. Vincenzo aber hielt seine Mannesfaust über ihr und erzwang sich mit Härte Gehorsam, jetzt sie zu einem Ausritte fordernd, obzwar sie daheim bleiben wollte, jetzt mit Gewalt in ihre Gemächer dringend, in denen sie ihn aus irgendeinem Grunde eben nicht empfangen wollte. Die Diener lernten von den Herren, von den Höflingen und ersten Würdenträgern bis hinab zu dem Lakaien- und Mägdevolk. Margherita Farnese begegnete versteckter Widerstande, faulem Gehorchen, hämischen Blicken und verhehltem Schmähen.

Da warf sich die Parmenserin noch mehr in James Chrichtons Schutz und Teilnahme. Briefe wurden ihm zugetragen. Sie beschied ihn häufig zu sich, ja sie trat mehrmals selbst bei ihm ein, zu Stunden, die nicht zu den Besuchszeiten gehörten, aber den Vorzug hatten, daß Prinz Vincenzo nicht in der Nähe war.

Chrichton konnte die Prinzessin nicht schelten. Wie er mit ihr Mitleid empfunden hatte, weil ihre Art, ihre Lebensanschauungen es ihr verwehrt hatten, am

Digitized by Google

mantuanischen Hofe heimisch zu werden, so bedauerte er sie jetzt in ihrer größeren Vereinsamung und ihrer wachsenden Unbeliebtheit. Ihr Geschick begann ihn ernstlich zu beschäftigen, ihn sogar nachts im Schlafe zu behelligen. Je mehr er zur Überzeugung kam, daß sie im Grunde an den ihr widrigen Umständen schuldlos sei, um so weniger dachte er dabei an die Widerwärtigkeiten oder an die Gefahr, die ihm selbst aus seiner heimlichen Parteinahme für die Fürstin erwachsen konnten.

Im Grunde war es gar keine Parteinahme. Er erwog in völlig gerechter Weise den Standpunkt des leidenschaftlichen Prinzen. Er überlegte, ob er nicht frei mit dem Schüler und Fürsten reden solle. Er glaubte ihm sagen zu müssen, daß es besser sei, das Band, das zwei so ungleiche Menschen wie ihn und die Parmenserin fesselte, zu zerschneiden. Aber er zögerte noch, zögerte um so mehr, weil Prinz Vincenzo in seiner Gegenwart es streng vermied, Margheritas zu erwähnen. Das Bedürfnis der Fürstin nach Trost steigerte sich indessen. Es faßte sie ein Hunger nach etwas Unbestimmten, nie bisher Empfundenen, und sie suchte dafür Stillung bei dem einzigen, den sie an dem ihr so fremden Hofe hatte. Alles geschah noch völlig unbewußt.

Eines Nachts saß Chrichton in seinem Arbeitsgemach. Der Diener hatte Kerzen bringen wollen. Er hatte ihn fortgeschickt; denn er liebte das Mondlicht, das auf dem Marmorboden spielte, dieses kalte, süße, rinnende Licht, das wie ausgegossene Narde auf

Digitized by Google

dem Steine flimmerte. Der Tag war mühsam gewesen, hatte Vormittagsstunden voll ernsthafter wissenschaftlicher Unterweisung des Prinzen gebracht, einen wilden Ritt mit ihm nach Tisch und einen schweren Waffengang mit drei auswärtigen Fechtmeistern, einem Bolognesen und zwei Florentinern, die ihn herausgefordert hatten und nun mit bösen Kennzeichen seines Rapiers im Siechenhaus lagen. Nicht, daß er müde war. Wann je wäre er es gewesen? Aber er fühlte sich erregt, als hätte das Übermaß der Betätigung seine Nerven aufgepeitscht und warteten sie auf das Neue, das ihnen noch zugemutet werden wollte. Irgendwie schien ihm der Tag noch nicht beendet, obwohl er sich von dem Gastmahl, das der Herzog zu Ehren des Prinzen von Este gab, hatte entschuldigen lassen und für den Rest der Nacht frei war. Er hatte keine rechte Ruhe. Er stand immer wieder auf und ließ sich der Reihe nach auf verschiedenen Stühlen nieder, betrachtete im Mondschein die Bronze aus der Schule des Lionardo, die drüben auf der Alabasterkonsole stand, sah auch nach dem Spiel dieses Lichtes auf der Freske des Giuglio Romano, die noch kein Jahr an der Wand da drüben zu Leben gelangt war. Aber am meisten zog ihn der Mondstrahl selbst an, der aus der schwarzblauen Nacht breit durch das Fenster sich ergoß und den er, wenn er sich in den Schatten stellte, wie ein Laken aus elfenhaft feinem, weißsilbernen Gespinst zwischen Gesimse und Boden hängen sah. Er ging hin und tauchte die Hände hinein, als wasche er sie unter dem Strahl eines Brunnens. Er wunderte

Digitized by Google

sich, daß er die Kühle des Mondlichts an ihnen nicht spürte.

Auf einmal erinnerte er sich, wie im Park von Crayton Hall Mary Anne Burton und er sich vergnügt hatten, so den Mondstrahl zu fangen. Er hörte ihr leises, klingendes Lachen und sah ihr liebliches Gesicht im Lockengeringel. Wieder schien es ihm nicht gut, daß er noch immer fern war, wo so viel Holdseligkeit und Unschuld seiner warteten.

Aber sogleich tauchte das Antlitz der Parmenserin neben dem Kinderhaupte auf und weckte die Neugier wieder, wie sein Abenteuer an diesem Hofe noch enden werde.

Noch aber war die Vision seines Innern nicht völlig erloschen, als er das bleiche und scheinbar ausdruckslose Gesicht der Prinzessin wirklich in der Tapetentür erscheinen sah, die aus dem, die Gemächer des Prinzen und seiner Gemahlin verbindenden geheimen Gange in dieses Zimmer führte. Jemand, wohl eine von Margheritas Frauen, leuchtete mit einem Windlicht draußen in dem engen Gange. Dann trat der Prinzessin ganze Gestalt durch die Öffnung. Sie sah aus wie ein Geist in ihrem weißwallenden Seidengewande und mit dem blutlosen Nacken, der aus dem weiten Ausschnitt stieg. Ihr Haar selbst schien der Farbe zu ermangeln. Aber das Zittern ihrer ineinander verschlungenen Hände verriet, wie viel Leben in ihr rauschte.

„Ich komme auf ungewöhnlichem Wege und zu seltsamer Stunde," begann sie, noch auf der Schwelle.

Digitized by Google

Ihre Stimme flüsterte nur, und es hatte fast den Anschein, als trete sie als Untergebene ein, wo sie gebieten konnte.

„Fürstin!" entgegnete der Schotte nicht ohne Bestürzung und verneigte sich.

Während die Wandtür von außen geschlossen wurde, trat er an die mondscheinhellen Fenster und löste die schweren Vorhänge aus schwarzem Samt, daß sie über die hellen Öffnungen fielen.

„Verzeiht und verharrt," bat er die Prinzessin, verließ das Gemach und kehrte selbst mit dem dreiarmigen Leuchter zurück, den der Diener ihm hatte bringen wollen.

Die Prinzessin stand vor einem der schwarzen Vorhänge. Ihre Erscheinung bekam durch diesen nachthaften Hintergrund etwas Festliches. Ihre blasse Schönheit war so groß wie ihre Hilflosigkeit.

„Der Prinz, mein Gemahl, hat mir die Wege zu Euch verboten," sprach sie jetzt.

Mitleid bewegte Chrichton.

„Dennoch bin ich gekommen und werde ich wiederkommen," fuhr sie trotzig fort.

„Ihr wagt viel, gnädigste Fürstin," erwiderte der Schotte.

„Ich habe keine Furcht als die, daß ich Euch schaden könnte. Aber — aber — ich kann nicht anders. Ich habe keinen sonst — keine ehrliche Seele. Und es muß ein Ende für mich kommen. Ich ersticke in dieser Luft. Ihr müßt mir helfen, James Chrichton, damit ich einen Weg finde."

Digitized by Google

„Habt Ihr nach Parma berichtet, Hoheit?“ fragte der Schotte.

Sie entgegnete: „Meine Boten sind abgefangen. Aber selbst, wenn sie ankämen, was nützte es mir? Sie wollen zu Parma nichts von meiner Rückkehr wissen. Staatswohl geht über Kindeswohl, Admirabile.“

Chrichton stand mit verschränkten Armen und sinnend gesenktem Kopf.

Margherita Farnese trat einen Schritt näher. „Helft mir fort von hier, Chrichton,“ bat sie plötzlich und erhob beide Hände gegen ihn.

„Wie kann ich?“ gab er zurück, während in sein scharfgeschnittenes Gesicht ein paar Kerbe mehr sich einzeichneten, verratend, wie seine Gedanken arbeiteten. „Prinz Vincenzo liebt Euch noch immer.“

„Er wird mich leichter verschmerzen, als ein Pferd aus seinem Stall.“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Zu den frommen Frauen von Santa Maria del Fiore,“ antwortete die Fürstin. „Ich habe die Welt satt, ehe daß ich sie recht gesehen.“

Die Parmenserin war Chrichton noch näher getreten. Ihr Atem berührte seine Wange. Der feine, süße Duft ihres Körpers wehte ihn an. Aber er schwieg noch.

Da legten sich ihre langen, schmalen Hände wie zwei Klammern aus Elfenbein um seinen Arm. „Verlaßt mich nicht! Stoßt mich nicht zurück. Ihr seid mir doch wohl gesinnt gewesen bis hierher.“

Er spürte durch die Hände, die sich an ihn klammerten, wie viel ohnmächtige Verzweiflung sie schüttelte.

Digitized by Google

Es schien ihm, als müsse sie im nächsten Augenblick besinnungslos zu Boden sinken. Unwillkürlich wendete er sich ihr zu und umfaßte ihre Gestalt. „Seid nicht mutlos, Fürstin," sprach er ihr zu. „Wir wollen überlegen, was das Beste ist."

Seine Augen begegneten den ihren. Er erschrak. Etwas Mächtiges strahlte ihm entgegen, etwas, das er oft genug in Frauenaugen gesehen hatte.

Margherita Farnese zitterte. Und mit einer Stimme, deren Leidenschaft ihn erschütterte, fuhr sie fort: „Ihr seid ein Wanderer, der nicht Ruhe hat, ich fühle es. Nehmt mich mit. Geht, wohin Ihr wollt. Ich will Euch folgen durch die ganze Welt, Euch dienen, wie eine Magd. Was sind mir Throne und Fürsten! Ich brauche einen Menschen. Und Ihr — ich sah noch keinen wie Euch."

Er hätte jenen rasch verfliegenden Triumph empfinden können, der oft bei seinen Siegen mannigfacher Art ihn einen Augenblick ergötzte, allein es überfiel ihn dagegen jäh ein Gefühl, das seltsam war und aus Weltkenntnis und Weltverachtung gesponnen. Blitzschnell durchzuckte es ihn und machte ihn fast lächeln: Was doch das Leben für Launen hatte, für romantische Launen! Auch das Gefährliche der Sache blieb ihm deutlich. Aber die Erkenntnis, daß er der haltlosen Frau Ritterdienst und womöglich Wegweisung schulde, verstärkte sich in ihm dabei.

Er stand im Begriff, die Prinzessin zu einem Stuhl zu geleiten. Er wollte fortfahren, ihr ruhig zuzusprechen. Da sank sie in die Knie. War es Schwäche,

Digitized by Google

die sie niederwarf oder nur das Bestreben, ihn noch dringender zu bestürmen — sie lag, Hände und Haupt zu ihm erhoben, vor ihm.

Dann gerade tat die Wandtür, durch die die Fürstin hereingekommen war, sich abermals auf.

James Chrichton wußte, ohne hinzusehen, wer da stand. Er hob die Prinzessin gelassen auf und brachte sie zum nächsten Polster.

Nun gewahrte auch sie den Ankömmling, der auf der Schwelle wartete. Sie richtete sich auf. Das edle Blut regte sich in ihr, und sie stand kühl und stolz da.

Drüben verharrte Vincenzo Gonzaga mit entblößtem Degen.

Chrichton verneigte sich leicht vor dem Prinzen. „Ich bitte um die Erlaubnis, die Gräfin Galanti herbeirufen zu dürfen, damit sie Ihre Durchlaucht, die Prinzessin, in ihre Gemächer zurückgeleite."

Der Gonzaga trat ein wenig zur Seite.

Der Schotte schritt an ihm vorüber.

In wenigen Augenblicken war er zurück und die Gräfin Galanti folgte ihm.

„Ich wünsche mit Euch zu reden, mein Gemahl," sagte Margherita Farnese.

„Später — vielleicht," antwortete der Prinz, und er gab neuerdings so offensichtlich Raum in der Türe, daß die Prinzessin gehorsam an ihm vorbei trat.

„Ich danke Euch, Chrichton," sprach sie noch mit einer hoheitsvollen Gefaßtheit zu diesem. „Vielleicht bedarf ich weiter Eurer Dienste."

Damit verließ sie das Gemach.

Digitized by Google

5.

Der helle Mondschein lag von neuem im Zimmer; denn Chrichton hatte die Vorhänge wieder zurückgelegt, ja jener füllte den Raum noch mehr als zuvor, so daß der ganze Boden davon überflossen war, aber auf des Schotten Geheiß stellte der Diener zwei dreiarmige Leuchter mehr auf die Konsolen, und ihr roter Glanz meisterte das weiße Licht, es brechend, es gleichsam beflеckend, seine Kühle zerstörend, seine Ruhe durch ein heißes Flackern zerreißend.

Vincenzo Gonzaga war völlig eingetreten. Die Wandtür lag im Schloß. Die zwei jungen Männer waren allein. Einer lehnte hier an der Marmorbrüstung des Kamins, der andere dort an der Wand unter dem Bilde des Tizian. Ihre Degen hingen in ihren Scheiden von ihren schlanken Hüften. Der Schotte hatte den seinen nicht gezogen, der Gonzaga vor einem Augenblick seine Waffe mit einem zornigen, kleinen Lachen wieder zurückgestoßen. Das Ebenmaß ihrer Gestalten, das Geschmeidig-Kraftvolle ihrer Körper erschien gesteigert. Jeder Muskel war gespannt. Kraft schien nach Ausbruch, Bereitschaft nach Angriff zu verlangen. Der Schotte hielt die Arme verschlungen. Er wartete auf die Anrede des anderen. Vielleicht hatte auch dieser zuerst seinem Gegenüber das Wort lassen wollen. Aber seine Geduld reichte nicht an die kalte Gelassenheit des Erziehers heran.

„Ich erwarte eine Erklärung, eine Darstellung dessen, was ich mir denken soll," begann er mit einer zischenden Ungeduld.

Digitized by Google

„Ihr kennt die Erklärung, mein Prinz," entgegnete der andere mit einer faſt müden Ruhe.

„Wieſo?" Der Gonzaga brannte von mühſam verhaltenem Grimm.

„Ihr braucht ſie nur in Euch ſelbſt zu ſuchen. Eure Klugheit bedarf nicht fremder Weiſung."

„Ich bin nicht in der Laune, zu grübeln und zu raten, wo ich Aufſchluß fordern kann."

„Vielleicht hätte ich längſt reden ſollen," entgegnete Chrichton. Und mit plötzlicher Bitte fuhr er fort: „Sendet Eure — die Prinzeſſin Farneſe heim nach Parma. Sie kann hier an dieſem Hofe nicht Wurzel ſchlagen."

Des Prinzen Geſicht verzog ſich zu einer häßlichen Grimaſſe. „Und Ihr übernehmt das Geleite, Chrichton? Es iſt wohl alles ausgemacht," höhnte er. Aber er ſchämte ſich der Worte, kaum daß ſie geſprochen waren.

Der Schotte ſah ihn gerade an. „Das war Eurer nicht würdig, Prinz Gonzaga," entgegnete er. Dann fuhr er fort: „Soll ich das verbrauchte Bild vom Baum wiederholen, der in fremdem Erdreich nicht gedeiht? Ihr könnt ihn nicht zwingen, Früchte zu tragen. Er wächſt, doch er blüht nicht. Er ſchlägt aus, wenn das Jahr ſich wendet, weil er nicht ſterben kann, aber niemand wird Freude an ihm haben."

„Der Baum folgt ſeinem Trieb, der Menſch ſeinem Eigenſinn. Es iſt gefährlich, ſolchen Eigenſinn zu hätſcheln, Maeſtro."

„Ich ſpüre den Vorwurf. Doch erlaubt — die Fürſtin wünſchte meinen Rat, ich konnte ihn nicht weigern. Ich halte ihn auch vor Euch nicht geheim."

Digitized by Google

Vincenzo Gonzaga wandte sich halb ab. Er kämpfte mit sich selber. Mächtig stand es in ihm auf. Er spürte aus hundert wesenlosen, namenlosen Dingen, daß mehr als nur Bedürfnis nach Rat die Prinzessin zu dem Menschen da vor ihm trieb. Er spürte aber auch, daß dieser ehrlich war und seinen Vorteil nicht nutzte noch zu nutzen Lust hatte. Sein Herz brannte noch immer von Liebe, aber er grollte ihm doch, vielleicht wie man dem glücklichen Nebenbuhler immer grollt, vielleicht, weil Chrichton den Ausweg noch nicht begriffen zu haben schien, der ihm blieb — den Hof zu verlassen.

„Ich gebe zu, daß Ihr keine Schuld tragt," sagte er jetzt. Die verkniffenen Lippen gaben die Worte kaum frei. „Aber auch die Schuld anderer kann einem verderblich werden."

„Ihr wünscht, daß ich Mantua verlasse, Hoheit?" fragte der Schotte gerade heraus. Seine Augen schauten scharf und kühl wie Stahl. Keine Regung des von Leidenschaft geschüttelten Gegners blieb ihm verborgen. Er erkannte, wie der andere gegen seine wilde Natur kämpfte und wie schwer Hochgemutheit und Adel mit dem noch haltlosen Ungestüm der Jugend rangen.

„Ich sagte nichts dergleichen," antwortete ausweichend der Prinz.

Chrichton dachte nach. Wie leicht war es, nun einfach beiseite zu gehen! Aber gleichzeitig regte sich die Zähheit, die lässige Halsstarrigkeit, die seinem Volksstamm eigen war. Was brauchte er klein beizugeben und zurückzuweichen, wo er nicht im Unrecht war?

Digitized by Google

„Wenn ich jetzt gehe, Prinz," sagte er, „ist es wie ein Schuldgeständnis. Ich habe aber keinen Fehler zu gestehen."

Der Gonzaga zuckte leise mit der Schulter. „Gut," sagte er, als sei etwas für ihn jäh entschieden. Er tat ein paar Schritte ins Zimmer hinein. Er nahm die Laute auf, die auf einem Stuhle lag, und spielte mit den Saiten, mit den seidenen Bändern an der Schnecke. Sein maßloßes Selbstgefühl erwachte. Der andere trotzte ihm! Niemand sollte das wagen! Niemand!

„Was gedenken Eure Hoheit zu befehlen?" fragte Chrichton.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Prinz, als habe er nur halb hingehört, „ich weiß es — noch nicht." Er summte eine Melodie, scheinbar gedankenlos, und doch tief in Gedanken. Dabei näherte er sich der Wandtür. Und plötzlich, ehe er sie noch öffnete, bot er dem Schotten die Hand. Er sah ihn nicht an, aber er drückte seine Finger, als Chrichton sie in die seinen legte, wie einer, der sagen will: Ich verstehe dich, aber ich kann nicht anders. Dann ging er.

Weder die Tür noch seine leichten Schritte machten irgendein Geräusch.

Chrichton trat an die Konsole zurück. Er lehnte sich an wie vorher. Er schlug wieder die Arme übereinander und sah vor sich nieder. Merkwürdiges Begebnis! Wie würde das enden? Zwischen drei Menschen, die sich im Grunde nicht gram waren und doch im Grimm gegeneinander getrieben wurden? Die

Digitized by Google

Ruhe des Prinzen täuschte ihn nicht. Sein Feuer ist gefährlich, dachte er, ob es auch jetzt scheinbar nur mottet. Und er fürchtete für die Prinzessin und beschloß noch einmal, zur Stelle zu bleiben, und diesmal geschah es nicht aus eigener Hartnäckigkeit, sondern um der Parmenserin willen. —

Am nächsten Tage raunte man in Mantuas Schlössern und Gassen, daß Prinz Vincenzo die Gattin im Zimmer des Schotten überrascht habe. Man wußte zu erzählen, daß der Herzog selbst die Sache an die Hand genommen, daß er den Schotten gesehen und seiner Schwiegertochter eine Rücksprache unter vier Augen gewährt habe. Man wollte ferner wissen, Margherita Farnese habe zum drittenmal um Erlaubnis gebeten, in ein Kloster treten zu dürfen. Aber alles, was man wußte, erschien durch die Tatsachen unglaubhaft gemacht, daß sowohl die Parmenserin wie Chrichton am Hofe blieben, daß dieser sogar bei dem Herzogspaar entschieden an Gunst gewonnen zu haben schien.

Die Prinzessin Margherita verkehrte indessen nicht mehr mit dem Admirabile, konnte nicht mit ihm verkehren; denn ihre Getreue, die Gräfin Galanti, war auf Befehl des Prinzen entfernt worden. Neue Gesichter, Diener wie Gefolge, umgaben sie, und sie las Mißtrauen und bezahlten Spürsinn in ihnen. Da wußte sie, daß sie gefangen war. Sie war keine Heldin. Sie weinte und ergab sich in ihr Schicksal.

Aber ein anderer war nicht so geduldig.

James Chrichton sah seinen Schüler bei sich aus und ein gehen. Er fühlte, daß dieser noch immer nicht

Digitized by Google

verwunden hatte, was geschehen war. Und er nahm keine Maske vor, sondern sagte: „Man hat mich zu Eurem Leiter bestellt, Hoheit Gonzaga. Und meine Überzeugung zwingt mich, Euch zu sagen, daß ich als eine Schmach empfinde, was Ihr Eurer Gattin antut."

Vincenzos heiße Augen suchten seit geraumer Zeit das Gesicht des Admirabile nicht mehr mit der früheren Teilnahme. Sie wichen den seinen aus. Manchmal schien es, als liege ein Lauern darin. Er zog ein Knie hoch und hielt die Hände darum geschlungen. „Vielleicht vergeßt Ihr einen Unterschied, Maestro," sagte er. „Ihr wurdet bestellt, mich für den Thron Mantuas zu erziehen, nicht — Euch in meine Ehe zu mischen."

Es war ein verhängnisvoller Augenblick. Eine lange Stille entstand. Der Prinz, als habe er gesagt, was er zu sagen für nötig hielt und werde er von anderen Gedanken in Anspruch genommen, wandte den Blick ins Leere. Chrichton gab keine Antwort auf seinen Vorwurf.

Endlich, ein Buch vom Tisch aufnehmend, an dem er stand, sagte dieser: „Vielleicht kehren wir nun zu unseren Oden des Horaz zurück, mein Prinz?"

„Ich habe nicht Lust," antwortete Gonzaga, mit einer hochmütigen Handbewegung. Noch immer bohrte er mit dem Blick ins Unbestimmte.

Der Schotte sorgte nicht für sich selbst. Eine fast liebevolle Neugier bewegte ihn, was der hochgemute Brausekopf beginnen werde.

Digitized by Google

Gonzaga rang mit sich. War er nicht der künftige Herrscher Mantuas? Die Geschichte seines Geschlechts lehrte ihn, daß nur rücksichtsloser Herrscherwille den Thron festhielt, den er ersteigen wollte. Es galt hinweg zu schreiten über Hindernisse, andern Willen dem eigenen zu beugen. Dieser Schotte aber — so trefflich, so außergewöhnlich er war — wagte, ihm im Wege zu stehen. Er *stand* ihm im Wege.

„Ja, ja, sprach er plötzlich in einem halb singenden Ton. Er erhob sich und schwang die Arme, als prüfe er die Spannkraft seiner Muskeln.

„Nun sind Eure Hoheit in sich klar geworden," sagte der Schotte.

Der andere erschrak vor dieser Gabe, ihn zu erraten.

„Wie?" fragte er. Und, sich ebenso rasch fassend, antwortete er mit einem flüchtigen Lächeln: „Ja — o ja, ganz klar."

Er schlenderte der Türe zu. „Ich komme später wieder," sprach er über die Achsel zurück. Er lächelte noch verbindlicher. Dann ging er. —

Einige Stunden später standen im innersten Gemach der prinzlichen Wohnräume, einem kleinen, fensterlosen, nur durch eine rote Ölampel erleuchteten Zimmer, dessen rote Samttapete und schwere purpurne Samtpolster einen eigentümlichen Zusammenklang ergaben, eine Bewegung wie ein Rotrinnen, ein Bluten, zwei Männer vor dem Prinzen Gonzaga. Es waren zwei Jugendgenossen, der eine ein Edelmann aus führendem Geschlecht, der andere eines Kondottiere Sohn, beide

Digitized by Google

wohl geübt in Waffen, beide dem Becher nicht abhold und einem wilden Leben zugetan.

„Seid ihr zu einem Abenteuer bereit?“ hatte Gonzaga gefragt.

„Waren wir es einmal nicht?“ lautete die Antwort.

„Die Sache ist gefährlich,“ fuhr der Prinz mit gedämpfter Stimme weiter.

„Was sie nur kostbarer macht,“ erwiderte der Edle, ein Mann mit einem bleichen Gesicht und kohlschwarzem Haar.

„Wir werden drei gegen einen sein,“ bemerkte der Prinz.

„Pfui!“ warf der andere Raufbold dazwischen.

Der Gonzaga achtete seines Einwurfs nicht. „Und doch kämpfen müssen,“ fuhr er fort, „als hätte jeder von uns zwei Gegner zu bestehen.“

„Sapperlot, Ihr macht mich neugierig, Hoheit,“ wunderte der Bleiche.

„Unmöglich — ich wüßte nur einen zu Mantua,“ sprach der zweite.

Gonzaga sah ihn scharf an. „Der Eine ist es —“ sagte er.

„Der Admirabile?“ entfuhr es dem Bravo.

„Der Admirabile,“ gab Vincenzo zurück.

Dann sank der Ton ihrer Stimmen noch mehr zu einem Flüstern herab. Es war heiß im Gemach, wie von schwelendem Feuer.

„Er soll nur gezeichnet sein,“ sprach einmal Gonzaga, die Stimme etwas erhebend und scheinbar mit angstvoller Eindringlichkeit. „Er soll einige Wochen

Digitized by Google

in einem Ospedale liegen oder — zur Kur auswärts müssen — hört ihr — mehr darf es nicht sein; denn ich liebe ihn."

Die anderen beiden sahen einander zweifelnd an.

„Hoheit haben zu befehlen," sagte der Schwarzkopf.

Eine Weile danach begaben sich die zwei Raufer auf heimlichem Wege aus dem Palazzo.

„Meint er das Leben oder den Tod?" fragte der Edelmann den Genossen.

„Hihi," kicherte der andere. „Mir scheint, er meint den Zufall."

Der Edelmann bog nachdenklich den Kopf: „Zufall entschuldigt," flüsterte er in sich hinein. Er war ganz benommen von Gedanken, als er sich an der nächsten Ecke von seinem Kumpan trennte.

6.

James Chrichton, der Gelehrte und Fechter, hatte wieder einmal eine Forderung empfangen. Nicht zu einer Disputation; zu einem Waffengang zur Abwechslung. Der Bote war soeben von ihm gegangen und hatte seine Zusage mit sich genommen. Chrichton war allein. Zwanzig-, fünfzig-, hundertmal hatten sie ihn auf Schrift, Laute oder Waffe gefordert. Seltsam, daß dieser Ruf heute ihn wie eine Falle anmutete! War er ängstlich? Er legte zwei Finger um sein eigenes Handgelenk. Sein Puls ging ruhiger denn je. Und doch schien ihm etwas in der Luft zu liegen.

Digitized by Google

Man hatte ihm hinterbracht, daß die Prinzessin Farnese hatte fliehen wollen und entdeckt worden sei. Der Prinz Gonzaga war seither nicht bei ihm erschienen. Hegte er Verdacht, daß *seine* Hand bei dieser Flucht im Spiele sei? Lag sonst ein Grund vor, ihm, Chrichton, sein Antlitz nicht zu zeigen? Er verbarg ihm etwas, dessen hatte er keinen Zweifel. Er — zürnte ihm heimlich noch immer, obgleich er es ihm offen nicht zeigte. Schade! Schade, daß er den Brausekopf ungewollt hatte reizen müssen!

Chrichton gürtete seinen Degen um und drückte sein Barett auf das schwarze Haar. Sein Blick fiel auf einen Spiegel. Sein eigenes Antlitz sah ihm bleich entgegen. Und plötzlich schien ihm, es liefe ein roter Strich wild, verunstaltend über die Stirn. Er sah schärfer hin, sein Eindruck war Täuschung. „Törichte Nachtmar," schalt er leise.

Dann verließ er das Gemach. Er hatte den Drang, sich unter die Menschen zu begeben. Wenn sie etwas gegen ihn hatten, wollte er mitten unter ihnen stehen, ihre Blicke beobachten, ihr heimliches Flüstern auffangen. Er begab sich zum Herzog, wurde huldvoll vorgelassen, holte sich Auskunft, ob man mit seiner Erziehertätigkeit einverstanden sei, und konnte nichts anderes gewahren, als daß man ihm das alte Vertrauen zollte. Auf dem Rückwege begegnete er der Herzogin, und sie klagte ihm offen ihr Leid um den Riß in der Ehe des Sohnes. Der Schotte wäre bis zur Prinzessin Margherita gedrungen, allein diese, die nun in ihre Gemächer gebannt war, ließ ihn seltsamerweise nicht vor.

Digitized by Google

Er schlenderte durch Schloß und Park. Der Tag verging. Ein-, zweimal schien es ihm, als begegne er einem Auge, das bedauernd oder neugierig auf ihm haftete. Es beschäftigte ihn nicht weiter. Er wußte, daß er in der Leute Mund war.

Am Abend ließ er sich auf seinem Zimmer eine Mahlzeit reichen. Sein alter Diener brachte sie ihm. Er hatte schneeweißes Haar und seine Hände waren nicht mehr ganz sicher.

„Möchtest du Schottland wiedersehen, John?" fragte er ihn.

„Ich möchte wohl, aber ich werde nicht," antwortete der Alte.

Chrichton bemerkte erst jetzt, daß er sehr niedergeschlagen war.

„Weshalb?" fragte er.

„Mein Herr säumt zu lange," antwortete John; aber er sah Chrichton nicht an.

Erst, als er die letzte Speise abtrug, wandte der Diener sich noch in der Tür. „Miß Mary Anne Burton wartet auf uns, Sir," sagte er. Es lag eine Bitte in seinen Augen, wie in denen des Hundes, der den Herrn zum Ausgehen erwartet.

„Wir werden kommen, John, wir werden bald kommen," antwortete Chrichton.

Der Alte entfernte sich. —

Der Zurückgebliebene trat in ein Nebengemach. Er kehrte mit mehreren Rapieren wieder. Zwei Leuchter zusammenrückend, prüfte er jene scharf, bog sie und ließ den Stahl schnellen. Mit dem Daumen fuhr er leise

Digitized by Google

über die haarscharfe Schneide. Doch waren seine Gedanken nur halb bei seinem Werke. Er hörte den Namen noch, den John, der Diener, genannt hatte, und er wiederholte vor dem süßen, sehnsüchtigen Antlitz eines Kindes, das vor seiner Seele stand, heimlich die Worte: „Wir kommen, wir werden bald kommen."

Wenige Augenblicke später trat er in die Nacht Mantuas hinaus, diese samtweiche, dunkelhelle Nacht.

Der Mond stand als goldene Sichel am Himmel, aber die Sterne hatten die Herrschaft. Es waren ihrer nicht allzu viele, doch schienen einzelne von ihnen größer, denn irgend je und leuchteten wie blaue Diamanten. Die Gassen Mantuas waren still. Die Häuser hatten verdunkelte Fenster und waren wie im Stehen entschlafene Wächter, nur da und dort fiel das Rot von Lichtern aus dunklen Mauerrahmen. Aber Mond und Sterne waren hell genug, daß ihr Widerschein die Häuserschatten scharf umgrenzte, da und dort einen Schein wie von Tag auf holpriges Pflaster warf, den Wasserstrahl eines träumerisch plaudernden Brunnens versilberte und einer Marmorstatue Leben gab, die bleich und mit edler Gebärde zwischen den Zypressen eines Gartens zu wandeln schien.

James Chrichton schritt seines Weges. Kaum daß sein leichter Tritt die Stille der Nacht durchbrach. Zuweilen begegneten ihm Leute. Neugierige näherten ihre Gesichter dem seinen, bohrten die Blicke unter sein Barett und fuhren, sich duckend, demütig und mit entschuldigendem Gruß zurück, wenn sie ihn erkannten. Er hatte kaum acht auf sie. Er atmete

Digitized by Google

frei und sog mit Behagen den Duft der Nacht, gewoben aus leisem Winde von unkündbarer Kühle und dem Hauche verschwiegener Gärten, ein. Er dachte an Margherita Farnese und begriff nicht recht, daß sie sich in dieses Mantua nicht finden konnte. Auch an Vincenzo mußte er denken, und eine kleine Hoffnung sprang in ihm auf, daß der Schüler sich beraten und aus der Meinungsverschiedenheit, dem Groll ein noch schöneres Einvernehmen entstehen lassen werde. Dann flog sein Sinn wieder meerüber und grüßte Mary Anne Burton. An den ihm bevorstehenden Kampf dachte er nicht. So sehr war er dergleichen Händel gewöhnt.

So kam er durch Straßen und über helle Plätze zu einem Stadtende, wo im Wall der Umfassungsmauer eine Art Arena sich befand. Verschiedene Türen, an denen zu Löwenköpfen gebildete eiserne Klopfer sich befanden, führten durch die zwei Mann hohe Mauer. Er rührte einen der Klopfer mit knappem, hartem Schlag und trat, als ihm geöffnet wurde, durch einen breiten, gewölbten Gang in den dem Himmel offenen Raum. Er fand die Sterne wieder und den leuchtenden Mond. Wind umfächelte ihn wie draußen.

Die Mauer umlief in weitem, eiförmigem Bogen einen weichen Grasplatz, der für Reit- und Turnspiele verwendet wurde. Hölzerne schmucklose Bänke lehnten sich an das kahle graue Mauerwerk. An der oberen Hälfte des Platzes befand sich ein Boden aus Brettern, hausgroß im Geviert, und an seinen vier Enden trugen rohe, steinerne Balken brennende Fackeln, die

Digitized by Google

in eisernen Haltern staken. Das lodernde Feuer der Brände warf eine rinnende Unruhe in die heilige Nacht. Dann und wann löste sich ein Pechstück vom Schaft, glitt züngelnd zu Boden und erlosch im Grase oder fristete noch eine Weile sein heißes lechzendes Leben.

Eine Schar von Männern wartete auf Chrichton. Sie saßen in Gruppen von zweien und dreien auf der Bank, dem Grase oder standen auf dem Fechtboden. Einige trugen Halbmasken, viele waren in dunkle Mäntel gehüllt, in deren Kragenfalten sie die von den tiefgezogenen Baretten beschatteten Gesichter vollends verbargen. So sah der Schotte mehr leuchtende Augen als er Züge erkannte. Der Gedanke an eine Falle blitzte wieder in ihm auf; aber sein Antlitz blieb ruhig. Mit einem kühlen Lächeln verneigte er sich dahin und dorthin und ergriff ein paar Hände einiger Unmaskierten, die sich ihm zum Gruß entgegenstreckten. Unter diesen befanden sich die zwei Fechter, die sich mit ihm zu messen wünschten, einer von ihnen ihn selbst an Wuchs um zwei Köpfe überragend, breitschultrig wie ein Neger, schwer wie ein Klotz.

Dieser Zweistockmensch war es, der zuerst ihm gegenüber auf den Fechtboden trat. Die anderen verteilten sich als Zuschauer. Drei, die sich in Chrichtons Rücken aufgestellt, wies dieser mit einem kurzen, sausenden Schwung seines Degens nach vorn.

„Ich bin kitzelig, ihr Herren," sagte er, „selbst Blicke schon spüre ich im Rücken."

Digitized by Google

Zwischen ihn und den Gegner trat der maskenlose Kampfleiter, ein alter Fechtmeister, den Chrichton als ehrlich kannte.

Der Schotte warf ihm ein Wort zu: „Wenn ich kann, will ich nicht töten," und schon blitzte seine Klinge aus der Scheide, als risse er einen Strahl aus dem Mondgold. Er bot sie dem Gegner.

Der überfiel ihn mit einer schweren, störrischen Wucht.

Der Schotte parierte lässig, fast gleichgültig. Aber der Körper, die Arme und an diesen die weißen, schmalen Hände schienen plötzlich hart zu werden.

Nach zwei kurzen Gängen flog des langen Gegners Klinge diesem aus der Faust ins Gras. Er fluchte. Man reichte ihm eine neue Waffe. Und nach abermals fünf Minuten durchstach ihm Chrichton die Schulter, blitzschnell und scharf den Degen wieder aus der Wunde ziehend. Dunkel und feucht schoß es dem Verwundeten ins Wams. Er taumelte und wurde von seinen Freunden aufgefangen. Ein Arzt nahm sich seiner an.

Dann stand dem Schotten schon der zweite Gegner bereit. Vielleicht wollte er ihn nicht recht zu Atem kommen lassen.

„Ihr habt es eilig, Vivante," mahnte Chrichton. „Verderbt mir nicht die Laune."

Seine glatte Stirn furchte sich leise. Aber sein Atem war nicht zu hören, so groß blieb sein Gleichmut.

Der Kampf begann aufs neue.

Chrichtons Gegner griff so eilig an, als er sich in Bereitschaft gestellt hatte. Dieser jedoch erwehrte sich

Digitized by Google

seiner und ging selbst zum Angriff über. Vivante keuchte. In seinen Paraden zeigte sich immer mehr Unruhe und Ängstlichkeit. Und schon traf ihn Chrichtons Stich, der auch ihn niederwarf.

Der Vorgang von vorher wiederholte sich. Der Arzt besorgte den Verwundeten. Man legte ihn wie den ersten auf eine Bahre und trug ihn aus der Arena. Einige der Zuschauer, die den Gängen mit leidenschaftlicher Anteilnahme gefolgt waren und sich noch mit Lebhaftigkeit besprachen, entfernten sich hinter den Bahrenträgern.

Chrichton unterhielt sich mit dem Kampfleiter. Sie sprachen von Fechterkunstgriffen. Der Mantuaner meinte, daß er nie so blitzschnellen Angriff gesehen, wie den des Schotten.

„Gelassenheit und ein scharfes Auge ist alles," antwortete der Admirabile. Im Gespräche näherte er sich der Mauerbank, und den Degen noch immer in Händen, ließ er sich einen Augenblick nieder.

Die Fackeln brannten zur Neige. Ihr Feuer tropfte schwer zu Boden und knisterte. Chrichton wunderte sich, warum einige der Zuschauer noch immer herumstanden, ohne sich ihm zu nähern.

„Wollt ihr nicht die Masken abnehmen, Herren, und mir zeigen, wem ich die Ehre der Zeugenschaft schulde?"

„Es lohnt sich nicht der Mühe, Vortrefflicher," antwortete ihm einer, „wir sind nicht ansehnlich genug."

Seine Stimme erschien Chrichton merkwürdig bekannt. Er achtete ihrer aber nicht weiter. Seine

Digitized by Google

Klinge spielend im Grase scheuernd, schickte er sich an, aufzubrechen.

Schon hatten sich auch die anderen in Bewegung gesetzt. Der mantuanische Fechtmeister verließ mit einem Begleiter zuerst die Arena.

Chrichton nahm seinen Mantel auf, der zu Boden geglitten war. Den Degen steckte er ein. Als er sich gegen den Ausgang wandte, bemerkte er, daß er ganz allein zurückgeblieben war. Nur an der einzigen Tür, die noch offen stand, zögerten drei Maskierte, in ihre Mäntel geschlagen, als ob sie ihn erwarteten.

Er schritt auf sie zu.

Sie machten keine Miene, beiseite zu treten.

„Wollen wir uns nicht heimbegeben, Signori?" fragte er halb erstaunt, halb belustigt.

Da zogen die drei die blanken Degen aus den Mänteln.

„Es gilt noch einen Gang, Admirabile," sagte die Stimme von vorhin. Sie bebte vor Erregung.

Plötzlich wußte der Schotte, wen er vor sich hatte, und wußte, daß es Ernst galt. Und er wunderte sich über sich selbst, daß er das ganze Spiel nicht von Anfang an durchschaut hatte. Ein leiser Schmerz durchzuckte ihn, als verliere er etwas Großes. Aber er setzte sich zur Wehr.

Sie hatten darauf gerechnet, daß er müde sein werde. Er täuschte ihre Hoffnung. Der Mond sah ihm ins Gesicht. Zug um Zug war hart und gespannt. Die Lippen bildeten eine Linie, die schmal war wie die Schneide seines Degens.

Digitized by Google

Die drei drangen heftig auf ihn ein. Sein Degen aber wirbelte wie eine sprühende Sonne. Dabei wich er langsam zurück, um sich eine Stellung zu sichern, wo er von hinten gedeckt war. Ein Stich ritzte ihm den linken Oberarm. Da schoß es ihm heiß in die Stirn, ohne daß die bleiche sich gefärbt hätte. Den Mantel um die Linke geschlungen und mit ihr die beiden anderen Rapiere hochschlagend, rannte er einem der Gegner die Waffe durch den Leib.

Der fiel wie ein Sack.

Und schon zuckte des Schotten Stahl zu neuer Wehr. Er war rot und feucht von Blut und Widerschein der verglimmenden Fackeln.

Der zweite Gegner fiel. Er brüllte auf wie ein Stier. Des Schotten Degen war ihm durchs Auge gedrungen.

Chrichton ließ die Waffe zu Boden gleiten und riß mit der nun freien Rechten dem letzten der Widersacher die Maske vom Gesicht.

Vincenzo Gonzaga stand ihm gegenüber.

„Ich weiß, was Euch treibt, Hoheit," rief er ihn an. „Und doch wollte ich, Ihr überwändet —"

„Wehre dich!" knirschte der Prinz. Der Zwiespalt der Gefühle war ihm ins Gesicht geschrieben.

Der Schotte verschränkte die Arme. „Ich liebe Euch, Prinz von Mantua," sagte er. „Und ich fechte nicht mit Euch."

„Glaubst du, daß du mir nichts bist, Seltsamer?" gab der andere zurück. „Aber du trotztest mir."

Er zückte die Waffe. Sie traf Chrichton zu Tode.

Digitized by Google

Eine schmerzerfüllte Wut machte dabei den Gonzaga am ganzen Leibe zittern.

Der Schotte fiel vorwärts. Er hob noch einmal Oberkörper und Angesicht. Aber die Stimme versagte ihm.

Mondlicht fiel auf sein schwarzes Haar und war wie Tau, Mondlicht lag auf der hohen, klugen Stirn. Sie senkte sich jetzt und wühlte sich ins Gras. Dann starb der Admirabile. —

Vincenzo Gonzaga stieß mit unsicherer Hand den Degen in die Scheide zurück. Er mochte den Toten nicht mehr ansehen. Sich abwendend, verließ er die Arena.

Eine Stunde später bargen Kriegsknechte die Leichen.

7.

Die Gräfin Galanti trat bei der Prinzessin Farnese ein.

„Ihr seid es, Gräfin?" sagte die Gefangene, sich von einem der Polster ihres von Teppichen und kostbaren Stoffen üppigen Gemachs erhebend. Sie trug ein weißes, weites, wallendes Morgengewand.

Die Gräfin öffnete die Arme. Vielleicht wollte sie der Herrin Halt und Trost geben, aber da sie die Kleinere war, kam ihr grauer Scheitel unter Margheritas feines Kinn zu liegen und der Prinzessin Kopf blieb erstaunt und gelassen über dem ihren erhoben.

„Seine Hoheit Prinz Vincenzo sendet mich," begann die Galanti. „Er selbst folgt mir auf dem Fuße."

Digitized by Google

„Gott sei Dank," gab die Prinzessin zurück. Das dünne Rot stieg in ihre Wangen. „Das bedeutet die Wendung, die Entscheidung."

„Seine Hoheit scheinen Euch Wichtiges —"

„Was wißt Ihr von Chrichton?" unterbrach Margherita.

„Nichts — nichts," antwortete die Gräfin verwirrt.

Margherita Farnese öffnete die blassen Augen weiter. „Was — es ist etwas geschehen?" fragte sie atemlos.

„Es gehen Gerüchte," gab die Gräfin zurück.

In diesem Augenblick trat Vincenzo Gonzaga ein, jung, schlank, braun, ein wenig erregt von Hast oder guter Laune. Er trat auf die Gattin zu und küßte ihr die Hand. Etwas wie Spott lag in seiner Gebärde, jedenfalls nichts mehr von der leidenschaftlichen Eifersucht, mit der er ihr bisher begegnet war. „Verzeiht, Hoheit," begann er, „daß ich nicht früher Eurem Wunsche nach einer Aussprache Folge zu leisten vermochte."

„Besser spät, als niemals," entgegnete die Prinzessin mit gepreßter Stimme.

Die Gräfin Galanti hatte sich in die Tiefe des Zimmers zurückgezogen.

„Ihr hattet den Wunsch, nach Parma zurückzukehren?" fuhr der Gonzaga fort.

Margheritas Staunen über sein Entgegenkommen wuchs. Auch ihre Unruhe nahm zu. Ihr schmaler Busen ließ den schleierfeinen Stoff ihres Gewandes fliegen. „Ihr gebt mich frei?" fragte sie hastig.

„Eurer Rückkehr steht nichts im Wege."

Digitized by Google

„Für immer?"

„Für immer," bestätigte der Prinz.

Die Parmenserin tat einen stockenden Seufzer. Doch schien er ihre Beklemmung nicht zu lösen. Plötzlich fiel sie den Gemahl mit der Frage an: „Gebt mir Aufschluß. Was ist mit dem Schotten, Eurem Hofmeister?"

Des Gonzagas Stirn furchte sich. Er warf sich in einen Sessel, schlug ein Knie übers andere und schaukelte das schlanke Bein. „Der Admirabile starb," sagte er dann kurz.

„Vincenzo!" stieß Margherita Farnese hervor. Sie wankte, und die Galanti sprang ihr bei.

Der Prinz nagte an seiner Lippe. „Was begehrt Ihr mehr zu wissen?" fragte er, während sein Gesicht sich immer mehr verdüsterte. „Er war ein tüchtiger Mann — ein seltener Mann, aber er vergaß, daß er — nur ein Diener war."

„Ihr selbst —" stammelte die Prinzessin. Schrecken und Leid und Empörung belebten ihr bleiches Gesicht. „Ihr — selbst —"

„Ich bedaure, daß ich Eurer Bitte, heimkehren zu dürfen, nicht früher entsprach," sagte der Prinz, den finstern Blick am Boden. „Ich bemerke erst jetzt, wie wenig es mich gekostet haben würde. Und vielleicht lebte der Schotte dann noch."

„Ihr seid ein Tier, ein reißendes Tier," brach die Parmenserin aus. Ihre schlanken Arme schwangen sich, als ob sie einen Blitz vom Himmel reißen möchte, um ihn auf den anderen zu schleudern.

Digitized by Google

Der Gonzaga duckte sich zusammen. Er war ganz grübelnder, bohrender Gedanke. Und er sprach mehr zu sich selbst als zu der empörten Frau: „Ich bin bestimmt, zu wollen. So lerne ich es früh wider alle und mich selbst."

Er stemmte die Arme auf die Stuhllehne. Ein leiser Schwung des zähen, behenden Körpers. Dann verließ er ohne sich umzusehen das Gemach.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gaſt

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ist lange her.

Sie saßen einander im Arbeitszimmer des einstigen Schultheißen Jörg Veit gegenüber, dieser und sein Freund, der Hauptmann Peter Am Stad. Sie waren Männer von einigen vierzig Jahren. Veit hatte seinen Lehnstuhl vom Schreibtisch abgedreht, saß weit zurückgelehnt, den Oberkörper über die eine Lehne hinausgebogen und den linken Arm auf den Tisch gestützt. Seine Haltung hatte etwas Ausgedachtes, in Szene gesetztes. Aber er war ein schöner Mann mit einem scharfgeschnittenen, hochgestirnten Kopf und noch kohlschwarzem Haar und Bart.

„Du hast dir die Jahre vom Leibe gehalten," sprach der Hauptmann eben zu ihm. Er streifte dabei mit einem flüchtigen Blick den Spiegel, der ihm gegenüber hing und sein eigenes, gebräuntes, nicht furchenloses Gesicht und den Scheitel zeigte, der stark mit Grau gesprenkelt war.

„Tja," erwiderte Veit. „Man beobachtet sich eben und tut was man kann."

Dabei erhob er seine weiße schmale Hand und schüttelte den Ärmel seiner Samtjoppe und die Spitzenmanschette ein wenig zurück, so daß die edle Linie des Gelenks besser sichtbar wurde.

Eitel war er immer, dachte der Hauptmann.

Dann kamen sie ins Erzählen. Sie hatten sich viele Jahre nicht gesehen. Peter Am Stad war, vom Zu-

Digitized by Google

fall hergeführt, unangemeldet ins Haus getreten. Vorläufig war er sich noch nicht klar, ob er dem willkommen war, mit dem er seit der gemeinsamen Knabenzeit hier und da Briefe gewechselt.

Dem Schultheißen Jörg Veit war vor zwei Jahren die Frau gestorben. Er erzählte von ihr: „Du kanntest sie ja. Sie war immer zart, immer hübsch, immer geduldig. Sie fehlt mir etwas; denn sie kannte so meine Gewohnheiten, die nun Anna, meine Tochter, noch nicht ganz versteht oder zu verstehen sich Mühe nimmt. Immerhin bin ich zu sehr mit meiner Arbeit beschäftigt, als daß ich viel Muße zur Trauer hätte."

„Richtig — du bist ja unter die Literaten gegangen," bemerkte der Hauptmann und wunderte sich über des anderen luftiglieblose Rede.

Veit verzog den knappen Mund; die Bemerkung enthielt ihm zu wenig Ehre. „Was sollt ihr Soldaten davon verstehen," sagte er mit einem scharfen kleinen Lachen, und, abermals seine Hand betrachtend, fügte er gemessen hinzu: „Du wirst wenige Namen von besserem Klang finden unterm heutigen Schrifttum."

Der Hauptmann stand auf und schlug scherzend die bespornten Hacken zusammen. Die grüne knappe Uniform zeigte den sehnigen, schlanken Wuchs seiner Gestalt. Der Kopf, der aus dem hohen dunklen Kragen stieg, hatte ein weiches Gepräge; man hätte eher in ihm den Poeten gesucht als in dem anderen. Er trat dann vor ein Ölbild, das an der Wand hing. „Ich erkenne deine Frau noch wie du mir sie geschildert," sagte er, „obschon sie hier einen leidenden Zug hat."

Digitized by Google

„Frauen sind Virtuosinnen des Leidens," warf Veit hin, „sie machen sich Lasten, wenn sie keine haben."

Peter Am Stad dachte, daß das Bildnis vor ihm nicht nach eingebildetem Kummer aussehe. Er fühlte sich von dem Wesen des Jugendfreundes erkältet. Zu lange wirst du nicht bleiben, sagte er zu sich selber.

Da schlug ein Windzug am Fenster eine dunkle Gardine zurück. Die Sonne eines Sommertages brach mächtig herein. Der Raum veränderte sich plötzlich. Die Silhouetten an den Wänden in ihren braunen Rahmen bekamen Leben, die geblümte Tapete, der blumige Stoffbezug der Stühle leuchteten.

Eine Tür war gegangen. Ein junges Mädchen trug ein zierliches Teebrett herein. Ihr Kleid aus feinem fröhlichfarbigem Wollstoff hatte einen tiefen Halsausschnitt und die weiten Ärmel gaben die Arme bis zu den Ellbogen frei.

Der Hauptmann überlegte, was zarter sei, das Porzellan auf dem Brett oder die Haut der Haustochter.

„Begrüße den Freund deines Vaters, Anna," sagte der Schultheiß in seiner geschraubten Art, als empfehle den Gast erst das Band, das ihn mit ihm verband.

Anna Veit stellte das Brett auf den Tisch und streckte dem Hauptmann die Hand hin. Er meinte, nie ein schmiegsameres Glied berührt zu haben.. Sie aber ordnete das Geschirr und goß den Tee ein. Die Bewegungen ihres Körpers, dem das Kleid keine Fessel war, waren voll großer Anmut.

Sie reichte dem Vater zuerst seine Tasse.

Digitized by Google

„Verzeih," entschuldigte sich dieser beim Freunde, „patriarchalische Sitte. Man soll im Hause wissen, wer der Herr ist."

Am Stad blickte das Mädchen an. Auf ihren Wangen stand ein leises Rot.

„Hast du die Ode gelesen, mein Kind?" fragte Veit seine Tochter.

„Noch nicht, Vater," antwortete diese mit einer auffallenden Ängstlichkeit. „Sie wissen, ich hatte Haushaltspflichten."

„Natürlich," gab Veit zurück und seine schöne Stirn färbte der Zorn. „Das ist ganz die Art der Mutter, dem Haushalt alle Ehre, dem Vater gelegentlich, wenn es reicht, einen Seitenblick."

„Vater!" bat Anna.

Der Schultheiß wendete sich mit einem gereizten Lachen zum Freunde. „Was soll man sich noch ärgern," sprach er mit spitzen, beleidigten Lippen und unterbrach sich selbst: „Aber erzähle doch von dir, Am Stad. Was treibst du? Was macht dein Ehestand?"

„Was kann ein Soldat treiben in langer Friedenszeit?" entgegnete der andere. „Ich bewirtschafte mein Gut. Ich . . ."

Er stockte. Ein rasches Wort war ihm auf die Zunge gefahren: Ich ertrage die Launen meiner Frau. Das Bild eines friedlosen Haushalts, seines Haushalts, stand, von der Frage Veits erweckt und blitzhell erleuchtet vor seinen Gedanken. Er sah die Frau, seine Frau, die krank war, verzogen von Jugend auf, von ihm selber verzogen und sich selber in ihrer inneren

Digitized by Google

Zerfallenheit zur Qual wie den anderen. Aber er sprach das Wort nicht aus. Es schien ihm plötzlich seiner nicht würdig. Der Freund hatte vorhin von einer Toten übel geredet; es war ihm gewesen, als sei es Lüge. Was brauchte er selbst eine Lebendige zu schmähen? Vielleicht war ja die Schuld auch bei ihm.

„Deine Kinder müssen groß sein," fuhr der Schultheiß fort. „Du hast doch früh geheiratet."

„Sie sind es, sind auch schon hinaus in die Welt, Peter, der Sohn, über Meer, die Tochter Elisabeth in den Ehestand."

„So lebst du allein mit deiner Frau?"

„Ja."

Jörg Veit, der Dichter, zwinkerte mit einem Auge. „Stimmte es nicht einmal nicht so recht bei Euch?" lachte er. Er nahm keine Rücksichten.

„Wir geben uns Mühe, einander zu verstehen," erwiderte der Hauptmann.

Der andere fuhr in seiner spöttischen Weise fort: „Entschuldige dich nicht. Weiber sind Weiber. Ich kenne sie längst."

Ein silbernes Löffelchen klirrte auf feinem Porzellan. Hauptmann Am Stad sah hinüber und gewahrte, wie Anna Veit mit unsicheren Fingern eine Tasse niedersetzte. Ihre hellbraunen Augen suchten die Türe, als ob sie hätte entlaufen mögen. Es lag ein Zug unendlicher Pein um ihren Mund. Das rührte und bewegte ihn. Entschlossen zwang er das Gespräch in andere Bahnen. „Ich tue Dienste als Steuereinnehmer und Verwaltungsmann," erzählte er. „Ich reite von

Digitized by Google

Ort zu Ort und bin bei den Beamten ſo gefürchtet wie der Büttel beim niederen Volk."

„Das iſt uns alles an der Wiege nicht geſungen worden," meinte Veit. „Ich hätte eher erwartet, dich mit der Laute, als mit dem Säbel alt werden zu ſehen."

Damit kamen ſie in ihre Jugend zurück und ihr Geſpräch wurde lebhaft und warm. Die Zeit, die beiden lieb war, ſtand auf. Sie tranken dabei ihren Tee.

Das junge Mädchen war ihnen eine ſtumme Zuhörerin. Nach einer Weile machte es ſich daran, das Geſchirr wieder hinauszutragen.

Jörg Veits Blick fiel indeſſen auf ein Blatt, das auf ſeinem Tiſch lag und an dem er geſchrieben hatte, als der Gaſt eingetreten war. Die Luſt oder die Notwendigkeit ſchien ihn an die Arbeit zurückzutreiben. Mit einiger Haſt ſagte er plötzlich: „Ich nehme an, daß dein Pferd im Wirtshaus ſtehen bleibt, wo du abgeſtiegen biſt. Du ſelbſt ſiedelſt doch wohl zu uns über? Du bleibſt doch ein paar Tage?"

Anna blieb vor der Schwelle ſtehen. Sie wartete, was der Gaſt antworten würde.

Der zögerte. Die Worte boten ſich ihm nicht ſogleich. Das Weſen des Jugendfreundes war nicht ſonderlich einladend, der Gedanke, nicht zu verweilen, lag ihm noch ſo nahe wie vorhin. Dennoch konnte er ſich nicht entſchließen, die Aufforderung abzulehnen, die in des anderen Worten gelegen hatte. Er war ſich nicht klar weshalb. Faſt unbewußt ſprach er: „Ich weiß nicht — ich wollte nur eben auf dem Vorbeiwege guten Tag ſagen. Ich werde Euch ſtören — ich —"

Digitized by Google

Der Schultheiß unterbrach ihn. „Du störst nicht. Ich lasse mich nicht stören, wie du gleich sehen wirst. Ich arbeite zur gewohnten Zeit. Wenn ich frei bin, plaudern wir."

Er wartete, um möglichst rasch an seine Schrift zu kommen, keinen weiteren Bescheid ab, sondern wendete sich an die Tochter. „Zeige unserem Gast sein Zimmer. Führe ihn auch in den Garten, wenn er will. Ich brauche zwei Stunden für mich allein."

„Du entschuldigst doch," bemerkte er zu Am Stad.

Dieser hatte sich erhoben. Noch immer unentschlossen, nickte er dem Freunde zu und wußte nicht, wie es kam, daß er auf einmal in der Tür stand und hinter Anna die Stube verließ.

Das junge Mädchen stellte draußen im Flur ihr Brett auf ein Tischchen. „Bitte," sagte sie. Damit stieg sie ihm vorauf eine Treppe empor. Dann eine zweite.

„Das Gastzimmer liegt hoch," entschuldigte sie sich mit einem Lächeln. „Ansprüche dürfen Sie nicht machen."

Er verwunderte sich. Sie war auf einmal gänzlich verändert. War es, weil sie der Nähe des Vaters entronnen war, oder weil sie sich hier in ihrem Reiche und Machtbereiche fühlte? Ihr Wesen atmete eine Helligkeit, als ob sie wie der Sommertag aus ihren jungen Augen heraus Licht verströmen könnte. Ihr Gang war leicht und geräuschlos, und sie öffnete die Tür der großen Dachkammer, in die sie ihn führte, mit so flinker Hand, daß weder Schloß noch Angel knarrten.

Digitized by Google

Die Kammer hatte eine fast weiße Tapete. Sie enthielt ein weißes, schmales Bett, einen Spiegeltisch mit blauer Seide ausgeschlagen und zierliche Sessel. Am Fenstergesims standen blühende Blumen. Insekten umschwirrten sie, und ein dunkler Falter taumelte und tanzte über ihnen, als suchte er den Weg ins Zimmer.

„Zu schön für einen Soldaten," sagte Peter Am Stad.

„Hier habe ich früher gewohnt," erklärte Anna. „Als die Mutter noch lebte," fügte sie hinzu. Ihre Augen wurden dabei groß und still. Dann bat sie ihn, nicht zu zürnen, daß noch nichts bereitet sei, fragte nach seinem Felleisen und ob sie eine Magd danach schicken dürfe.

Der Hauptmann schlug vor, daß er selber nach dem Wirtshaus gehen wolle, um das Nötige zu besorgen, und sie ließ ihn allein, ihn bittend, sie in der Wohnstube zu rufen, wenn sie ihm später den Garten zeigen dürfe.

Als sie gegangen war, stand er einen Augenblick mitten in dem duftigen Gemach still. Er sah sich um. Dieser frohmütige Raum, diese Sommerhelligkeit, dieses Mädchen, das eben hinausgegangen! Er fühlte noch dumpf, daß er einmal halb entschlossen gewesen war, weiter zu reiten, aber er bereitete sich in einer seltsamen Gedankenverlorenheit auf das Dableiben vor. In diesem traumartigen Zustand begab er sich nachher ins Wirtshaus, sorgte daselbst für sein Pferd, ließ sein Gepäck herüber tragen und fand sich, ohne dem Freunde Jörg noch einmal begegnet zu sein, in seinem Gastgemach

Digitized by Google

wieder, als der heiße Mittag schon leise sich zu mildern und in den Abend hinüber zu träumen begann. Waren es nun der ernstere Schatten, die größere Kühle im Zimmer, die auch seinen Überlegungen mehr Ruhe und Schärfe gaben, er befand sich mit diesen wieder viel mehr bei der Wirklichkeit. Er vergegenwärtigte sich die Szene im Zimmer des Freundes. Das eitle und anspruchsvolle Wesen Veits erschien ihm jetzt in der Erinnerung noch ausgeprägter. Er meinte zu erkennen, daß, von jenem verursacht, auf dem Hause ein Druck liege, und daß die Tochter wohl ein rechtes Leben der Jugendfreudenentbehrungen und Einsamkeit hier lebe, wie, so schien ihm, schon die Mutter gehabt haben müsse. Abermals tauchte daneben das Bild seiner eigenen Häuslichkeit auf, einer Häuslichkeit, der er seit Jahren entrann, wenn immer er konnte, weil sie das Unbehagen und den ewigen, durch mühsame Höflichkeit gedämpften Unfrieden in sich barg. Abermals sah er eine bleiche, hagere Frauengestalt vor sich. Sein Weib! An ihren Lippen und Fingern war ein ewiges Zittern und Fliegen. Die zornmütigen und die wehklagenden Worte waren ihrem Munde so wohlfeil, wie den einst schön gewesenen, jetzt seltsam verblaßten Augen die Tränen. Das Bild quälte ihn. Warum war das alles nicht zu ändern? Und wieder suchte er nicht alle Schuld bei jener anderen, sondern dachte unwillig an manche eigene Ungeduld und Strafbarkeit, als hätte die Erkenntnis von Veits Wesen ihm selber den Spiegel vorgehalten. Er kam sich klein vor, geriet in einen Zustand innerer Unzufriedenheit und vergaß

Digitized by Google

in dieser Zerfallenheit gänzlich, daß er Anna Veit hätte rufen sollen. Erregt begann er im Zimmer auf und ab zu schreiten. Da bemerkte er, zufällig vom Fenster aus, wie das junge Mädchen unten im Garten stand und zu ihm empor blickte. Noch lag die Sonne reich und warm über ihr. Sie hatte ihr schlichtes Hauskleid mit einem noch leichteren, sommerlichen Gewand vertauscht, das Hals, Nacken und Arme völlig frei gab. Einen Augenblick stand er vor ihrer Lieblichkeit wie vor einem Wunder. Dann bedeutete er ihr mit einem Kopfnicken, daß er bereit sei, und verließ mit von einer ungewöhnlichen Jugendlichkeit beschwingten Schritten das Gemach. An der Tür Veits vorüberkommend, überlegte er, daß der Jugendfreund längst seine zwei stillen Stunden gehabt habe, und daß er es ihm vielleicht schuldig sei, bei ihm anzuklopfen, allein die Lust dazu fehlte ihm plötzlich. Ja, er würde es bedauert haben, wenn der Schultheiß in diesem Augenblick herausgetreten wäre und ihn auf seinem Gang zum Garten aufgehalten hätte.

Anna kam ihm zwischen hohen Bohnenstauden entgegen, als er ins Freie trat. Der Garten zeigte ein drolliges Gemisch von Blumen und Gemüse, Nutz- und Zierbäumen, von Edelgewächsen und Unkraut. Die Wege waren ungejätet. Rosenbüsche wuchsen aus Nesseln, aber Blüten wie Mißwuchs waren von einer großen Üppigkeit, und die Farben der edlen und der gemeinen Blumen hatten einen Zusammenklang, der wie ein jauchzendes Lied von der Herrlichkeit des Sommers war. Annas Schritte waren in dem Summen der

Digitized by Google

Insekten, in dem leisen Wehen der Büsche und Blätter nicht hörbar. Ihre anmutvollen Bewegungen schienen dem Neigen und Wiegen der Äste sich einzufügen, und die blühende Wirrnis des Gartens war ihrer zarten Lieblichkeit der rechte Rahmen.

„Ich hätte Sie vielleicht früher rufen sollen," redete sie Peter Am Stad an.

„Nein doch," entgegnete er. „Ich vielmehr muß um Entschuldigung bitten, daß ich so spät komme."

Damit nickten sie einander zu, ohne sich die Hände zu reichen, traten nebeneinander und begannen durch den Garten zu schreiten.

„Denken Sie nicht, daß ich gegen das Dorn- und Wustzeug hier nicht gekämpft habe," begann Anna ein Gespräch; „aber ich habe es aufgeben müssen. Einen Gärtner halten wir nicht, und auch ein solcher allein wäre schwerlich Herr geworden."

Der Hauptmann wunderte sich, was für viele Arbeit sie wohl haben möge. Das schien sie sogleich ihm anzusehen; denn sie hob das errötende Gesicht zu ihm und sagte: „Das befremdet Sie, nicht wahr? Sie meinen, daß ich Zeit habe. Wir leben hier so einsam. Aber der Vater braucht mich."

Und dann schien ihr auch diese Erklärung wieder innere Mühe zu machen; denn sie fügte hinzu: „Es ist nur natürlich. Vater liest mir seine Arbeiten vor. Oder er wünscht, daß ich ihm vorlese. Oder es gibt für ihn zu schreiben."

Ihre Augen suchten ängstlich in Am Stads Gesicht. Sie verwirrte sich in ihren eigenen Worten wie in einem

Digitized by Google

Netz. Sie hatte sichtlich nicht zeigen wollen, daß sie des Hausherrn übermaßen beanspruchtes Werkzeug war, und verriet es doch im ungeschickten Bestreben, dem Gaste Dinge, die ihn befremden mußten, zu erklären.

„Ich weiß die Ehre, dem Vater zur Hilfe zu sein, wohl zu schätzen," schloß sie mit einer Art Hilflosigkeit.

Peter Am Stad neigte nur manchmal leise den Kopf.

Sie schritten weiter und weiter. In seiner, den schlanken Körper herb umschließenden Uniform erschien er auffallend groß, stark und dunkel neben ihrer leichten Zierlichkeit. Er bog sich ein wenig herab zu ihr und senkte manchmal mit einer nachdenklichen Ruhe und wachsenden Freude den Blick in den ihren. Beide waren barhaupt, und Sonne und Wind spielten mit ihren Scheiteln, dem weichen hellbraunen des Mädchens und dem leise ergrauenden vollen Haar des Mannes.

Unter allerlei Erklärungen dessen, was da wuchs, eines Ausblicks oder einer Natureigentümlichkeit, die Anna dem Gaste gab, erreichten sie endlich ein Gartenende und damit ein zwischen Bäumen und Büschen verstecktes, in rostigen Angeln hängendes Türlein. Jenseits desselben, zwischen weißstämmigen Birken, deren bewegliche Blätter in Wind und Sonne blitzten, stand eine einzelne schwarze, reglose Kiefer.

„Dort liegt unser Geheimnis," sagte Anna Veit. Ihr Gesicht trug plötzlich einen Ausdruck, der fast an Trübsinn gemahnte.

Der Hauptmann suchte umsonst ihn mit ihren Jahren zu vereinen. Sie aber öffnete das knarrende Türlein und er sah um den kupferfarbenen Stamm der

Digitized by Google

Kiefer, kreisförmig geordnet, von den Birken umflüstert, einige Grabsteine aus grauem Sandstein liegen. Hinter ihnen tat die Welt sich wieder auf. Weit dehnte sich Heide hinaus, und das rote Abendlicht spann über ihr.

„Da liegen unsere Toten," sagte Anna Veit.

„Welch ein Ort zum Ruhen!" lobte Am Stad.

„Nicht nur für die Gestorbenen," gab sie zurück und schritt zu einer verwitterten Holzbank, die zwischen zwei Birken stand. Sich da niederlassend, wies sie nacheinander auf die Steine. „Das ist des Großvaters Grab," erzählte sie, „das gehört der Ähne, dort liegt der Urgroßvater begraben und hier — hier haben sie die Mutter hingelegt."

Der letzte Stein, noch weniger verwittert als die anderen, stand dicht an einem der Bäume, die neben ihrem Sitze wurzelten, und sie streckte den schlanken nackten Arm aus und legte die Hand auf das Mal, das keine andere Schrift als den Namen Katharina trug.

„Sie entbehren wohl die Mutter sehr?" sagte der Hauptmann. Er lehnte an einem der Bäume, ein Stück ab von ihr.

Ihre Augen füllten sich sogleich mit Tränen; sie brachte keine Antwort über die zitternden Lippen.

Ein großes Mitleid mit ihrer verlassenen Jugend ergriff den Soldaten. Er ahnte eine Einsamkeit, die ihn fast schauern machte. Schon suchte er nach einem tröstenden Worte, da fand sie selbst die Rede wieder. „Wir waren große Freundinnen, die Mutter und ich," erzählte sie; in ihrer Stimme bebte noch das unterdrückte Schluchzen.

Digitized by Google

Ihm aber ging immer mehr die Erkenntnis für ihr Schicksal auf, wie die zwei Frauen einander Halt gewesen waren in der Tyrannei eines krankhaft selbstsüchtigen Mannes und Vaters, und wie die Zurückgelassene fast zusammenbrach unter dem Joch, das sie nun noch allein trug und das an ihrer Jugend wie Ketten hing. Und seltsamerweise begann das, was in seinem eigenen Leben Last war, ihn ebenfalls schwerer als je zu bedrücken. Zorn gegen ihr Schicksal und gegen das eigene ergriff ihn.

„Uff," sagte er unvermittelt und warf die Arme trotzig übereinander, „was ist das Leben für ein elend' Ding."

Die Reihe des Wunderns und Erratens kam an Anna. Sie fühlte, daß er sein Kreuz hatte, und dachte an die Bemerkung, die der Vater über seine Ehe getan. Sie wußte wenig von ihm, aber mit der Leichtgläubigkeit der Frau und der Jugend suchte sie bei ihm keine Schuld. Sie betrachtete seine edlen, starken Züge und verstand, daß er eine Klage oder Anklage verbiß. Die Erkenntnis, daß sie im Leben etwas gemeinsam hatten, ergriff sie. Ihr Herz klopfte.

„Sie haben es gut," sprach sie aber. „Sie haben Freiheit. Sie können in die Welt hinaus wandern."

„Die Wege führen alle wieder zum gleichen Punkte zurück," entgegnete er mit verkniffenen Lippen. Dann kam Feuer in seine Augen. „Ja, wie noch Krieg war," fuhr er fort, „da war es anders. Da vergaß man sich selbst um der Sache willen. Da hatte jeder Augenblick seine Forderung, jede Minute ihren Entschluß und ihre Tat."

Digitized by Google

„Der Krieg ist ein Verbrechen," zürnte Anna Veit.

Er errötete. „Sie schelten meinen Beruf," gab er zurück. „Und doch ist das Leben selbst ein ewiger Krieg. Nur daß wir im kleinen Alltag mit weniger ehrlichen Waffen streiten."

Anna dachte, daß er wohl gemacht sei zu Schlacht und Sieg. Sie stellte sich ihn vor, wie er den Säbel schwang, wie der Kampfzorn ihm auf der Stirne stand, und sie wünschte sich, ihn zu Pferde zu sehen.

Da ertönten Schritte jenseits im Garten. Und gleich darauf erschien Jörg Veit vor dem offenen Tor.

„Natürlich," sagte er mit einem Lachen, in dem sich der Ärger deutlich kundtat. „Ich dachte wohl, daß ich euch hier finden würde. Das war immer der Pilgerort meiner Frauen. Mich läßt man drüben allein. Ich mag sehen, wie ich mit mir fertig werde."

Der Hauptmann wendete sich um. „Ich bin deiner Tochter dankbar," sagte er, sich steil aufrichtend. „Ich habe nie einen Ort gesehen wie diesen."

Und er bot dem Mädchen den Arm, das, aufs neue verschüchtert, kaum wagte, den ihren hinein zu legen. Zu dritt schritten sie dem Hause wieder zu. Der Schultheiß Jörg Veit sprach laut und etwas gereizt von sich und Dingen, die ihn betrafen. Die zwei anderen schwiegen.

*

Zwei Tage schon wohnte der Hauptmann Peter Am Stad in der Mädchenstube des Veitschen Hauses. Was die beiden Jugendfreunde sich zu sagen und zu erzählen hatten, war längst gesagt und erzählt. Der

Digitized by Google

einstige Schultheiß wunderte sich, wann der Gast weiter ziehen werde, und, weil es ihn unwirsch machte, daß Am Stad sich mehr mit der Tochter als mit ihm beschäftigte, und er wohl fühlte, daß seine Gesellschaft jenem kaum nötig war, fragte er mit der Dreistigkeit des Egoisten: „Deine Reise wird wohl bald weiter gehen?"

Der zweite Tag ging seinem Ende zu, als er diese Frage an Am Stad tat, und sie standen in Veits Arbeitsstube. Den Hauptmann überlief es heiß. Er war ein stolzer Mann und ließ sich nicht gern bedeuten, daß er eine Gastfreundschaft übermaßen ausgenützt habe.

„Morgen zum frühesten reite ich," erwiderte er ohne Überlegung.

Da erwachte in Veit etwas von alter Jugendanhänglichkeit, und er sagte: „Das wollte ich nicht hören. Du bist willkommen, solange immer du bleiben magst."

Durch diese fast herzliche und seine vorhergehende Unwirschheit Lügen strafende Rede wurde Am Stads Betretenheit augenblicklich gemildert. Sie verbrachten eine Stunde gemütlicher Unterhaltung, die sie einander näher brachte, als sie vielleicht selbst noch für möglich gehalten. Freilich war der Hauptmann mit seinen Gedanken nur halb bei der Sache. In ihm ging unablässig eine Stimme: Morgen mußt du fort. Und sein Entschluß, zu scheiden, wurde unter der größeren Freundlichkeit seines Gastgebers nicht wankend.

Nach einer Weile schlug Veit einen gemeinsamen Spaziergang vor, und sie kamen von diesem erst kurz vor dem Abendessen zurück. Am Stad hatte nur noch wenig

Digitized by Google

Zeit, sich für dieses zurechtzumachen. Als er aber sein hellfeines Dachstübchen betrat, faßte ihn ein heftiger Schmerz. Er sah seine Habseligkeiten zerstreut herumliegen und stellte sich vor, daß er sie am Morgen zusammenpacken, daß er diesen ungewohnt sanften Raum, das stille Haus verlassen müsse. Von den Bewohnern des Hauses war es aber nicht mehr der Schultheiß, an den er jetzt dachte, sondern Annas Gestalt stand wieder vor ihm, und jedes Wort, das sie zu ihm gesprochen, jeder Anblick, den sie ihm dargeboten, wurden lebendig. Sie waren eigentlich seit jenem Gang zu den Grabstätten nicht viel allein gewesen, hatten nichts miteinander gesprochen, was mehr als Alltäglichkeit bedeutet hätte, allein er fühlte jetzt, daß er des Mädchens Nähe empfunden hatte wie den weichen Sommerwind, wie etwa das Zauberhafte des wirren, blütenfrohen Gartens oder die unschuldsweiße Reinheit des Gemachs, das ihm zur Wohnung diente. Er spürte, daß er hier etwas erlebt hatte, was in allen seinen Tagen nie gewesen war. Sinn und Seele waren ihm davon eingesponnen. Er wußte wohl, daß seine Stimme niemals so bewegt geklungen hatte, wie wenn er mit Anna sprach. Er wußte, daß seine Blicke immer wieder ihr gefolgt waren. Und er fragte sich in diesem Augenblick, ob sie wohl davon etwas gespürt hätte. Dann gab er sich selber Antwort, es habe in ihrem Wesen etwas gelegen, was ihn erregte und beglückte, ohne daß er zu sagen vermocht hätte, was es gewesen sei.

Peter Am Stad schob die weißen Mullvorhänge an den Scheiben zurück. Das Fenster öffnend, gewahrte

Digitized by Google

er, wie draußen die ersten Abendschatten einfielen. Er seufzte ein wenig. Da unten im Garten war sie gestanden, war er mit Anna geschritten! Unruhe und Ungeduld ergriffen ihn und zogen ihn zu den beiden hinunter, die ihn zu Tisch erwarteten.

Bald stieg er hinab.

Man setzte sich zur Mahlzeit.

Anna bediente die Männer. Geräuschlos glitt sie ab und zu.

Als sie dann selbst sich niederließ, fragte sie: „So ist es wahr, Sie wollen morgen wirklich weiter reiten, Herr Hauptmann?"

Sie hatte ihre Stimme vollständig in ihrer Gewalt, aber dennoch schien es Am Stad, als habe sie die Frage lange und drängend auf der Zunge getragen. Und ein Gefühl der Freude benahm ihm den Atem.

„Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen," meinte Veit.

Aber der Hauptmann entgegnete: „Ich muß bestimmt weiter. Ich bin schon viel länger geblieben, als ich beabsichtigte."

Sie verfolgten das Thema nicht. Irgendeines begann von etwas anderem zu sprechen. Dabei hielten sie Mahlzeit. Zuweilen war ein Wort Am Stads an Anna gerichtet, und manchmal sprach sie zu ihm, gleichgültige oder selbstverständliche Dinge, aber ihre Stimmen klangen ein wenig verhalten und tief.

Als der Tisch abgeräumt war, setzte sich das Mädchen ans Spinett. Peter Am Stad betrachtete stehend ihre Hände und Arme, während sie eines alten Meisters

Digitized by Google

Weise spielte. Jörg Veit, der Schultheiß, saß in einem Armstuhl und rauchte die Pfeife. Nach einer Weile verschwand er. Vielleicht vertrieb ihn Langeweile, vielleicht war ihm noch irgendeine Arbeit eingefallen. Vielleicht ging seine Eitelkeit so weit, daß er es nicht einmal ertrug, wenn die Tochter sich neben ihm irgendwie hervortat. Jedenfalls fand er es unnötig, seinen Weggang zu erklären.

Der Hauptmann war erstaunt, als er nicht zurückkam. Anna aber brach bald ihr Spiel ab.

Die Nacht vor dem Fenster war heller geworden.

„Sie spielen wohl viel?" sagte Am Stad zu Anna.

„O nein," erwiderte sie. „Der Vater liebt es nicht."

Sie erhob sich. Ihr Blick fiel hinaus in die Nacht. Dann streifte sie den Vorhang zurück, damit der Hauptmann besser sehe. „Ist das nicht schön?" fragte sie.

Der Mond strahlte über einem fernen Kiefernwalde wie ein Riesendiamant auf schwarzsamtnem Grund.

Lange schauten sie stumm hinüber.

„Ihr Vater scheint uns vergessen zu haben," sagte dann der Hauptmann.

Sie wollte hinausgehen, um nach Veit zu sehen. Aber er hielt sie zurück.

„Lassen Sie uns noch einen Gang in den Garten tun," schlug er vor.

Sie sah zu ihm auf. Ihre Blicke begegneten einander. Dann neigte Anna den Nacken und schritt ihm voran hinab.

Der Mond machte die Nacht zum Tage. Sein Licht war wie goldenes Wasser. Anna Veits Hals und

Digitized by Google

Wangen und Arme badeten darin und wurden davon so weiß, daß ihr helles Kleid dunkel dagegen erschien.

Sie schritten durch die Wirrnis des Gartens über die wustbewachsenen Wege. Manchmal leuchtete aus Laub oder Dornen eine Rose auf, weiß oder gelb oder dunkel. Anna war dem Hauptmann immer zwei Schritte voran, als habe sie Angst vor einem Gespräche. Sie wußte seit zwei Tagen nicht, wie ihr zumute war. Es rührte sie aus des ernsten Gastes Art etwas an, was ihr wohltat, wie nichts mehr seit der Mutter Tod ihr wohlgetan hatte.

„Eine wunderbare Nacht," ertönte seine Stimme hinter ihr. „Überhaupt — es war hier bei Ihnen sehr schön."

Da sie horchend unwillkürlich den Schritt verhielt, gelangte er an ihre Seite. Nun befiel sie eine noch tiefere Unruhe. In einer instinktiven Furcht vor etwas Unbestimmtem, was er sagen möchte, riß sie das Gespräch an sich. „Man wird sich daheim auf Sie freuen. Erzählen Sie mir etwas von den Ihrigen, von Ihrer Frau."

Sie wußte nicht, wie ihr das herausfuhr. Eine Art verzweifelter Entschlossenheit hatte ihr die Worte auf die Zunge gedrängt.

„Es gibt nichts zu erzählen," gab er rauh zurück.

Sie senkte den Kopf und schwieg und ging weiter.

Jetzt näherten sie sich der kleinen Tür, die zu den Grabstätten führte. Da der Hauptmann im Schreiten nicht innehielt, tat Anna das Tor auf, und sie traten unter die Birken.

Am Stab lehnte sich wie gestern an einen der Stämme.

Sie sah, daß eine Falte zwischen seinen Brauen stand.

Digitized by Google

„Sie werden meine Worte von vorhin für sehr unhöflich halten," erklärte er. „Aber ich rede von diesen Dingen nicht gern."

„Verzeihen Sie," stammelte sie.

„Ich habe nichts zu verzeihen."

Er sah sich um. Das Mondlicht sickerte durch die Baumkronen. Wie in Tropfen fiel es auf die Grabsteine. Und es war still. Die Toten selbst konnten nicht stiller sein.

„Ich weiß nicht — diese beiden Tage," — begann er wieder — „es war wie eine andere Zeit."

Anna Veit stand neben der Bank. Sie legte eine Hand auf die Lehne. Auch für mich, dachte sie, auch für mich. Der Atem stockte ihr. In tiefer Verwirrung fühlte sie, daß sie nicht verweilen sollte, und hatte doch ein unbeschreibliches Verlangen, ihm zu sagen: Geh nicht fort! Siehst du nicht, wie verloren und verlassen ich hier bin?

Plötzlich stand er neben ihr. Er legte seine Hand auf die ihre. Jetzt fuhr er ihr mit leisen Fingern über das hellbraune Haar.

„Ich weiß, daß Sie kein leichtes Leben haben," sagte er ganz still.

Sie wagte nicht aufzusehen. Aber er sah, daß Tränen an ihren Wimpern hingen.

„Nicht weinen," bat er und legte den Arm um sie.

„O mein Gott!" klagte sie.

Sie klammerte sich an ihn.

Sie küßten sich.

Die weißen Mondtropfen fielen auf ihre beiden

Digitized by Google

Häupter. Sie wußten es nicht. Sie wußten nicht, was sie taten, noch wo sie waren. Zu ihren Füßen schliefen die Toten. Sie aber bebten vor Leben und Liebe.

„Gehst du wirklich? Kannst du gehen?" flüsterte Anna.

„Ich muß doch," erwiderte er.

„Nimm mich mit!" schrie sie auf und umfaßte ihn noch fester. Sie wiederholte die Bitte schluchzend immer wieder und glaubte doch selbst nicht an ihre Erfüllung.

Er gab ihr nicht Antwort. Er preßte sie nur an sich und sah mit gerunzelter Stirn in die Weite.

Als es sehr spät geworden war, führte er sie durch den wüstschönen Garten dem Hause zu.

Der Schultheiß stand im Flur, als sie ankamen. Er sah sie mit einem spöttischen Blicke an. „Man darf selbst keine Ansprüche machen, wenn man anspruchsvolle Gäste hat," sagte er hämisch, zur Tochter gewendet. „Seit einer Stunde warte ich umsonst auf meinen Tee."

*

Der Hauptmann verritt am nächsten Morgen. Der Abschied zwischen den Freunden war sehr kühl.

Zwei Hände aber drückten sich hart und wollten sich nicht lassen.

Es ist lange her.

Ob er wiedergekommen? Man weiß es nicht. Das Mädchen war krank vor Sehnsucht. Der Hauptmann hatte einen starken Sinn und einen Willen, der Ketten brach. Aber, ob er wiederkam — man weiß es nicht. — Es ist lange her.

Digitized by Google

Anna Kaulen

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Die Torgasse in meiner vielliebenden Stadt St. Felix ist so recht ein Bild dafür, wie die Wellen der neuen Zeit gegen die alte anschlagen und sie allmählich überfluten; denn auf der einen Seite des abgetretenen Straßenpflasters stehen nun schon in Reih' und Glied hohe, palastähnliche Bauten, wie die Gegenwart sie liebt, während am jenseitigen Fußsteig alte, gemütliche Riegelhäuser sich eines ans andere lehnen, als hätten sie sich an der Hand gefaßt und beschlossen: Laßt uns nur zusammenhalten, dann kriegt man uns nicht unter.

Welch ein Unterschied in diesen beiden Häuserreihen! Die Paläste da drüben drehen dem Gäßlein den Rücken, halten ihre stolzen Gesichter nach der vornehmeren Rämistraße hinaus und gebärden sich recht wie hochmütige Vettern, die die armen Verwandten nicht kennen wollen. Die alten Gebäude aber, obwohl sie nicht über die hohen Nachbarn hinauszuschauen vermögen, haben in ihrem Äußern etwas von stillem Spott, als stießen sie einander an: Seht, die Prahlhanse!

So regelmäßig und stattlichsteif die Neubauten dastehen, so eigenwillig sind die alten Häuser. Eines reckt sich auf, das andere duckt sich, eines streckt fast unterm grauen Dach ein Erkerlein in die Luft hinaus, und ein anderes zeigt in seiner steilen Wand hoch oben lange Fensterreihen wie die Bauernhütten, die recht viel Sonne in die Stuben fangen wollen.

Digitized by Google

Ein Gebäude unter ihnen hat eine besondere Störrischheit. Es steht sozusagen in der Luft oder läßt, wie ein großgewachsener Vater seine Buben zwischen den Beinen durchschlüpfen macht, unter sich die altmodischen Menschen durchgehen, die noch durch dieses Quartier ihren Weg nehmen. Neben diesem eigenwilligen Hause drängt sich im Rechteck ein kleines, graues Gemäuer frech oder unbeholfen in den Fußsteig hinaus, so daß er zu einem schmalen Riemlein wird. Auf dem Eckplatz, den das kleine Haus mit dem größeren bildet, haben wir als Knaben gespielt.

Früher!

Damals klopfte und lötete in dem kleinen Werkstatthaus der jahrrüstige Spenglermeister Christian Lobesam Stünzi, und wenn wir Buben nicht auf Spiele oder Streiche aus waren, so lehnte wohl der eine oder andere in der rußigen Tür und schaute dem fleißigen Handwerker zu, wie er kunstvoll die Bleche hämmerte, den Kolben handhabte, und wie aus der Lötlampe zischend die Feuerzunge hervorschoß.

Der Meister Christian Lobesam Stünzi war ein Mann in den Vierzigern, mittelgroß, mit einem schönen braunen Bart und ebensolchem vollen Haupthaar. Was mir aber besonders an ihm auffiel, das waren eine fast mädchenhaft feine und rosige Hautfarbe und braune, gütige Augen. Er war in der Tat auch ein wohlwollender Mann. Ich hörte ihn nie schelten oder etwa im Zorn zwischen uns Schreier fahren, wenn wir zu sehr lärmten. Vielmehr trage ich in Erinnerung, wie er sich eines armen Knaben aus unserer

Digitized by Google

Gasse annahm, der schon lange mutterlos gewesen und nun auch noch den Vater verlor. Er nahm ihn Sonntags mit auf Fußwanderungen oder auf den See, auf dem er gern ruderte, und lehrte ihn die Natur lieben und zeichnen; denn er war selbst ein Freund aller Schönheit und ein halber Künstler. Karl, der Waisenknabe, lief ihm bald nach wie ein Hündlein.

Was jenen Knaben indessen an dem Meister so angezogen haben mochte, das ergründete ich erst viel später, wie mir auch erst lange nachher die Schicksale der Menschen nahe traten, die damals schon in Stünzis Leben standen, und die ich dann und wann meinen wie seinen Weg kreuzen sah.

Da war seine lange, hagere und blasse Frau, Berta mit Namen, deren Gesicht ich einmal so schreckhaft bleich und hager durch die Scheiben ihres Wohnzimmers in die Straße schauen sah, daß es mich noch jetzt kalt überläuft, wenn ich daran denke.

Da war auch Anna Iwanowna Kaulen.

Wir Buben sahen sie mit neugierigen, dann mit gleichgültigen und endlich mit ärgerlichen Augen an. Sie war so ganz anders als alles, was wir je gewohnt gewesen. Sie trug ihr schwarzes Haar nach Art der Männer des Cinquecento kurz geschnitten. Ihr Gesicht war bleich und hatte scharfe Züge. Sie zuckten oft in nervöser Unruhe, und die dunklen Augen, die weder groß noch schön waren, hatten einen kühl überlegenen Ausdruck. Aber das alles gewahrte ich auch erst später. Zu Anfang wußte ich mit den Kameraden genau nur, daß Anna Kaulen eine Stu-

Digitized by Google

dentin, eine Russin, Polin oder dergleichen war und mit ihren Büchern pünktlich im Stünzischen Hause aus und ein ging. Wir zogen anfangs die Kappe vor ihr; denn man hatte uns Bürgerssöhne Höflichkeit gelehrt. Da sie aber ihr feines Näschen so hoch in die Luft hob, als seien wir nicht viel mehr als die Pflastersteine, auf die sie den kleinen Fuß setzte, und unseren Gruß niemals erwiderte, so verging uns bald die Höflichkeit wieder. Ja, wir entblödeten uns nicht, der dornigen Mamsell manchmal ein rechtes Gassenbubenwort nachzurufen.

Endlich gehörte zu Christian Lobesams Umgebung noch seine kleine Tochter Doret oder Dorothea, die jetzt, da ich erzähle, meine liebe Hausfrau ist und über die, wie über mich, seither dreißig Jahre hingegangen sind. Damals war Doret etwa zwölf Jahre alt und ich, von dem in dieser Geschichte herzlich wenig zu sagen ist, fünfzehn. Doret hing das schwarzbraune Haar lang und kraus über den Rücken, so köstlich schönes Haar, daß es einem recht in den Fingern zuckte, einmal und bald wieder hineinzufahren. Auch sie hatte ein weißes Gesicht wie ihre Hausgenossin, die Anna, aber die Züge der Doret waren von heimischer und heimeliger Art, und die Augen standen darin pflaumenblau und voll eines lieben, warmen Lichtes. Ich darf wohl sagen, daß die kleine Doret ihres Vaters Sonnenschein gewesen ist, wie sie der meinige geworden, aber damit will ich zum letztenmal von mir gesprochen haben und das zu berichten beginnen, was ich aus meiner Hausfrau Erzählung weiß.

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Christian Lobesam Stünzis Frau war krank. Ein Lungenleiden zehrte an ihrer Lebenskraft, als Stünzis Ehe in ihr zwölftes Jahr kam. Die Gatten hatten bis dahin schlecht und recht miteinander gelebt, nicht eben wie ein Turteltaubenpaar, aber auch nicht wie zwei Streithähne. Es ging ihnen aber wie vielen, die nach einer kurzen Bekanntschaft im Taumel der Verliebtheit einander geheiratet, ihre Ehe trat in eine Art Krisis, ein Fieber von Zweifeln und Mißhelligkeiten, das ebensowohl zur Erstarkung wie zum Bruch führen konnte. Die beiden Gatten hatten einander gründlich kennen gelernt, waren sich wie jede Alltäglichkeit leid geworden, und es fragte sich nur, ob eines für das andere die Achtung zu fassen vermöge, die an Stelle der verloderten Liebe ihnen den Ehefrieden zu erhalten vermochte. Einstweilen machte Frau Berta dem Manne das Finden dieser Achtung schwer. An ihr, die durch ihr beginnendes Leiden reizbar gemacht worden, trat ein Zug von Unduldsamkeit und Selbstsucht stärker hervor. Sie konnte nicht begreifen, daß ihr Mann sich mehr wieder dem eine Zeitlang unterbrochen gewesenen Verkehr mit Kameraden zuwandte, einen Wochenabend auf der Kegelbahn zubrachte und an Feiertagen gerne allein im Freien seinen Zeichenübungen oblag. Häufig bekam Christian ein mürrisches Gesicht zu sehen, wenn er nicht bissige Schelte einheimste. Da er selbst wenig Anlage zum Zanken hatte, dagegen im Herzen augenblicklich auch nicht die nötige Freude zu einem versöhnlichen Worte aufbrachte, so wich er der zornigen Ehegenossin nach Möglichkeit aus

Digitized by Google

oder setzte ihr ein Schweigen entgegen, das zu lange dauerte und zu geduldig war, als daß es nicht erst recht den Grimm Frau Bertas geweckt hätte. Kurz, es hing in den ziemlich niederen Stuben der Stünzischen Wohnung bald ein ewiges Gewitter an der Diele, und die kleine Doret, das einzige Töchterlein, befand sich nicht eben wohl dabei.

Die Wohnung war sonst ganz dazu angetan, ein behagliches Hausen zu gestatten. Sie zog sich über die Gasse hin, die unter dem Hause durchschlüpfte. Nach Norden lagen die Küche, eine kleine Magdkammer und das Schlafzimmer des Ehepaares. Nach der Terrasse hinaus schlossen sich an das freundliche, mit hellgrauem Täfelwerk und weißen Vorhängen geschmückte Wohnzimmer eine kleine Arbeitsstube Frau Bertas und das Mädchenstübchen Dorets. Diese Räume waren durch eine Gemachtür unmittelbar über der Treppe abgeschlossen. Außerhalb aber lag noch eine weitere Stube, die Christian Lobesam mit hinterlassenen Möbeln seiner Mutter eingerichtet hatte, und die zu Anfang der Ehe als ein Überfluß lange unbewohnt gestanden. Eines Tages nun, da Frau Berta das Tagblatt der Stadt las, fand sie das Gesuch einer Dame nach einem Zimmer, das um seines ungewöhnlichen Wortlauts willen ihre Aufmerksamkeit und ihr Wohlgefallen erregte. In diesem Gesuch nämlich war eine bequem eingerichtete Stube im Innern der Stadt, nicht geräuschvoll, ruhiger Arbeit zuträglich und in einem Haus gewünscht, in dem ein ehrbares Mädchen aus und ein gehen könne, ohne belästigt, aber auch ohne

Digitized by Google

beaufsichtigt zu werden. Ein Ton großer Selbständigkeit lag in den Sätzen, und Frau Berta schien es, als offenbare sich darin zugleich ein lobenswerter Arbeitswille und ein ernster Sinn, die in ihr Neugier weckten, die Gesuchstellerin kennen zu lernen. Es gibt ja im Leben solche plötzlich aufspringenden, zwingenden Empfindungen und Entschließungen, die für uns zum Ausgangspunkt entscheidender Schicksale werden.

Als Christian Stünzi an diesem Tage um die Mittagszeit aus seiner Werkstatt in die Wohnung heraufkam, legte seine Frau ihm die Zeitungsanzeige vor und machte ihm den Vorschlag, der Fremden das ohnehin nutzlos leerstehende Gemach außerhalb ihrer eigenen Räume anzubieten. Doret, die mit am Tische saß, klatschte in die Hände, warf das Kraushaar in den Rücken und stimmte nach Kinderart mit urteilsloser Voreiligkeit in den Vorschlag der Mutter ein, indem ihr unwillkürlich schien, ein neuer Mensch könne der Eintönigkeit ihres Lebens nur zuträglich sein.

Christian Lobesam las die Anzeige und las sie wieder. Er mochte seine Zweifel haben, und schon verschärften sich die Züge Frau Bertas in einem Ausdruck ungeduldigen Schmollens, als er wohlwollend bemerkte, eine Mieterin bringe ihr und der jungen, vom Lande bezogenen Magd nur ungewohnte Mühe, man müsse sich da an jemand gewöhnen, von dem man nicht wissen könne, wie er einem auf die Dauer behage. Als er jedoch den Verdruß in den Zügen seiner Frau erkannte, lenkte er ein und meinte, es möge immerhin sich lohnen, die Fremde sich einmal

Digitized by Google

anzusehen. Frau Berta schrieb also die Eingabe auf das Zeitungsgesuch, schrieb sie aber schon nicht mehr mit der ersten Freude, sondern in einer lahmen Mißstimmung, sich einredend, Christian, ihr Gatte, habe ihr eben wieder einmal eine Freude verderben wollen.

2.

Zwei Tage vergingen.

Frau Berta nahm schon an, die Wohnungssuchende habe anderswo Unterkunft gefunden und zänkelte nach Art unzufriedener Menschen, man habe eben nicht rasch genug zugegriffen. Da bimmelte eines Vormittags die Gemachglocke, die etwas von der Aufgeregtheit ihrer Herrin an sich hatte. Frau Berta war beschäftigt, mit Hilfe der jungen Magd die Stuben in Ordnung zu bringen. Sie trug zum Schutz gegen Staub ein weißes Tuch um ihr dünnes Haar geschlungen und hatte die weite Hausschürze vorgebunden. In diesem Aufzug antwortete sie selbst auf den Ruf der Schelle, eher einen Lieferanten als Besuch erwartend, und errötete heftig, als sie draußen ein Frauenzimmer fand, dessen fremdländisches Äußere sie sogleich vermuten ließ, daß sie die Wohnungssucherin vor sich hätte.

Die beiden Frauen maßen einander mit prüfenden Blicken und führten anfänglich eine etwas verwirrte Rede und Gegenrede, da jede von der Erscheinung der anderen befremdet war. Immerhin hieß Frau

Digitized by Google

Stünzi den Besuch, der sogleich den Grund seines Kommens angab, durch den Flur in die Wohnstube treten und bot ihr dort einen Stuhl, während sie selbst, um ihrer Fegekleidung willen sich entschuldigend, stehen blieb.

Die Morgensonne schaute in die kleinen blanken Fensterscheiben. Die Vorhänge leuchteten in dem heiteren Morgenlichte von Sauberkeit und warfen ihrerseits einen freundlichen Schein in die ganze Stube. Frau Berta selbst stand davon umflossen da, und ihre Hausfrauenehrbarkeit und Tüchtigkeit waren von ihrer Erscheinung ebenso deutlich abzulesen wie ihre Kränklichkeit, die die eingefallenen Wangen, der fieberige Glanz der Augen und die Blässe der Lippen dartaten und ein häufiges Hüsteln und Räuspern noch weiter bestätigte.

Frau Berta stellte fest, daß die Besucherin sich gut anzuziehen wisse. Ihr Kleid war von neuestem Schnitt und schmiegte sich eng der schlanken, zierlichen Gestalt an. Immerhin schien es der Hausfrau gut, in Erfahrung zu bringen, wer die Gastin eigentlich sei und zugleich ihr einige Grundsätze zu nennen, auf welche sie das ihr neue Unternehmen einer Zimmervermietung aufzubauen gedächte. Mit ihren graugrünen kühlen Augen sah Anna Iwanowna in die ihren, während sie ihre Fragen beantwortete und erzählte, daß sie eine Russin sei, zu ihrer in weiter Ferne weilenden Familie nur noch sehr lose Beziehungen unterhalte, in der Stadt studieren und sich voraussichtlich geraume Zeit hier aufhalten wolle. Bezüglich ihrer Vermögensverhältnisse möge sich Frau Berta bei der Bank er-

Digitized by Google

kundigen, die ihr, Anna, ihre Monatsgelder auszuhändigen pflege.

Ohne viel oder rasch zu sprechen, nahm die Fremde der Einheimischen manche Frage fast von den Lippen, als lese sie mit ihrem merkwürdig durchdringenden und doch unendlich gleichgültigen Blick deren geheimste Gedanken. Frau Bertas Versicherung, sie hätte es nicht nötig, Mieter in ihre Wohnung zu nehmen, kam als etwas recht Lahmes heraus, und es überfiel sie eine Unsicherheit gegenüber dem kühl überlegenen Frauenzimmer, so daß sie nachher nicht, wie sie wohl gedacht hatte, als eine Gewährende, sondern als eine wider Willen Abhängige sich anschickte, Anna Iwanowna die Stube, die sie zu vergeben hatte, zu zeigen.

Wie im Wohnzimmer, fiel indessen auch in der Eckstube Anna Kaulen die Helle und Sauberkeit auf. Möbel von hellbraunem Nußbaumholz, eine bauchige Kommode, ein Ruhebett, ein zierlicher Tisch, ein stämmiger Schrank und ein breites Bett bildeten die behagliche Einrichtung. Auch hier hingen dünne Vorhänge an den Scheiben und fingen die Sonne auf, daß es warm aus all ihren Fältchen drang. Die Fenster empfingen trotz der höheren Nachbargebäude noch Himmelsbläue genug, daß sie den Stubeninsassen freies, weites Land vorzutäuschen vermochten.

Anna Iwanowna sah sich um. „Wer wohnt hier neben mir?“ fragte sie.

„Das Kind, Doret, unser Einziges.“

Die Studentin öffnete die Tür, die zur Treppe führte. „Es ist alles, wie ich es suche.“

Digitized by Google

Dann fragte sie nach dem Preise.

Jetzt erst fiel Frau Berta ein, daß sie hierüber mit ihrem Manne noch kein Abkommen getroffen. Als sie ihn daher in diesem Augenblick vor dem Hause unten mit seinen Blechen hantieren hörte, rief sie ihn herauf.

Er hatte sich Gesicht und Hände gewaschen, und seine Arbeitsschürze trug keine übermäßigen Spuren seines Berufes, als er eintrat. Freundlich nahm er die Mütze ab und grüßte das junge Mädchen. Die Sonne quoll hell über seine ganze Gestalt, als habe sie ihre Freude an dem schönen braunen Manne.

Frau Berta stellte ihm die Fremde vor und sagte, daß diese noch heute in das Zimmer einzuziehen wünsche, sofern der Preis ihr zusage, den er nun nennen möge.

Mit einem Erröten, das ihm wohl anstand, da es mit sicherer Ruhe gepaart war, nannte er eine bescheidene Summe.

Anna Kaulen machte keine Umstände. Sie stimmte dem verlangten Preise bei und stellte in Aussicht, daß sie am Nachmittag ihre Sachen schicken werde. Damit nickte sie ihren neuen Hauswirten kurz zu und verließ rasch die Stube, als ob sie jenen bedeuten wollte, daß sie im übrigen keinerlei Verkehr mit ihnen zu pflegen wünsche.

Den dicken Grenzstrich, den sie derweise gezogen, ließ sie nach ihrem am Nachmittag erfolgten Einzug wochenlang bestehen. Der Meister sah sie wohl von seiner Werkstatt aus kommen und gehen, sie aber tat, als wäre er Luft, und gab ihm keine Gelegenheit, sie zu grüßen. Den Blick am Boden, die Bücher unterm Arm, um nichts am Wege sich kümmernd, schritt sie dahin.

Digitized by Google

Als sie vierzehn Tage im Hause war, äußerte sich Frau Berta zu ihrem Manne: „Man merkt nicht viel, daß wir eine Mieterin haben. Ihre Tür ist so sorgfältig verschlossen, als könnte ihr etwas gestohlen werden. Und mir scheint, sie macht sich selbst eine Ehre daraus, uns nicht unter die Augen zu kommen." Dann begehrte sie weiter auf, die Russin sei, wie sie deutlich bemerkt, schon zweimal in ihr Zimmer zurückgetreten, wenn sie Gefahr gelaufen wäre, ihr, der Hausfrau, auf der Treppe zu begegnen. Ihre Unfreundlichkeit übersteige alle Grenzen.

Christian Stünzi hörte das mit an, ohne sich weiter dazu auszulassen. Der aufbegehrerische Ton ärgerte ihn ein wenig, wie die zänkische Art seiner Frau ihm überhaupt leid war, sonst aber ließ ihn die Sache mit der Mieterin kalt.

Die erste, welche die vorgefaßte üble Meinung Frau Bertas von Anna Iwanowna anfocht, war Doret. Sie, die gleich von Anfang an eine lebhafte Anteilnahme an der Fremden gezeigt hatte, suchte und fand Gelegenheit, sich an das Fräulein heranzumachen. Sie begegnete ihr eines Tages auf dem Nachhauseweg von der Schule, begann zutraulich ein Gespräch mit ihr und endete dieses erst vor der Mieterin Zimmertür. Sie rühmte nachher der Russin stilles, freundliches Wesen und erzählte, jene habe sich nach der Schule und ihren Fortschritten erkundigt und sie ermuntert, recht fleißig zu sein, da es in späteren Jahren nicht leicht sei, Wissenslücken auszufüllen. Auch habe sie ihr langes, offenes, dunkles Haar durch ihre Finger gleiten lassen und sie dabei mit einem Lächeln an-

Digitized by Google

gesehen, das ihr ganzes Gesicht verändert habe. Mit der leicht entflammten Begeisterung eines Kindes umstrich Doret von da an Anna Kaulens Stube, suchte den Verkehr mit ihr aufrechtzuerhalten und, unbewußt, ihn zu einer Freundschaft auszubauen. Freilich merkte auch sie, so jung sie war, daß Anna die Einsamkeit suchte; und selbst als sie so viel erreicht hatte, daß sie manchmal ein Stück mit der Hausgenossin gehen oder wagen durfte, dann und wann zaghaft an ihre Tür zu klopfen, mußte sie der Mutter gegenüber zugeben, daß jene mit keinem Worte je sich nach ihren Eltern erkundigte. Es geschah ihr auch selbst, daß bei einem Besuche Anna ihr bedeutete, sie möge ein andermal kommen, da sie beschäftigt sei, und es wehte sie dann wie ein kalter Luftzug aus dem Wesen der anderen an. Aber immer wieder zog es sie doch zu der seltsamen Fremden.

Eines Abends, da weiße Wolken im blauen Himmel segelten und das Abendlicht freundlich in Anna Iwanownas hoher Stube lag, fand Doret diese müßig an ihrem Fenster sitzen, den Blick an die gleitenden Himmelssegel gehängt. Sie schien in einer weicheren Stimmung als sonst zu sein. Ein Lächeln erschien auf ihrem Gesicht und mit einem Zunicken forderte sie das Kind auf, näherzutreten.

Nachdem sie ihr gegenüber Platz genommen, gewahrte Doret, daß eine Feuchtigkeit in Annas Augenwinkeln stand, und raschen Gefühls, wie sie war, legte sie, wie aus einem Bedürfnis zu trösten, die Hände um die im Schoß ruhende Rechte der anderen.

„Was ist Ihnen?" fragte sie.

Digitized by Google

Die Tränenspur in Annas Gesicht war aber plötzlich wie weggewischt. Es erschien ein fast harter Zug an ihrem Munde, der sich, als sie Doret erschrecken sah, ebenso rasch wieder änderte.

„Das verstehst du nicht, Kind," sagte sie. „Zuweilen tut die Stille weh, die man so eifrig sucht."

Das hatte sie wie zu sich selber gesprochen und fügte noch im gleichen Atemzuge hinzu, als wollte sie ihre eigenen Worte auslöschen: „Schau, wie die Sonne an der Wand dort spielt. Goldtupfen hier, Goldtupfen dort! Sie ist ein großer Maler, die Sonne."

In diesem Augenblick fiel ein Lichtstrahl auf ein kleines Aquarell an der Wand, das die Insel Lützelau oben im See von St. Felix in Abendbeleuchtung zeigte. „Ich mag das Bildchen dort gern," fuhr Anna Kaulen fort, ihre Gedanken abermals auf etwas anderes werfend, „es zeigt einen Abend wie diesen, einen von denen, die hier am See so schön sind. Und wenn es auch kein Kunstwerk ist — —"

„Der Vater hat es gemalt," unterbrach hier Doret.

„Dein Vater — so?" erwiderte Anna gedehnt und verbarg ihr Erstaunen nicht. Sie wußte kaum mehr, wie der Spenglermeister Stünzi aussah, allein es schien ihr doch merkwürdig, daß ein Handwerker, der die Woche lang in rußiger Werkstatt saß, künstlerische Neigungen hatte.

„Der Vater malt viel," erzählte die kleine Doret eifrig. „Er liebt die Natur und geht oft hinaus." Ihre Augen leuchteten und ihre Wangen röteten sich. Man sah ihr an, wie stolz sie auf den Vater war.

Digitized by Google

Anna Iwanowna wendete das Gespräch sogleich auf anderes, als scheute sie sich, irgendwelche Anteilnahme zu verraten.

Aber diese Anteilnahme war ihr selber zum Trotz geweckt. Und als sie Wochen nachher Christian Stünzi wieder begegnete, hatte dieser es seinem Kinde zu verdanken, daß seine Mieterin ihn nicht wie sonst übersah.

Diese Begegnung geschah merkwürdigerweise auf dem See und ebenso merkwürdigerweise ungefähr an der Stelle, von der aus jenes kleine Inselbild entstanden war, das an Anna Kaulens Wand hing.

Christian Stünzi war schon seit dem Vormittag unterwegs. Er hatte auf der Ufenau ein Boot gemietet, war nach Rapperswil hinübergerudert und befand sich beim Abendeinfallen auf dem Rückweg. Er ließ sich Zeit. Der Abend war so klar, daß er seine Schönheit gerne voll auskostete. Das Wasser war völlig unbewegt und tiefblau. Weich und hell stach das grüne Ufer von ihm ab. Der Ruderer konnte bis auf den Grund der klaren Flut sehen, wo die grauen Steine lagen und Algenzweige rieselten. Er hatte den Rock abgelegt. Vor ihm im Bootkiel lag das Malzeug. Langsam trieb er das Boot. Von der kleinen Insel drüben schimmerten Birkenstämme aus dem Dickicht ihm entgegen und ihr graugrünes Haar hing schwer gegen das Wasser hinab, kein Luftzug rührte die feinen, empfindsamen Strähnen.

Da glitt ein zweiter Kahn um eine Uferbiegung der Insel. Anna Kaulen saß darin. Sie drehte Stünzi

Digitized by Google

den Rücken, aber er erkannte sie sogleich an ihrem dunklen Knabenhaar und ihrem schlanken, biegsamen Körper. Sie trug ein weißes Kleid, im Rudern spannten sich seine Ärmel, ein edles Ebenmaß lag in den Bewegungen ihrer Gestalt.

Die beiden Kähne näherten sich einander geräuschlos und wären aneinander vorbeigestrichen, wenn nicht Christian seine Ruder verhalten und damit zugleich, vielleicht ohne Absicht, den Schlag der anderen gehemmt hätte.

Anna sah sich um. Eine leise Ungehaltenheit überflog ihre Züge. Schon zog sie die Achseln hoch und wappnete sich mit ihrer gewohnten Kühle, da fielen ihr Dorets Worte ein.

„Guten Tag, Fräulein," tönte Stünzis freundlicher Gruß. „Also hier begegnen wir einander, wenn sich unsere Wege zu Hause nie kreuzen?"

Anna lächelte. „Guten Tag, Herr Hauswirt," entgegnete sie mit ungewohnter Lebhaftigkeit. Nur ihre Augen schienen Christian merkwürdig kühl und traurig. „Vielleicht ist der Zufall nicht so groß," fuhr sie fort.

Er wußte nicht, was sie meinte.

Sie erklärte: „Ihre kleine Tochter hat mir erzählt, daß Sie häufig auf dem See und hier oben sind. Mich aber hat das Bild in meinem Zimmer verlockt, den Weg auch einmal zu machen."

Die Boote lagen jetzt nebeneinander. Christian hielt dasjenige Annas fest.

„Nicht, daß ich dachte, Sie gerade heute hier zu treffen," vollendete sie.

Digitized by Google

Sonderbares Menschenkind, dachte Christian, warum schiebt sie dich weg, als ob du ihr zu nahe kommen wolltest?

Schon löste er den Griff an ihrem Kahn. Da sprach sie: „Man muß Ihre kleine Tochter lieb haben, Herr Stünzi."

„Sie tut uns beiden wohl, meiner Frau wie mir," erwiderte er. Es tönte, als bedürften er und seine Frau eines solchen Wohltuns.

„Doret hat mir auch zuerst erzählt, daß Sie zeichnen und malen," fuhr Anna weiter.

Er errötete. „Ein sonderbares Unterfangen an einem Handwerker wie ich, nicht wahr?" sagte er mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Warum?" entgegnete sie. „Handwerk schließt die Kunst nicht aus."

Er lächelte. „Kunst? — Sie spotten meiner. Ich weiß wohl, wo die Grenze zwischen des Laien Freude am Schönen und des Künstlers Können ist. Ich male und zeichne nicht, damit man es weiß, daß ich es tue. Ich belästige niemand mit meinen Erzeugnissen. Ich nehme mir damit nur selbst meine Feierzeit neben den Werkelstunden."

Seine wohlgesetzten Worte sowie sein ruhiges Selbstbewußtsein erstaunten Anna Iwanowna.

Er aber änderte das Gespräch und fragte sie, ob sie sich in seinem Hause wohl fühle.

„Es ist gerade so, wie ich es wünschte," gab sie kurz und ohne Lob zurück.

Diese Rede schien ihm wieder merkwürdig, und er

Digitized by Google

war schon um eine Fortsetzung der Unterhaltung verlegen, da fügte sie selbst erklärend hinzu: „Ich brauche weder Menschen noch Vergnügungen. Mir genügt meine Arbeit."

„Ich sollte denken, daß junge Leute wie Sie, sich einsam fühlen müssen derweise," fuhr er fort.

Sie schwieg.

Er fragte weiter: „Haben Sie nicht manchmal Heimweh nach den fernen Ihrigen?"

„Nein," gab sie mit einer scharfen, knappen Absage Bescheid. Und abermals einlenkend, setzte sie hinzu: „Mich knüpfen nur lose Fäden an zu Hause."

Noch immer war die tiefe, goldleuchtende Ruhe auf dem See. Kein anderes Boot tauchte auf. Kein Mensch zeigte sich auf der kleinen Insel. Nur das Birkenhaar schimmerte und schauerte jetzt leise in einem sanften Luftzug. Vielleicht hatte die Schönheit des Abends Einfluß auf Anna Kaulen. Ein schmerzvoller Zug erschien an ihrem Mund. „Wozu Menschen suchen," sagte sie. „Man hat am eigenen Schicksal genug."

Sie schaute über den See hin. Vielleicht hatte sie vergessen, daß jemand neben ihr saß.

„Wie kann man so bitter sein!" schalt Christian Stünzi.

Da ging auf einmal ein heißer Schein, wie ein Erschrecken, über ihre Züge, als sei sie in der Unterhaltung zu weit gegangen. Sie faßte mit einer ruckweisen Bewegung nach ihren Rudern.

„Ich will noch ein Stück seeauf fahren," sagte sie.

Schon setzte sie zum Schlage an.

Digitized by Google

Sie nickte ihm fremd und gleichgültig zu, als ob sie nicht eben ganz vertraut miteinander gesprochen. Und schon zog ihr Boot vom seinen fort.

Stünzi legte sich in seine Riemen. Aber bald verlangsamte er den Schlag. Er konnte seine Gedanken nicht von dem seltsamen Mädchen abbringen.

3.

Anna Kaulen erfüllte die Gedanken des Meisters. Hatte früher der Zufall sie ihm zuweilen auf ihrem Hin- und Herwege von seiner Werkstatt aus gezeigt, so wurden ihm jetzt die Stunden geläufig, zu denen sie kam und ging, und er befliß sich, sie nicht unbeobachtet vorbei zu lassen. Seit jener Begegnung auf dem See hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen, aber Stünzis Blicke folgten Anna Iwanowna. Wie schmiegsam ihr Körper war! Wie wohl ihr das kohlschwarze Haar stand! Und die Worte, die sie damals gesprochen, klangen in ihm nach. Sie drängten sich ihm in die Arbeit wie in die Muße.

Frau Berta bemerkte, ohne den Grund zu kennen, seine Zerstreutheit und nannte sie Rücksichtslosigkeit. Es geschah, daß sie zu ihm sprach und er sie nicht hörte oder wie aus einem Traume auffuhr, wenn sie eine Anrede lauter wiederholte.

„Du tust, als ob ich schon gar nicht mehr da wäre," klagte sie. Manchmal sprach sie gern von ihrem

Digitized by Google

baldigen Tode, obwohl sie sich selbst nie so krank glaubte, wie sie war.

Eines Tages war die Stadt grauer als sonst und grauer der Himmel über ihr. Feiner Regen stäubte in den Gassen. Das Pflaster war klatschnaß. Aber wo noch ein grüner Baum zwischen den Häusern stand, sah es aus, als schwelle ihm der Saft des Stammes und wäre über die Blätter eine lachende Jugend gekommen.

Frau Berta stäubte ihre Wohnstube ab. Wann hielt sie einmal nicht Besen oder Staubtuch in der Hand? Sie war verdrießlich und fröstelte. Es hatte am Morgen, wie jetzt oft, zwischen ihr und ihrem Mann eine Szene gegeben, indem sie sich beklagt, daß er am Abend vorher spät aus seiner Kegelgesellschaft heimgekommen, er aber auf ihre Vorwürfe durch beharrliches Schweigen geantwortet hatte. Auch das rasch abkühlende Wetter bedrückte ihr Gemüt.

Als sie einmal das Fenster öffnete, um ihren Staublappen auszuschütteln, tat sie einen Seufzer, der ihre enge Brust mühsam hob und so wenig aus ihr heraus wollte, daß es ihr nachher wie ein steckengebliebenes Apfelstück in der Kehle saß. Nun befiel sie ein heftiger Husten, der, als sie das Taschentuch an ihre Lippen führte, ein paar böse, rote Flecken auf das weiße Linnen warf. Sie sah das Blut mit entsetzten Augen an. Dann überwältigte sie der Schrecken so sehr, daß ihr die Sinne schwanden und sie langsam zu Boden sank.

So fand sie wenige Minuten nachher die aus der Schule zurückkehrende Doret, die ihrerseits, von Furcht

Digitized by Google

gejagt und verwirrt, nicht, wie es nahegelegen hätte, die Magd aus der Küche, sondern Anna Kaulen herbeirief.

Anna Iwanowna brachte mit ebenso großer Umsicht als körperlicher Kraft die erwachende Kranke zu Bett und sandte das Kind in die Werkstatt, um den Vater herbeizurufen.

So trafen sich Christian Stünzi und Anna Kaulen am Lager Frau Bertas.

Stünzi wußte im Augenblick nicht, wie er sich anzustellen hatte. Sie aber, ohne besondere Dienstwilligkeit oder Teilnahme zu zeigen, tat mit gelassener Überlegung und Ruhe, was der Augenblick erforderte, sandte die Magd zum Arzt und flößte der schwachen Frau einen Löffel stärkenden Weins ein.

Es war nur natürlich, daß sie nachher im Laufe des Tages sich bei dem Hausherrn erkundigte, was der Arzt gesagt hätte, und daß sie diese Erkundigung nach Frau Bertas Befinden in der nächsten Zeit zuweilen wiederholte, da ein mehrtägiges Bettlager der Kranken die Folge des bösen Anfalles war. Auf diese Weise schlugen sich kleine Brücken zwischen ihnen, die sie nie gesucht hatten.

Die Mieterin kam inzwischen aber auch in ein freundschaftlicheres Verhältnis zu Doret. Ihre spröde Seele leistete dem Kinde, das nach ihr suchte, keinen Widerstand mehr. Manchmal tat sie selbst sogar einen Schritt dem lieblichen Mädchen entgegen.

Doret ihrerseits hatte kaum bemerkt, daß Anna Kaulen sich nicht mehr so vollständig gegen ihre Eltern

Digitized by Google

abschloß, als sie sich eifrig bemühte, die drei zusammenzubringen. Einmal rief sie den Vater, den sie die Treppe heraufkommen hörte, bevor Anna es wehren konnte, in deren Stube, damit er das Bild eines jungen Offiziers betrachte, das Anna ihr selbst soeben als dasjenige ihres einzigen Bruders gezeigt hatte. Ein andermal wußte sie die Russin zu bewegen, in Stünzis Abwesenheit dessen Bibliothek anzusehen.

Anna Kaulen war nicht wenig verwundert, bei dieser Gelegenheit zu gewahren, daß eine kleine Stube neben Frau Bertas Nähmaschine zwei bis an die Decke reichende Regale enthielt, auf denen nicht nur eine Reihe ernsthafter, sorglich ausgewählter Dichterwerke standen, sondern auch eine Anzahl dem wissenschaftlichen Studium dienender Bücher Platz gefunden hatten. Sie vermochte sich in diesem Augenblick einer erhöhten Teilnahme für die ganze Familie Stünzi nicht zu erwehren, da neben dem Liebreiz und der Zutraulichkeit Dorets nun auch die ungewöhnlichen Liebhabereien des Hausherrn ihre Aufmerksamkeit weckten, während sie für die schwerkranke Frau Berta aufrichtiges Mitleid empfand.

Als sie noch beschäftigt war, in des Kindes Gesellschaft einzelne seiner Bücher zu betrachten, erschien Stünzi in der Stube.

Sie bat um Verzeihung für ihr Eindringen und sprach über einzelne der vorhandenen Werke, ihr Erstaunen nicht verbergend, sie in seinem Besitz zu finden.

Da tat er seine braunen, klugen Augen auf und sagte, daß er seine Bücher sich zu Kameraden und

Digitized by Google

Vertrauten gemacht habe. Sie bemerkte zum erstenmal, eine wie hohe, weiße und vom Nachdenken durchfurchte Stirn er hatte, und glaubte ihm gerne, als er ihr schlicht erzählte, daß er eigentlich hätte studieren mögen, daß aber äußere Lebensumstände und der Widerstand seiner Eltern ihn zur Erlernung eines Handwerks gezwungen.

Die Dinge gelangten zur Entwicklung, Äußerlichkeiten vertieften sich, Verständnisse taten sich auf. Anna Iwanowna wurde nach näherer Bekanntschaft gewahr, daß zwischen den Eheleuten Stünzi nicht alles klappte. Sie wunderte sich nicht darob. Sie sah, wie die empfindsame, durch ihre Krankheit doppelt reizbar gemachte Frau mit ihrem auf alles Praktische gerichteten Sinn und ihren Fegteufelsangewohnheiten unmöglich für das Verständnis haben konnte, was in der Natur ihres Mannes die Hauptsache war: sein unbewußtes Suchen nach einer innerlichen, von seinem Beruf ihm nicht gewährten Bereicherung und Veredelung. Sie begriff auch, daß er den seiner Frau anhaftenden Mangel von Tag zu Tag schwerer empfand. Sie sah ihn gegen den Groll ankämpfen, der sich in ihm regte, und sich öfter zu Gleichmut, schwer aber zu voller Geduld und Versöhnlichkeit durchringen. Der Gleichmut weckte aber nur den Zorn Frau Bertas, und die Ausbrüche ihres Zorns hinwiederum ließen ihn in eine Art Trotz verfallen, den er hinter doppelter Gleichgültigkeit verbarg. Sie sah, daß die beiden Menschen sich zerrieben, wenn nicht ein erlösendes Geschick sie vorher auseinander riß.

Digitized by Google

Anna Iwanowna empfand gerechterweise den Meister als den angenehmeren von den beiden Eheleuten. Sie bemerkte, daß auch Doret viel mehr am Vater als an der Mutter hing. Er war dem Kinde der Freund, zu dem es mit seinen Aufgaben lief, den es um Rat fragte und mit dem es seine Freuden und kleinen Sorgen teilte. Doret erzählte immer wieder Dinge, die ein Licht auf Stünzis Charakter warfen. Daß er heute der Mutter Blumen vom Markte heimgebracht, morgen ihr selber eine Überraschung bereitet. Er, der einen einträglichen Beruf und sich schon ein kleines Vermögen erspart hatte, war ein stiller Freund der Armen. Doret plauderte davon, wie er der kranken Fegefrau geholfen, die immer ins Haus kam, einen alten Dienstmann unterstützte, der keine schwere Arbeit mehr tun konnte; auch wie treu er zu einem einstigen Schulkameraden stehe, wußte sie zu berichten.

Soweit waren die Dinge gediehen, als es Winter wurde und Frau Berta sich zu Bett legen mußte, weil sie zu fiebern begann. Sie war nicht eigentlich neu erkrankt, die kalte Witterung war nur ihrem alten Leiden sehr ungünstig, und der Arzt gestattete ihr viele Wochen lang nicht, aufzustehen. Da bildete sich im Hause ein kleiner Kreis Winterabendgenossen, Doret, Anna Kaulen und Christian Stünzi. Es begann damit, daß Doret Anna zu einem Dominospiel herüber bat. Stünzi setzte sich zu ihnen und spielte mit. Aus dem einen Mal wurde ein andermal und aus dem Mehrmals eine kleine, vergnügte Gewohnheit. Frau Berta schlief um diese Frühnachtstunde. Damit

Digitized by Google

sie sie nicht störten, schlug Christian vor, im kleinen Nebenzimmer zu spielen. Da stand aber kein ordentlicher Tisch, und Anna hatte den plötzlichen, allsobald bereuten Einfall, daß man in ihre Stube übersiedeln könnte. Sie kannte sich selbst nicht, als sie den Vorschlag gemacht hatte, und sie ärgerte sich über sich selbst im Gefühl, daß sie unmerklich eine Art Glied der Stünzischen Familie zu werden begann. Sie konnte nun oft Christian gegenüber eine plötzliche Unfreundlichkeit zur Schau tragen, die sich darin äußerte, daß sie seinem Blick mit Auffälligkeit auswich, ihm die Hand verwehrte oder die ihre mit verletzender Raschheit wieder aus der seinen löste.

Einmal warf ein Gespräch Lichter auf ihren Seelenzustand.

Es geschah nämlich zuweilen, daß, wenn sie lange genug Steine gelegt, Anna und Christian in eine Unterhaltung kamen. Sie verließen ihre Plätze am Tisch nicht, sondern saßen durch diesen geschieden auf ihren Stühlen. Die Arbeitslampe mit dem mächtigen, zottelnbehangenen Stoffschirm stand auf dem Tisch und goß ihr rotes Licht über die Platte und die darauf gelegten Hände der Dasitzenden. Der übrige Teil der Stube lag in dämmerigem Schatten und in einer tiefen Ruhe, die nur das ferne Geräusch der Stadt und manchmal ein Winterwindstoß am Fenster stören mochte, der aber das feine Ticken einer kleinen, neben Annas Bett stehenden Ständeruhr eine Traulichkeit mehr beifügte..

Zu solcher Zeit war es, daß der Mann und das

Digitized by Google

Mädchen des Kindes zwischen sich vergaßen und von ihren Lebenserfahrungen zu erzählen begannen. Es war schwer zu sagen, wer begonnen hatte. Sie hatten von Frau Berta gesprochen. Bei ihr war heute der Arzt gewesen und hatte abermals von der Langlebigkeit der Kranken ihrer Art geredet.

„Es ist merkwürdig," sagte Christian Stünzi, „je kränker wir sind, um so mehr lieben wir das Leben."

„Nicht alle," entgegnete Anna Iwanowna mit herbem Ton.

Christian blickte auf und fragte: „Wieso?"

„Ich zum Beispiel," gab sie mit schmalen Lippen zurück. „Ich finde das Leben nicht schön genug, um es zu schätzen."

Er betrachtete sie betroffen. „Schon wieder diese Bitterkeit!" sagte er.

„Ich hatte einen Bruder, der es wegwarf, weil es ihm zu wertlos war."

„Mein Gott!"

Ihre schmalen Hände lagen auf dem Tisch und zuckten nervös. „Es ist so viel Häßliches, Abstoßendes an diesem Leben," sprach sie weiter.

Es war einer der seltenen Augenblicke, in welchem sie mitteilsam war. „Mein Vater grollt mir, weil ich etwas lernen will. Die Mutter ist schwach, unendlich weich, verzogen und gewillt, mich zu verziehen. Sie begreift nicht, daß ich in die Fremde gehe, wo ich es daheim so gut, so behaglich, so — so zum Einschlafen schön haben könnte. Wir gehören zu den Angesehenen daheim, zu denen, die viele sogenannte

Digitized by Google

Freunde haben. Ich hatte sie auch, solche Freunde. Ein junges Mädchen, das — nicht häßlich und nicht arm ist, wird sie immer haben. Aber — was sind das für Menschen!"

Es schüttelte sie etwas wie Ekel.

Er sah sie mit seinen gütigen Augen mitleidig an. „Glauben Sie nicht, daß Sie zu schwarz sehen?" fragte er. „Sie dürfen nicht alle verurteilen, weil einer oder mehrere Ihnen Anlaß gegeben haben, übel zu denken."

„Nein!" erwiderte sie heftig. „Nein! Es gibt keine Ausnahmen. Wir sind ein Geschlecht, das zu lange bestanden hat und von innen heraus entartet ist."

Er schaute sie voll an. Eine heitere Ruhe lag in seinen Zügen. „Ich sehe das nicht so," meinte er. „Freilich — unser Leben hier ist einfacher, ereignisloser, alltagsmäßiger."

„Besser," fiel Anna Iwanowna ein.

Christian Stünzi meinte zu sehen, daß ihr Blick einen wärmeren Schein habe. Er streckte ihr über den Tisch die Hand hin. Es war eine rasche, von innerer Wallung eingegebene Bewegung.

Sie schien verwundert. Ihre Hand kam ihm nicht entgegen.

„Lassen Sie mich versuchen, Ihnen eine bessere Meinung von den Menschen beizubringen," bat er.

Erst jetzt legte sie flüchtig ihre Finger in seine Hand.

Dann stand er auf und bot ihr mit der kleinen Doret gute Nacht.

Digitized by Google

4.

Christian Stünzi und Anna Kaulen zogen einander an und stießen einander ab. Aber je mehr sie — durch Schuld Anna Iwanownas — voneinander hinwegglitten, wenn sie sich je nahe gekommen waren, um so eifriger suchte ein jedes, ohne es zu wissen, nach dem anderen. Dabei lag Christians, des Handwerkers, Art klar zutage. Er, der ein Spintisierer und neben seinem Beruf ein halber Dichter und Schönheitsanbeter war, verlor sich an das Fremdartige im Wesen der Hausgenossin. Sein Inneres war wie ein auf Samen wartendes, gepflügtes Feld, weil seine einstige Liebe zu seiner Frau davon abgeerntet war. Viel wirrer lagen die Herzensdinge bei Anna Kaulen. Sie hatte anfänglich nur eine ferne Teilnahme für das Ungewöhnliche an dem schlichten Manne empfunden. Dann zeitigte jene in ihr eine gewisse Freude darüber, daß Stünzi nach näherer Bekanntschaft durch seinen inneren Wert die leidenschaftliche Liebe rechtfertigte, die Doret für den Vater hegte. Die Freude aber nahm in demselben Maße zu, als sie in dem Hausherrn einen ihr geistig ebenbürtigen Menschen erkannte. Sie kamen so weit, in Begleitung Dorets freilich, dann und wann kleine Spaziergänge zu unternehmen. Auch auf dem See waren sie zweimal miteinander und standen wohl auch einmal auf der Treppe oder vor Annas Zimmer still, wenn sie der Zufall hier einander begegnen ließ. Anna verbarg es weder vor sich selbst noch vor Stünzi, daß sie an seiner Gesell-

Digitized by Google

schaft Gefallen fand. So wenig sie andere Menschen zu brauchen schien, so tat es ihr doch wohl, einen zu haben, mit dem sie wie mit einem Freund verkehren konnte. Nur gegen die zuweilen ausbrechende Wärme in Christians Art wehrte sie sich bewußt oder unbewußt. Vielleicht hegte sie eine Art unerklärlichen und sich nicht gestandenen Verdachtes auch gegen ihn.

Frau Berta gefiel ihre Zurückhaltung. Es entging ihr nicht, wie eingenommen ihr Mann für Anna war. Die warme Art, mit welcher er von ihr sprach, das Erröten, das beim Nennen ihres Namens zuweilen in sein Gesicht flog, fielen ihr auf, und sie begleitete sie mit einem spöttischen Mundverziehen oder einer bissigen Bemerkung. In bezug auf Anna selbst aber blieb sie ganz ruhig; das Mädchen hatte weder in Wort noch Wesen etwas, was auf eine Erwiderung der warmen Gefühle Christians schließen ließ.

Frau Berta, die indessen wieder aufstehen und im Haushalt hantieren konnte, begann aber, wohl ihrer Krankheit zufolge, eine immer größere Übellaunigkeit gegen ihren Mann zu zeigen. Sie schalt ihn, daß er ihr Staub aus der Werkstatt heraufträge oder daß er den blank gefegten Boden mit einem unreinen Schuh beschmutze. Jetzt hämmerte er ihr zu laut unterm Fenster, war heute zu lang außer Hause und saß morgen, am Feiertag, zu ununterbrochen daheim. In keiner Weise konnte er es ihr recht machen.

An einem Sonntagmorgen machte Christian Stünzi mit seinem Töchterlein einen Spaziergang nach dem St. Felixberge. Er suchte sich dabei einen der wenig

Digitized by Google

begangenen Wege aus, hatte aber noch nicht lange in dem junggrünen Gehölz mit der heiter plaudernden Doret sich ergangen, als Anna Kaulen ihnen begegnete.

Sie schloß sich den beiden Wanderern an; und sie stiegen weiter bergan.

Der Wald war wunderbar morgenfrisch, und sie sprachen mit Bedauern davon, zu Mittag wieder in die heiße Stadt hinunter zu müssen. Für Doret wurde es aber schon früh Zeit zurückzukehren, da sie die Kinderlehre im Großmünster besuchen mußte. Sie verabschiedete sich von den anderen, und Stünzi schlug Anna Kaulen vor, noch einen Umweg über den Bergrücken hin zu machen.

Anfangs wurden die beiden kaum gewahr, daß sie allein waren. Sie schritten dahin, das eine hierseits, das andere dortseits des Waldpfades. Erst als sich irgendwo eine Lichtung auftat, von welcher aus eine Bank Ausblick auf grünes Wiesenland und darüber hinaus auf die häuserwirre Stadt gab, schlug Christian Stünzi vor, sich eine Weile zu setzen. Sie taten es, und während eine Unterhaltung nicht recht gedeihen wollte, beschäftigten sich eines jeden Gedanken mit dem anderen.

Christian, der schon vordem eine Beschleunigung seines Herzschlages empfunden, geriet in eine glückliche Unruhe darüber, daß Anna hier dicht neben ihm saß, hier, wo er mit niemand ihre Nähe teilen mußte.

Anna hatte den Hut abgenommen, und Sonnenfunken legten sich auf ihr kurzes Haar.

Jetzt hob sie von Doret an: „Wie hübsch das Kind ausgesehen hat in seinem Sonntagskleid!"

Digitized by Google

Christian Stünzi lächelte. Dann erzählte er mit bescheidener Zurückhaltung von Dorets Fleiß in der Schule und rühmte ihre Anstelligkeit und ihr heiteres Wesen. Es fügte sich ganz natürlich, daß sie nach dem Kinde von der Mutter sprachen. Christian verlor kein Wort, das wie eine Anklage hätte klingen können. Er redete von ihrem Befinden und daß es ihm letztlich größere Sorgen mache.

„Doret," sagte er, „weiß, daß sie die Mutter früh verlieren wird. Da tröstet mich denn das liebe Kind manchmal, indem es sagt: „Ich bleibe schon immer bei dir, Vater."

Er erzählte das ganz nur aus den Gedanken an Doret heraus. Aber als er es nun gesagt hatte, leuchtete die Gewißheit, daß er eines Tages, vielleicht bald schon, Witwer sein werde, zum erstenmal vor ihm auf. Der Gedanke aber erschütterte ihn so, daß ihm der Atem stockte. Seltsame Sinnesverbindungen stellten sich ein. Er mußte jetzt auf einmal an Anna denken. Er begann unwillkürlich auch von ihr zu sprechen.

„Es ist doch schön, daß Sie bei uns sind. — Ich hoffe, Sie werden noch recht recht lange bei uns bleiben."

Anna Kaulen saß stumm da. Sie fühlte die Zusammenhänge heraus, die er nicht ausgesprochen. Ihr Herz klopfte; sie wunderte sich darüber.

In diesem Augenblick hoben unten in der Stadt die Elf-Uhr-Glocken zu läuten an. Sie suchten sich und fanden sich hoch über dem Häusermeer und doch tief unter den beiden Lauschenden. Immer neue eilten den ersten zu, bis sie eine Schar von singenden,

Digitized by Google

schwingenden Geschwistern waren und in einem mächtigen Chor gen Himmel dröhnten. Die Fülle der Glockenklänge drang gleich einem gepanzerten Heere zu den beiden herauf. Ihre eigenen Stimmen wurden klein und schwach davor und verstummten. Erst als das Läuten wieder verhallte und sie statt desselben das Rauschen des Windes vernahmen, ergriff Christian Stünzi wieder das Wort.

„Hier vergißt man," sagte er, „daß man ein kleiner Alltagslohnarbeiter ist, und der Sonntag pocht einem ans Herz und gibt einem Königsgefühle."

Seine Worte gefielen ihr auch jetzt wieder. Sie erhob den Blick zu ihm und erwiderte: „Sie sind ja doch nur ein halber Handwerksmann, Herr Stünzi."

„Wieso?" fragte er entgegen.

„Weil Sie ein Poet sind," gab sie zurück.

„Sein möchten," antwortete er darauf.

Nie war Anna Kaulen einem Manne so nahe gewesen. Fremde Empfindungen durchrieselten sie. Es trieb sie etwas zur Berührung seiner Hände, die dicht neben den ihren auf seinen Knien lagen. Aber sogleich bäumte sich ein anderes Empfinden in ihr dagegen auf, das wie kühlendes Wasser über das Feuer des ersten sich ergoß und sie mit dem alten Widerstandsdrang erfüllte.

Plötzlich fühlte Anna, daß Stünzis Finger die ihren berührten. Sie hob die Hand so rasch, daß es wie ein Wegwerfen der seinen war.

Davon geriet er in tiefe Verwirrung und Verzagtheit, so daß, als sie beide von der Peinlichkeit des

Digitized by Google

Augenblicks gedrängt, sich erhoben und ein paar verlegene Sätze sprachen, Anna noch immer das Erröten in seinem Gesicht bemerken konnte.

Sie begaben sich aber wirklich auf den Heimweg und versuchten durch eine oberflächlichere Unterhaltung das Gleichmaß zurückzugewinnen. Es gelang ihnen allmählich. Am Ende kamen sie in guter Kameradschaft zu Hause an.

Es haftete aber doch etwas in ihnen, was sie von da an im Verkehr nicht mehr die frühere Ungezwungenheit finden ließ. Eine Unruhe suchte beide heim. Schon der Gedanke, daß sie unter einem Dach wohnten, brachte ihr Wesen in Wallung. Bei Christian war diese Erregung sich steigerndes Verlangen, bei Anna ein ähnliches Empfinden, aber gemischt mit heftigem, innerem Widerspruch, der sich bis zur Abneigung auswachsen konnte und ihr eine stete Qual bereitete.

Ihre Stimmungen wechselten. Oft waren sie glücklich, etwa wenn sie an regnerischen Sonntagen oder des Abends mit Doret spielten und des Kindes Anwesenheit ihnen die Gewißheit gab, daß ihr Beisammensein ein geruhiges Ebenmaß behalten werde. Dann war Anna heiter und freundlich, und manchmal gab sie ihrem Händedruck eine freudige Kraft.

Aber das waren Seltenheiten. Die Stunden der Last überwogen.

Christian rang mit sich selber. Er sah drüben in seinen Stuben die lange, hagere Frau gelber und kränker werden. Zeitweise schienen ihm ihre großen, fiebrigen Augen einen vorwurfsvollen Ausdruck zu

Digitized by Google

haben, der ihm mehr ans Herz ging als zornige Worte. Er gestand sich, daß er an Frau Bertas nahes Ende glaube, und daß er sie innerlich schon verlassen habe, ehe sie von ihm gegangen war. Das brachte ihm heftige Selbstvorwürfe und von Selbstverachtung erfüllte schlaflose, peinvolle Nächte. Dann wieder schwieg sein Gewissen, und er sah die Freiheit heraufdämmern wie einen Feiertag. Anna Kaulen! Anna Kaulen! Was sie wohl von ihm dachte? Manchmal war er voll einer seltsamen Hoffnung. Darin lag seine Untreue.

Anna Iwanowna mied Frau Berta, wo sie konnte. Vielleicht störte sie der Blick, mit dem die kranke Frau nun auch sie anzuschauen begann. Vollends ungern traf sie mit Christian in Frau Bertas Gegenwart zusammen, und wenn es je geschah, so zeigte sie jenem nachher lange eine an Feindseligkeit streifende Kühle, als habe die andere sie wider ihn eingenommen.

5.

Jetzt lag die Kranke wieder zu Bett. Sie trug eine weiße Haube, die unterm Kinn mit Bändern festgebunden war. Aus ihr sah das Gesicht gelb und dürr heraus.

Nach einem Hustenanfall Frau Bertas war es, daß Anna Kaulen an die Tür der Krankenstube klopfte.

Sie fühlte sich verpflichtet, wieder einmal selbst nach jener zu fragen. Sie wußte Christian Stünzi unten in der Werkstatt und glaubte sicher zu sein, daß er nicht heraufkommen werde.

Digitized by Google

Die beiden Frauen grüßten einander, und während sie Frage und Antwort über das Ergehen Frau Bertas tauschten, sahen sie einander fremd und kühl an. Von Doret sprachen sie, vom Wetter, von Annas Arbeit. Von Christian sprachen sie nicht. Aber nach einer Weile — Anna dachte eben daran, daß sie nun wieder gehen könne — stand er dennoch selber in der Tür.

Er war mitten aus einer Arbeit aufgestanden, sich einredend, daß er nach seiner Frau sehen müsse. Es gibt solche geheimnisvolle Triebgefühle im Leben.

Anna wollte sich sogleich verabschieden.

Da hielt die Kranke sie fest: „Eilen Sie doch nicht. Sie brauchen meines Mannes wegen nicht fortzulaufen."

Anna lauschte erregt auf den Beiklang dieser Worte. Wollte jene sie verhöhnen?

Aber Frau Berta hatte ganz freundliche, harmlose Augen.

Und doch verbarg sich List in ihren Worten. Während sie vorher lahm und kraftlos dagelegen und scheinbar weder Wille noch Stärke gehabt hatte, sich Anna Kaulen zu widmen, wurden jetzt ihre Züge lebendig. Ein Funken scharfen Beobachtens blitzte ganz verborgen in ihrem Blick. Sie war sichtlich erfreut, die beiden, Christian und Anna, miteinander vor sich zu haben, und gespannt, was sie zueinander sagen und wie sie sich benehmen würden.

Meister Christian gab Anna Kaulen die Hand. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich nach meiner Frau erkundigen," sagte er. „Ihr Befinden dürfte besser sein."

Digitized by Google

Es war eine gedankenlose Gelegenheitsrede, und er fühlte, daß sie es war. Er spürte auch, daß ihm das Blut langsam in die Wangen stieg.

Aber Frau Berta nahm das Wort. „Es ist nicht so schlimm," sagte sie. „Es ist schon noch nicht am Ende."

Schon hielt sie die Bosheit nicht mehr nieder, die in ihren Blicken vorgeleuchtet hatte. Der Ton ihrer Stimme verriet sie.

Unwillkürlich sahen Stünzi und Anna Kaulen einander betroffen an.

Die Kranke lachte. Es war ein garstiges, herausforderndes Lachen.

„Seid ihr eigentlich schon einig, ihr zwei?" fragte sie plötzlich ohne jeden Anlaß.

Christian wollte ihr die Rede abschneiden. Der Zorn färbte ihm die Stirn.

Aber schon sprach Anna Iwanowna. Sie streckte die kleine schlanke Gestalt, und ein Zug harten Hochmuts trat in ihr Gesicht.

„Wieso, Frau Stünzi?" fragte sie mit scharfer und doch zitternder Stimme. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie müssen darauf nicht achten," suchte Christian zu beschwichtigen. „Was Kranke reden, darf man nicht so abwägen."

Frau Berta ereiferte sich. „Ich weiß, was ich sage. Und ihr braucht nicht dergleichen zu tun, als ob ihr nicht — wenn —"

„Dazu müssen zwei sein," unterbrach Anna Kaulen. Am ganzen Leibe vor Entrüstung bebend, verließ sie das Zimmer.

Digitized by Google

Christian überlief es kalt. Er hatte alle Farbe verloren. „Wenn du nicht krank wärest," murrte er die Frau an, „ich weiß nicht, was ich dir jetzt sagte."

Dann drehte auch er sich um und ging hinaus.

Er lief geradeswegs zur Stube der Anna hinüber.

Aber sie antwortete nicht auf sein Anklopfen.

Er rief sie durch die Tür: „Fräulein Kaulen, ich bitte Sie um zwei Worte."

„Jetzt nicht," gab sie zurück.

Da ging er hinweg, hinunter in die Werkstatt, hinaus auf die Straße und gassenweit in die Stadt hinein, ohne zu wissen, was er wollte.

Anna saß in ihrer Stube und starrte vor sich hin. Sie blieb nicht im Hause, dachte sie. Welch eine Frau! überlegte sie wieder. Hatte sie ihr irgend Anlaß gegeben, sie so zu beleidigen? Allerdings, sie hätte sich vielleicht mehr zurückhalten sollen! Aber — an so etwas, daran, daß Christian Stünzi und sie — Torheit! — daran — hatte sie nie gedacht!

Sie grollte auch Stünzi in diesem Augenblick heftig. Warum, wußte sie eigentlich nicht recht. Es schien ihr jetzt, daß er seine Pflicht besser hätte kennen sollen. Aber ein klares Bild, weshalb sie ihm Schuld zumaß, machte sie sich nicht.

Es dauerte lange, bis sie sich einigermaßen zu beruhigen vermochte. Dann begann sie nachzudenken, wie sie am besten ihren Umzug bewerkstellige. Einige Bedenken stiegen ihr auf und kleine Empfindungen von Unbehagen. Sie hatte seinerzeit lange gebraucht, bis sie eine ihr zusagende Wohnung gefunden. Der

Digitized by Google

Gedanke, wiederum auf die Suche gehen zu müssen, war ihr zuwider. Aber sie wollte nicht zögern.

In diesem Augenblick hörte sie Dorets Stimme im Treppenhaus. Es gab ihr einen Stich. Das holde, zutrauliche Kind war ihr lieb. Auch — auch der Vater! — Merkwürdig, wie sie vom Kinde plötzlich auf den Vater kam! Hinter dem notwendigen Abschied von diesem Manne, der ihr das häßliche Begebnis mit seiner Frau nicht erspart hatte, stand eine — eine graue, lustlose Öde. Wie doch das Leben nutzlos und schal war! Aber sie mußte fort.

Hastig suchte sie Hut und Jacke hervor. Sie lief auf die Zeitungsstube, schrieb Adressen heraus, suchte auch ein in der Nähe befindliches Haus, wo eine Stube zu haben war, auf, war aber entsetzt über die Ungebildetheit der Hausleute, und wollte, da es inzwischen zu spät geworden war, morgen ihre Nachforschungen fortsetzen.

Sie saß längst wieder auf ihrem Zimmer und über ihren Büchern, als, ohne daß sie es anfänglich merkte, die Tür ein wenig aufging und Doret den dunkeln Kopf durch die Spalte streckte.

„Fräulein! Fräulein!" hörte sie sie leise rufen, und das Kind schlüpfte herein.

Doret las sogleich Annas Verstimmung aus ihren Zügen. Sie stand plötzlich still und sagte: „Störe ich? Dann komme ich ein andermal."

„Ich bin heute sehr beschäftigt," antwortete Anna; aber sie streckte doch die Hand nach dem Mädchen aus, das ihr leid tat.

Digitized by Google

Doret legte verzagt die Fingerspitzen in diese Hand. Bedrückt flüsterte sie: „Ich bin nur gekommen, weil ich solche Angst habe. Die Mutter — der Vater ist bei ihr. Er hat die Magd zum Arzt geschickt. Es muß schlimm stehen."

Anna erschrak über die Nachricht. Hatte die Erregung Frau Berta geschadet? Ihre Selbstvorwürfe verschärften sich. Sie wußte nicht, was sie dem Kinde erwidern sollte. Aus gepreßtem Herzen sagte sie endlich: „Geh' nur wieder, Doret! Geh' nur! Vielleicht bist du drüben nötig. Du kannst auch sagen, daß ich schon angefangen habe, mich nach einem anderen Zimmer umzusehen."

Doret fuhr zurück. Dann stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Hoffnungen brachen ihr zusammen. Aber sie fand keine Worte. Scheu und traurig schlich sie hinaus.

Die Mutter schlief, als sie hinüber kam. Der Vater saß draußen in der Wohnstube und las die Zeitung. Sie erzählte ihm noch in voller Bestürzung, was Anna gesprochen hatte.

Christian Stünzi antwortete mit einem gedehnten, nachdenklichen „So?"

Er spürte, wie ihm bei der unvermuteten Nachricht heiß geworden war. Die Nähe seines Kindes machte ihn befangen. Er zwang sich zur Ruhe und wendete sich seiner Zeitung wieder zu. Aber er wußte nicht, was er las, obwohl er scheinbar ganz vertieft war.

Der Arzt kam dann, und Stünzi konnte ihm, schon ehe er bei der Kranken eintrat, erklären, daß deren

Digitized by Google

Schwächeanfall vorüber und ihm jetzt fast leid sei, den Doktor unnötig bemüht zu haben.

Der andere ließ es aber nicht gelten und sagte, daß jede Veränderung im Befinden Frau Bertas beachtet werden müsse. „Wir dürfen," fuhr er fort, „uns nicht verhehlen, daß jeder Tag das Ende bringen kann."

Diese Worte hörte Christian Stünzi nur halb. Die Nachricht von Anna Kaulen beschäftigte seinen Sinn und verwischte ihm die Deutlichkeit der Erkenntnis, daß ihm ein viel unwiderruflicherer Abschied bevorstand.

Als der Arzt sich wieder entfernt hatte, pochte er, trotzdem es spät war, an Anna Iwanownas Tür, durch die er noch Licht schimmern sah.

Ihr „Herein!" klang verwundert und zögernd.

Er trat auf die Schwelle, fast so scheu und bescheiden wie vorher sein Kind.

„Ich höre — Doret sagt mir," begann er, „daß Sie von uns fort wollen."

Anna Kaulen war bei seinem Eintritt aufgestanden. Sie legte die Hand auf den Tisch, und ihre Finger tasteten mit einiger Unsicherheit nach einem in der Nähe liegenden Buche.

„Sobald ich eine Unterkunft gefunden habe," antwortete sie.

„Muß das sein? Müssen Doret und ich entgelten, was —"

Er stockte.

Sie fühlte, daß er nicht weiter sprach, weil es ihm widerstrebte, etwas gegen seine Frau zu sagen.

Digitized by Google

„Sie wissen selbst, daß es das Beste ist, wenn ich gehe," sprach sie.

Er hörte ein Bedauern aus ihrem Ton. Vielleicht war sie ihm in der Tat in diesem Augenblick näher als je vordem. Die Ahnung, daß dem so war, raubte ihm die Selbstbeherrschung.

„Nehmen Sie das kleine Opfer auf sich, die Ihnen angetane Beleidigung zu ertragen," sprach er ihr zu. „Doret würde Ihnen so dankbar sein. Es würde ihr weh tun, Sie verlieren zu müssen."

„Sie kann mich besuchen."

„Und ich?" fuhr er heftiger weiter, „denken Sie so gar nicht an mich? Wäre das so undenkbar, was — was Ihnen von uns beiden gesagt worden ist?"

Sie faltete die Stirn. Warum sprach er das aus? Jetzt schon? So viel zu früh? Es löschte alle Wärme, die sie für ihn empfunden, aus.

„Nein, nein, nein," schnitt sie ihm alle Weiterrede ab, zu der er ansetzte, „lassen Sie! Lassen Sie! Jetzt erst recht weiß ich, daß ich fort muß."

Er erkannte, daß er zu rasch gewesen war. Er stand wie geschlagen da.

„Es tut mir leid," sagte er betreten. „Ich finde nicht den Ton, der Sie überzeugen kann."

Sie schwieg.

„Gute Nacht, Anna Kaulen," sagte er leise.

„Gute Nacht," antwortete sie.

Sie drehte ihm langsam den Rücken zu. Es war ein deutlicher Wink, daß sie auf sein Gehen wartete.

Und er ging wirklich. —

Digitized by Google

Dieselbe Nacht brachte die Entscheidung.

Anna erwachte von einer heftigen Unruhe, die im Hause war. Sie hörte Schritte und Türen gehen. Ein Wagen fuhr vor. Eine Weile später vernahm sie deutlich ein Schluchzen aus der Stube nebenan, wo Doret schlief. Sie ahnte, daß der Arzt gerufen worden war und was das alles zu bedeuten hatte. Ihr erster Gedanke war, aufzustehen und ihre Hilfe anzubieten, allein dann sagte sie sich, daß die Frau sie ausgestoßen und sie kein Recht habe, sich aufzudrängen. Sie ging nicht hinüber und wollte abwarten, was sie erfahren werde.

Am Morgen, als sie sich eben anschickte, nach der Universität zu gehen, suchte Christian Stünzi sie auf. Er trug schwarze Kleider und sah übernächtig aus. Sein Gesicht war ernst. Er sprach sie sogleich an: „Ich wollte es Ihnen sagen, ehe Sie ausgingen, Fräulein Kaulen, meine Frau ist heute nacht gestorben."

Anna Iwanowna durchfuhren häßliche Gedanken. Spielen wir nicht Komödie, wir zwei, mit unseren Leichenbittermienen? Und mit einem heimlichen Verdruß über sich selbst fuhr sie doch fort zu sprechen, was dem Anlaß angemessen war: „Wie rasch das gekommen ist!"

„Ein Schlaganfall," antwortete Stünzi. „Der Arzt hatte mich darauf vorbereitet."

Sie reichte ihm die Hand. „Es wird für Doret sehr schwer sein," sagte sie; sie hätte ums Leben nicht von *seiner* Trauer reden können!

Digitized by Google

„Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihr ein gutes Wort sagen wollten," bat Stünzi. „Sie weiß sich kaum zu fassen. So ein junges, schwaches Menschenkind wird vom ersten Leid fast zu Boden gedrückt."

Das schien ihr in aller Einfachheit doch wieder schön und wahr gesagt, und sie hätte es ihm beinahe mit einem warmen Blick verraten. Aber es reute sie sogleich, und sie hob die Augen nicht.

Er drehte sich um und hob an, mit nachdenklich gedämpften Schritten die Treppe hinunter zu steigen.

Anna Kaulen legte die Schulbücher wieder hin. Sie war bereit, die Vorlesung zu versäumen, damit die kleine Doret nicht allein sei. Sie fand das Kind, in Schluchzen erzitternd, wie es neben dem Totenbett der Mutter kniete. Die hagere Frau lag friedlicher da, als sie im Leben gewesen. Anna Kaulen sah auf das wachsbleiche Gesicht und hatte dabei ein eigentümliches Gefühl von Fremdheit der Toten gegenüber, einer Fremdheit, die sich ihr im gleichen Augenblick auch beim Gedanken an Stünzi und selbst an Doret geltend machte. Diese drei gehörten zusammen, sie, Anna dagegen — wie weit außerhalb sie eigentlich stand!

Sie neigte sich aber zu Doret und hob die heftiger Weinende auf. Den Arm um sie gelegt, mit ein paar leisen Worten ihr Fassung zusprechend, führte sie das Mädchen in die Wohnstube hinaus.

Doret drängte sich dicht an sie und schlang, als sie sich auf einen Stuhl niederließ und das Mädchen neben sich zog, die Arme um sie.

Digitized by Google

„Jetzt habe ich dann gar niemand mehr," klagte das Kind. „Wenn Sie auch noch gehen, dann bin ich — ganz, ganz allein."

Anna antwortete nicht. Aber es war ihr, als habe jemand die Tür zugemacht, daß sie nicht fort könne. Jetzt — gleich — wenigstens nicht. Sie blieb den ganzen Morgen um Doret besorgt, ging an Stünzi vorbei, ohne mit ihm zu reden, mit kleinen Dienstleistungen nur ihm und dem Kinde nützend.

Am Nachmittag kamen die zärtlichen Verwandten, Tanten und Onkel. Da wurde sie oder fühlte sie sich wenigstens entbehrlich.

6.

Trotz den Verwandten, die nun ihr Recht an dem Witwer drüben und der kleinen Doret nahmen, setzte Anna Kaulen ihre Bemühungen, eine andere Wohnung zu finden, nicht fort. Sie brachte es nicht über sich, in die Wirrnis, die durch den Todesfall in dem kleinen Haushalt entstanden war, auch noch die weitere Last ihres Umzugs zu tragen.

Noch ehe jedoch das Leben im Hause sich wieder seiner Gleichförmigkeit zugewendet, ergab sich ein weiterer Grund für ihr Bleiben. Doret klammerte sich förmlich an sie an. Jeden Morgen, ehe sie zur Schule ging, wenn sie heimkam und wenn sie sich wieder entfernte, am Abend aber erst recht, kam sie herüber, war es nur um einen kurzen Gruß, einen

Digitized by Google

Rat, eine Hilfe bei einer Aufgabe oder ein stilles Beieinandersitzen. Sie gestand Anna, daß die schulmeisterliche Freundlichkeit der Verwandten ihr lästig sei, und daß insbesondere das eigenmächtige Wesen einer Schwester ihres Vaters, die in der Wohnung walte und wahrscheinlich dableiben werde, um dem Vater die Wirtschaft zu führen, ihr die Stuben drüben fremd mache. Sie war wie ein frierendes Vögelchen, das in einen schützenden Winkel schlüpft.

Die Beerdigung Frau Bertas ging inzwischen vorüber, ohne daß Anna Stünzi mehr als flüchtig gesehen hätte. Die fremden Leute, die in der Wohnung ein und aus gegangen, entfernten sich wieder, Ruhe und Gleichmaß kehrte dort zurück, und Anna spürte die Stille, die drüben Platz griff. Nur zuweilen konnte sie einen raschen, lauten Schritt und eine scharfe Stimme hören, die früher nicht dort gewesen waren. Das war die Schwester Stünzis.

„Die Tante kehrt das Unterste zu oberst," erzählte Doret. „Sie ist eine so gute Hausfrau, daß einem angst und bang wird."

„Sie ist sehr gut zu mir," gestand sie weiter, aber es klang wehmütig, als wollte sie beifügen: Aber wir sind uns so fremd.

Wie zärtlich und liebebedürftig die kleine Doret war! Sie sah zart und zierlich aus in ihrem schwarzen Kleid, über dessen Rücken die dunklen, aufgelösten Haare fielen. „Wie traulich es hier bei Ihnen ist, Fräulein Kaulen!" schmeichelte sie wohl, oder: „Nicht wahr, Sie denken jetzt nicht mehr ans Fortgehen?"

Digitized by Google

Ihre Augen suchten immer diejenigen Annas und leuchteten auf, wenn sie sie trafen. Manchmal stahl sich ihr Arm durch den ihren oder ihre Hand auf die ihre. Einmal senkte sie ganz leise und, als sollte sie es nicht merken, die Lippen auf ihre Finger.

Das war doch Liebe.

Anna Iwanowna empfand sie und labte sich an ihr als an etwas Ungewohntem und fühlte sich durch sie in eine Schuld kommen, die sie glaubte, durch ihr Dableiben bezahlen zu sollen.

Stünzi blieb auswegs. Sie hörte wieder seinen Hammer aus der Werkstatt herauf tönen. Seine Lötlampe fauchte, wenn sie vorüberging. Er selbst, wenn er ihr je begegnete, grüßte nur ruhig und stand nicht bei ihr still. Sein Blick war ernst und wie auf andere Dinge als auf sie gerichtet. Einmal stellte er ihr seine Schwester Emma vor, die arbeitsharte Hände, ein verblühtes Gesicht und ein rauhredseliges Wesen hatte. Von da an suchte diese die Bekanntschaft mit der Mieterin weiterzupflegen, stellte sie, wenn sie sie traf und kam auch wohl zu ihr herüber. Anna Kaulen setzte ihren Annäherungsversuchen große Kühle entgegen. —

Es war eines Abends. Anna war von der hohen Universität auf dem Berge, Doret aus dem altehrwürdigen Schulhause neben dem großen Münster heimgekommen. Im Dämmerlicht saßen sie in Annas Stube. Dorets Gesicht leuchtete vor Freude. Sie erzählte, daß der Vater ihr einen langgehegten Wunsch erfüllt und erlaubt habe, Musikunterricht zu nehmen.

Digitized by Google

Sie hob auch abermals von ihm in einer Weise zu sprechen an, die ihr tiefes Gemüt und ihr reifes, klares Urteil bewies: „Ich glaube, daß wenige Menschen so viel Güte in sich haben wie mein Vater," sagte sie, ging dem Gedanken in die Tiefe nach und führte aus, es scheine ihr, als tue sich seit der armen Mutter Tode die Liebefähigkeit des Vaters erst recht auf. Die Mutter sei in allen Dingen gar sparsam gewesen und habe des Vaters Weitherzigkeit nicht immer gern gesehen, sie auch kläglich eingeengt. Nun aber, da niemand mehr abwehre, fröne dieser seiner Neigung, allen Menschen Freude zu machen und beginne mit ihr, verwöhne die Tante und lasse die Nachbarschaft und Freundschaft an seiner Gebefreudigkeit teilhaben.

„Und dennoch," fuhr sie fort, „ist es mir, als ob der Vater irgendeinen Kummer mit sich herumtrage."

Ihr Gesicht trübte sich.

„Es ist nicht der Mutter wegen," sprach sie sinnend weiter, „denn ich weiß ja wohl, daß sie einander nicht verstanden haben."

Anna Iwanowna saß da und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie fühlte, daß sie die Rede auf andere Dinge lenken sollte und wollte, aber es fiel ihr nichts ein, Dorets Gedankengang zu unterbrechen.

„Der Vater hat mich gefragt, ob Sie nicht mehr vom Fortgehen sprächen," plauderte Doret jetzt.

Und dann: „Ich glaube, er würde sich freuen, wenn er Sie manchmal sähe. Ach, ich bin gewiß, daß er gern wieder einmal hier einträte, aber er sagt, daß man Sie nicht stören dürfe."

Digitized by Google

Nun fuhr Anna Kaulen doch auf, erschrak vor der Wendung, die das Gespräch nahm und der eigenen, seltsamen Erregung, welche des Kindes leise, liebevolle Worte in ihr weckten. Mit Gewalt brachte sie die Unterhaltung auf Dorets Schule und stellte zwanzig Fragen, nur um jene abzulenken. Aber als das Kind gegangen war, saß sie in die Dunkelheit des wachsenden Abends hinein und sann über das nach, was jenes vom Vater gesprochen hatte. Eines ihrer Worte ums andere wiederholte sie sich. Und von jedem lüftete sich vor ihren Augen gleichsam ein Vorhang. Christian Stünzi dachte an sie! Sie wunderte sich nicht darüber. Sie spürte förmlich das Verlangen des Mannes da drüben nach einem Wiedersehen mit ihr, spürte es aus Dorets Worten und aus eigenen, unbestimmten, Wände durchstoßenden Ahnungen. Sie gestand sich, daß Christian Lobesam Stünzi sich wacker halte, indem er sich selber keine Gelegenheit gebe, zu ungehöriger Zeit, zur Zeit, die er noch der Toten schuldig war, seine Augen wieder auf sie zu legen. Sie mußte wider Willen gut von Christian denken. Auch der kleinen Züge wegen, die Doret ihr geschildert hatte. Sie vervollständigten sein Bild, so daß es scharf umrissen vor ihren Augen stand. Es lag ein freundlich warmer Schein darüber.

Anna Kaulen legte die Arme um ihre Knie, und ihre Augen wurden größer. Sie hörte die Schläge ihres eigenen Herzens, so still war es um sie.

Sie schauerte zusammen. Dann dehnte sie die Arme, die schlanke, schmächtige Gestalt. Ein Drängen und

Digitized by Google

Verlangen hob in ihr an. Wie allein war sie im Leben! Nirgends hatte sie Wurzel. Ihre Jugend war halb Traum, halb unschöne Wirklichkeit gewesen, ein Heranreifen, das sie in ihrer Umgebung viel Gleichgültiges, mehr Verächtliches, nichts des Festhaltens Wertes hatte erkennen lassen. Hier sah sie zum ersten Male einen Menschen, den sie schätzen mußte.

Auf einmal hörte sie draußen Stünzis Stimme. Er sprach mit seiner Schwester. Jetzt lachte er. Es klang sorglos, unbekümmert heiter. Er schien im Begriffe, zu — seinen Kegelbrüdern zu gehen. Da überkam sie eine plötzliche Ernüchterung. Ein Frost durchlief ihren Körper, und der große Ekel vor Leben und Welt, der ihr wie eine Krankheit anhaftete, ergriff sie wieder. Es war wie ein angeborenes Übel. Ihr Bruder hatte darum sein Leben weggeworfen. Es war ein Gebresten, das vom Pesthauch des Alltags stets neu genährt wurde. Gott, wie viele menschliche Schwäche, Falschheit, Häßlichkeit, Verlogenheit, Eigennutz in der Welt war! Von Jugend auf hatte sie sie gefunden und sah sie immer noch. War nicht sie selbst auch nicht Herrin ihres Willens, sie selbst durchsickert von einem unbestimmten Verlangen, das zehrende Unbefriedigtheit zeitigte. Und Christian Stünzi? Er liebte sie — Anna Iwanowna, meinte sie zu lieben. Aber — hatte er nicht auch seine Frau einmal geliebt? Sie malte sich die beiden aus, das junge, ungebildete, aber hübsche Mädchen und den verliebten, schöntuerischen Menschen. Wie lächerlich das alles war!

Digitized by Google

Anna Kaulen ächzte. Dann begann sie jäh zu weinen. Es waren halb zornige, halb verzweifelte Tränen.

Am nächsten Morgen begab sie sich wieder auf die Neuwohnungssuche. Es trieb sie mehr ein dumpfes Gefühl, daß sie das jetzige Leben und Hausen nicht fortführen könne, als ein klarer Entschluß. Sie dachte an Doret, während sie zwei Zimmer besichtigte und das eine erträglich fand. Sie fühlte den Betrug, der darin lag, daß sie hinter des Kindes Rücken nun doch die Trennung vorbereitete. Aber ein neuer Gedanke kam ihr dabei. Was bedeutete die Anhänglichkeit Dorets? War sie ein Bleibendes? Als ob in dieser Welt der Vergänglichkeit etwas, irgend etwas bliebe? Dorets Liebe zu ihr war ein Feuer, das erlosch, wie jenes, das nicht genährt wurde. Und wo das eine gebrannt hatte, zündete das Leben bald ein fröhliches anderes an.

Die Weltsattheit schüttelte sie so, daß sie sich plötzlich fragte, weshalb sie überhaupt sich noch um Wohnung bemühe, ob es nicht besser sei, dort in dem Strom, der neben der Straße rauschte, Heimat zu suchen.

Sie besaß aber ein starkes Lebenspflichtgefühl und überwand den Überdruß. Sie kehrte in das Haus zurück, in welchem sie das ihr gutscheinende Zimmer gesehen hatte, und ließ es sich noch einmal zeigen. Hier, legte sie sich zurecht, wollte sie ihre Bücher unterbringen, dort sollte der Arbeitstisch stehen. Diese Erwägungen beruhigten sie. Studium und Arbeit waren ein Halt. Sie dachte mit einer gewissen Zu-

Digitized by Google

friedenheit an das, was sie hier lernen und erringen werde. Sie mietete den Raum, ehe sie wegging.

— — — — — — — — — — — —

Anna Kaulen ließ noch am gleichen Abend Christian Stünzi durch seine Schwester bitten, daß er zu ihr komme.

Kurz darauf trat er bei ihr ein.

Die Lampe brannte schon im Zimmer.

„Sie haben mich rufen lassen," begann Stünzi.

Anna Kaulen vergaß, ihn zum Sitzen zu mahnen, so eilig war sie, ihm ihren Entschluß kundzutun. Ihr Herz klopfte ungestüm, heftige Empfindungen stritten in ihr. Seine Nähe wirkte auf sie. Er war doch ein Mensch, dachte sie wieder, der es gut mit ihr meinte. Und hier wurde ihr eine Heimat geboten, ihr, die bisher überall, selbst in ihrer engsten Familie, eine Fremde gewesen war. Warum streckte sie nicht die Hand aus? Aber stärker denn je meldete sich der innere Widerstand. Sie konnte — konnte nicht über sich selbst hinaus.

„Ich wollte Ihnen nicht in einer durch den Tod feierlichen Zeit mit Alltäglichkeiten kommen, Herr Stünzi," begann sie jetzt. „Nun muß ich Ihnen doch sagen, daß ich meinen früheren Entschluß ausgeführt und mir ein anderes Zimmer genommen habe."

Sie sah, wie die Nachricht förmlich in ihn hineinzuckte. „Ist das wirklich Ihr Entschluß?" fragte er.

„Ja," antwortete sie und vermied seinen Blick.

Er schwieg eine Weile. Fast schien er gehen zu wollen. Dann trat er einen Schritt näher zu ihr.

Digitized by Google

„Fräulein," begann er, die Worte mühsam suchend, „ich wollte jetzt noch nicht davon sprechen — es ist nicht die Zeit noch —"

Anna Kaulen faltete die Stirn. Sie war zornig, sie wußte selbst nicht warum. Es schien ihr vollständig klar, daß der Augenblick ihm zwingend das Geständnis abpreßte, das schon in seinen ersten Worten lag, aber sie zürnte ihm doch, daß er sprach, und die ganze Entrüstung lag in ihren Augen.

Ihre Miene entmutigte ihn. Er wagte nicht, fortzufahren.

„Ich bin ja wohl sehr töricht gewesen," sagte er endlich leise. „Ich habe gemeint, daß Sie vielleicht immer dableiben würden."

Anna Kaulen lauschte. Sie fühlte sein schlichtes Sichbescheiden. Sie meinte, ihm beide Hände reichen zu sollen. Aber es geschah nicht. Schlank und stumm, ein feiner, dunkler Schatten, stand sie im Lampenlicht.

„Es wird uns sehr weh tun, Doret und mir," sprach Christian Stünzi weiter.

Und als sie immer noch schwieg, glaubte er, daß seine Nähe ihr lästig sei. Er drehte sich nach der Tür um und streckte dann doch mit einer jähen, schmerzlichen Bewegung die Hand aus.

„Ade, Fräulein Kaulen," sagte er mit ganz erstickter Stimme.

Und sie nahm seine Hand. Und sie hielt sie fest und drückte sie. Es war ihm schon, daß sie ihn zurückhalte. Da löste sie ihre Finger mit heftiger Plötzlichkeit aus den seinen.

Digitized by Google

Er ging.

— — — — — — — — — — — —

Sie sahen sich nicht mehr allein nachher. Anna Iwanowna machte mit der Schwester das Geschäftliche ab. Wann sie ausziehe, sagte sie nicht genau. Aber ein Dienstmann holte bald ihre Sachen. Um die Mittagszeit trat sie bei den Stünzis ein, da sie wußte, daß die ganze Familie beisammen war.

Emma, die Schwester, schaute sie mit halb erstaunten, halb ärgerlichen Blicken an. Sie war nicht im klaren, weshalb die Mieterin eigentlich so plötzlich auf und davon ging.

Auch Dorets Augen fielen auf Anna. Und Dorets Blick tat ihr weh. Sie kannte ihn. Die unausgesprochene Klage stand darin: Ich verstehe dich nicht. Bist du so seltsam oder so launisch oder — so — so falsch?

Anna ging aber rings um den Tisch, an dem die drei noch beim Mahle saßen, und reichte jedem der sich Erhebenden die Hand. Sie sprach höfliche Worte, wie die Gelegenheit sie gebot, als habe sie sie auswendig gelernt. Die ganze Szene hatte etwas Gezwungenes, denn die drei Hausgenossen konnten, während sie Annas Grüße erwiderten, nicht vermeiden, daß auch aus ihren Stimmen ein Unbehagen klang.

Als Anna sich entfernte, blieb ihr der letzte Händedruck Christians und ein schwingendes, bebendes „Ich wünsche Ihnen viel Glück, Fräulein," im Gedächtnis.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Nun folgten für Stünzi und Doret dumpfe, trübe Tage. Die laute und entschlossene Schwester und Tante gab sich Mühe, die lastende Trauerstimmung durch derbes Wesen und Reden zu zerstreuen, aber es half nicht viel. Doret weinte oft. Meister Christian arbeitete rastlos. Sonntags oder nach Feierabend, auch an Werktagen machte er sich emsig hinter seine Malversuche, als wollte er sich keine Zeit zum Denken lassen. Auch auf den See hinaus ruderte er, aber nur wenn Doret ihn begleiten und mit ihm reden konnte. Er wollte nicht mit sich selber allein sein. Aber er und Doret taten einander zulieb, was sie sich von den Augen absehen konnten. Hatte schon immer ein schönes Verhältnis zwischen Vater und Tochter bestanden, so gewann es jetzt an wortloser Innigkeit. Keines erwähnte der Anna Iwanowna, weil jedes wußte, daß in seinem Innern eine Wunde war, die blutete, wenn man sie berührte. Aber sie sprachen unwillkürlich von all den Dingen, die dazu angetan waren, ihre Gedanken abzulenken, von der schönen Natur, von des Vaters Bildern, von Dorets Schule und der und jener Freude, die der Vater für sie bereit hielt. Dabei tauchten dann oft ihre Augen mit einem tiefen, ausschöpfenden Blick ineinander. Es war wie ein Zusammenfliegen und Zusammenschmiegen der Seelen.

Doret umschmeichelte und umsorgte den Vater nach Mädchenart, jetzt einen Arm durch den seinen schiebend, jetzt einen raschen, stillheftigen Händedruck mit ihm tauschend. Ruhig, mit einer gleichmäßigen, ernsten,

Digitized by Google

tief heraufkommenden Liebe nahm der Vater seines Kindes Zärtlichkeiten entgegen.

Wochen vergingen. Da kam Doret einmal ganz erregt von der Schule nach Hause und trat in des Vaters Werkstatt. Sie hatte, so erzählte sie, Anna Kaulen angetroffen. Diese war bei ihr stillgestanden und hatte lange mit ihr gesprochen.

„Auch nach dir hat sie gefragt, Vater," berichtete das Mädchen. Es wußte nicht, warum es das, was fast natürlich war, besonders hervorhob. Aber es erinnerte sich gerade jetzt an Anna Kaulens schmales Gesicht und den seltsam großen, erwartungsvollen Blick, mit welchem jene die Frage begleitet hatte.

Christian Stünzi errötete. Sein Herz klopfte so laut wie sein eigener Hammer, wenn er ein Blechblatt glättete.

„Sie fühlt sich nicht zu Hause, wo sie jetzt wohnt," fuhr Doret zu erzählen weiter. „Sie sagt, die Menschen seien ihr fremd und gleichgültig."

„Sie scheint nicht glücklich," begann sie abermals nach einer Weile, während welcher der Vater geschwiegen hatte. „Sie sagt auch, daß sie vielleicht weit fortziehe."

„Wohin?" fragte Stünzi. Es sprang ihm so plötzlich und angstgetrieben auf die Lippen, daß er selber davon ganz betroffen wurde.

„Irgendwohin, sagt sie," antwortete Doret traurig. „Es komme für sie ganz auf dasselbe heraus, wo sie sei, da sie doch überall einsam bleibe."

Christians erstes Gefühl nach diesem Gespräch war,

Digitized by Google

aufzubrechen, Anna Kaulen aufzusuchen und sie zu bitten, zurückzukehren. Aber er fand den Mut nicht. Er mußte an ihre Augen denken, die so erstaunt und kühl fragen konnten: Was willst du denn von mir? Sein Inneres zitterte noch lange vor Bewegung.

Auch Doret war ergriffen. Wie es in ihr nachschwang, das bewies die Tatsache, daß sie nun jeden Tag von Anna Kaulen sprach.

Das Merkwürdige aber setzte sich fort. Anna Iwanowna begegnete dem Schulmädchen öfter.

„Manchmal meine ich fast, daß sie es so einrichtet," sagte Doret zum Vater. Und heute hatte sie Schokolade in der Tasche, die Anna Kaulen ihr geschenkt. Morgen zeigte sie Stünzi ein kleines Buch, das die Freundin ihr mitgebracht.

„Sie ist ja so gut," flüsterte sie wieder, ein Glitzern im Blick. „Nur zu ihr kommen heißt sie mich nicht."

Stünzi hatte immer keine Worte. Seine Gedanken arbeiteten nur. Noch hatte Anna Kaulen ihm keinen Gruß geschickt. Und er wartete doch darauf, hätte selber der Tochter gerne einen aufgetragen. Doch er wollte wiederum nicht der erste sein.

Aber auch diese Erwartung erfüllte sich ihm noch.

„Anna Kaulen schickt dir einen recht, recht herzlichen Gruß, Vater," berichtete Doret.

„Recht, recht herzlich, hat sie gesagt," wiederholte sie.

Stünzi stand das Herz still. Auf einmal war seine Hoffnung groß. Sie hatte schon lange als kleines Feuer in ihm gemottet. Jetzt schlug sie himmelhoch auf. Annas Worte hatten doch etwas zu bedeuten,

Digitized by Google

mußten etwas zu bedeuten haben. Das sah doch alles aus, als reue es sie, daß sie sein Haus verlassen. Sie hatte nicht nur keinen Groll gegen ihn, sondern zeigte ihm offen ihre Teilnahme.

Aber immer noch hielt ihn die Furcht vor ihrem kühlen, abweisenden Wesen ab, zu ihr zu eilen.

Er zögerte bis zum folgenden Tag. Dann litt es ihn nicht länger.

Es war Sonntag und regnete. Er war gewiß, Anna zu Hause zu treffen. Doret war zu Besuch bei einer Schulkameradin. So brauchte er ihr nicht zu sagen, wohin er seinen Weg nahm, noch auch sie mitzunehmen. Er prüfte sorglicher als sonst das eigene Aussehen. Es war ihm, als habe er einen feierlichen, lebenswichtigen Gang zu tun. Indessen legte sich das Düster des Böswettertages ihm aufs Gemüt, als er ins Freie trat. Der Regen fiel nicht in großen Tropfen, sondern wie in feinen Schleiern, unhörbar und doch mit seiner Feuchtigkeit Kleidung und Körper durchschauernd. Die Häuser standen kalt und grau an der Straße. Über den Dächern spannte sich die Nebeldecke und schuf aus den Gassen schwerüberwölbte Kellergänge.

Langsam, mit aufgespanntem Schirm schritt Stünzi dahin. Wenige Menschen begegneten ihm. Die herabgelassenen Rolläden der Magazine erhöhten noch das Traurige, Tote der sonntäglichen Stadt.

Jetzt stieg er die steilen Kirchgassen hinan. Das Pflaster unter seinen Schuhen hallte manchmal. So leer war es rings.

Digitized by Google

Nach einer Weile machte er vor einem Hause halt. Hier hatte, wie Doret erzählt, Anna Kaulen Wohnung gefunden. Er schellte. Jemand sah heraus. Dann wurde die Tür von oben geöffnet.

Bisher hatte er eine den Drang der Erwartung mühsam zwingende Ruhe bewahrt. Jetzt verschlug es ihm den Atem. Als er vor die Wohnung kam, in welcher Annas Zimmer gelegen war, mußte er tief Atem schöpfen. Er sah neben dem Namen des Wohnungsinhabers unterm Glockenzuge die Visitenkarte Annas angeheftet. Noch ehe er läuten konnte, öffnete jemand die Tür, und ein Mann in Pantoffeln und Schlafrock mit rotem Schlemmergesicht stand da und wünschte ihm, offenbar in seiner Sonntagsruhe gestört, mürrisch einen guten Tag.

„Ich möchte Fräulein Kaulen sprechen," sagte Christian Stünzi.

„Kaulen?" fragte der andere entgegen und blinzelte. Dann fuhr er fort: „Aha, das ist die Studentin, die Russin. Die hat wohl Schulden hinterlassen, wie?"

Stünzi sah den widrigen Menschen groß an.

„Wieso? Nein," antwortete er schroff.

„Ja, hier ist sie nicht mehr," erklärte der andere mit fetter Gleichgültigkeit.

Eine Frau erschien im Flur, sauberer als der Gatte, auch freundlicher, obgleich auch in ihrem Gesicht die Ungebildetheit geschrieben stand.

„Nach der Russin wird gefragt," belehrte sie der Mann.

„Sie ist fort," bestätigte das Weib und entrüstete

Digitized by Google

sich mit großer Redseligkeit; das sei doch keine Art, so fortzulaufen ohne zu kündigen. Das Vorausbezahlen der Miete schütze sie zwar vor Verlust; aber, wenn sie gekonnt hätte, würde das russische Frauenzimmer sicher auch ohne die Miete zu entrichten durchgebrannt sein.

„Das würde sie nicht," sagte Christian Stünzi.

Der Zorn über die Hausleute trieb ihm das Blut ins Gesicht. Aber im Grunde hatte er keinen klaren Gedanken. Er war von der überraschenden Nachricht wie betäubt.

Die Vermieter lenkten sogleich ein, als sie sahen, daß der Besuch die Partei der Anna Kaulen ergriff, der Gast konnte ja am Ende ein Angehöriger der Russin sein. Der Mann zwar wendete sich, etwas in sich hinein murmelnd, ab. Die Frau jedoch beeilte sich, gutzumachen und zu versichern, daß sie ja freilich nie über das Fräulein zu klagen gehabt. Sie sei still und recht gewesen, habe auch in einem höflichen Briefe, den sie hinterlassen, ihre plötzliche Abreise entschuldigt.

„Wohin mag sie wohl gereist sein?" fragte Stünzi ganz verzagt.

„Wenn ich das wüßte!" antwortete die Frau.

„Glauben Sie, daß sie die Stadt verlassen hat?" fragte er wieder. Aber er sprach es schon halb mechanisch und ohne Hoffnung auf eine Antwort. Er hörte auch nicht hin, was die Frau erwiderte, sondern drehte sich um und stieg die Treppe hinab.

Als er wieder in der Gasse stand, mußte er sich besinnen, wer und wo er war. Alles erschien ihm fremd und gleichgültig. Er legte die Hand an die

Digitized by Google

Stirn. Was wollte er doch? Suchen! Suchen! Aber wo? Nie schienen ihm so viele Häuser in den Gassen gestanden zu haben. Und in jedem konnte Anna Kaulen sich verborgen halten! Am Ende aber war sie wirklich abgereist. Und dann: Wo sie finden? War die Stadt groß, so war die Welt erst recht weit!

Christian Stünzi seufzte. Mit von Hoffnung klopfendem Herzen war er gekommen. Jetzt drückte ihn der Kleinmut.

Er begann heimzuschreiten.

Unterwegs hatte er das Empfinden, Anna müßte ihm begegnen. Aus jeder Haustür, schien es ihm, könnte sie treten. Auch würde er sich nicht gewundert haben, wenn aus irgendeinem Fenster sie plötzlich ihn angerufen hätte. Aber nichts dergleichen geschah. Er überlegte. Alle die Freundlichkeit, die Anna Doret erzeigt, der Gruß an ihn, konnte das nicht alles — zum Abschied gemeint gewesen sein?

Wie er heimkam, wußte er nicht. Auch nicht, wie lange Zeit verging, ehe Doret von der Freundin zurückkehrte. Er saß in der Stube allein, als das Kind eintrat. Die Tante war in der Küche. Es dämmerte. Der Regen fiel noch immer. Aber die düstere Stube war nicht so dunkel, wie Christian Stünzis Gemüt.

Er erzählte Doret, daß er Anna Kaulen hätte aufsuchen wollen, daß sie aber nicht mehr in ihrer bisherigen Wohnung sei.

Das Kind war sogleich im Feuer. „Vielleicht kommt sie wieder zu uns," sagte sie rasch, und als der Vater den Kopf schüttelte: „Ich werde sie sicher wieder an-

Digitized by Google

treffen. Sie war so gut gegen mich. Oder wenn sie fort ist, schreibt sie mir wohl."

Aber Christian Stünzis Hoffnung wurde nicht lebendig.

Die beiden warteten dann. Manchen Tag und manche Woche. Es kam kein Brief, kein Lebenszeichen. Und keines von ihnen traf Anna Kaulen mehr an.

Doret spricht noch von ihr, obschon viele, viele Jahre vergangen sind. Sie besteht darauf — und ihre Augen sind dabei groß und nachdenklich —, es käme noch einmal Nachricht von der längst Verschollenen, denn sie habe Wurzel gefaßt gehabt in dem Hause an der Torgasse, das ihr, der Heimatlosen, fast eine Heimat geworden wäre. Und wenn sie noch lebte, würde sie einmal einen Gruß schicken.

Wenn sie noch lebte!

Dieses Wenn erwägt Christian Stünzi, der alte, immer. Er geht nicht gern auf Dorets Worte ein, wenn sie von Anna Kaulen handeln. Sie rühren an vernarbte Wunden. Aber er sinnt im stillen nach. Sein Haar und Bart sind grau. Seine Zuversicht ist nicht die Dorets. Er meint, diejenige, die so gering von der Welt und den Menschen dachte, müßte sie nicht so lange erduldet haben. Nicht so lange, daß sie jemals wieder kommen könnte. Aber so ganz findet er den Schlüssel zu Anna Kaulens Wesen nicht, weil er nicht weiß, daß sie den Mut zum Glück nicht fand aus lauter Mißtrauen gegen alle anderen und sich selbst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bücher von Ernst Zahn

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 15.—19. Aufl. Geb. M 12.50

Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 15.—17. Aufl. Geb. M 13.—

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 24.—28. Auflage. Geb. M 14.—

Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 21.—25. Auflage. Gebunden M 14.—

Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 33.—37. Aufl. Geb. M 14.—

Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.) 18.—20. Tausend. Gebunden M 14.—

Die Clari-Marie. Roman. (1904.) 32.—36. Tausend. Gebunden M 14.—

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 14.—

Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.) 31.—35. Tausend. Gebunden M 14.—

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.) 70.—74. Tausend. Gebunden M 14.—

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt. (1907.) 66.—70. Tausend. Gebunden M 4.—

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. (1908.) 46.—50. Tausend. Gebunden M 14.—

Einsamkeit. Roman. (1909.) 57.—61. Tauf. Geb. M 14.—

Gedichte. (1910.) 6.—7. Tausend. Gebunden M 5.—

Die Frauen von Tannö. Roman. (1911.) 40.—44. Tausend. Gebunden M 14.—

Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Mit 6 Abb. (1912.) 34.—38. Tausend. In Pappband M 5.—

Digitized by Google

Bücher von Ernst Zahn

Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.)
41.—45. Tausend. Gebunden M 14.—

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman. (1913.)
37.—41. Tausend. Gebunden M 14.—

Uraltes Lied. Erzählungen. (1914.)
27.—31. Tausend. Gebunden M 14.—

Einmal muß wieder Friede werden! Erzählungen und Verse. (1916.) 18.—19. Tausend. Geb. M 5.—

Die Liebe des Severin Imboden. Roman. (1916.)
46.—50. Tausend. Gebunden M 14.—

Bergland. Vier Dichtungen. (1917.) 6. u. 7. Tausend.
In Pappband M 3.—, in Halbleder geb. M 5.—

Nacht. Erzählung. (1917.) 72.—76. Tausend. Geb. M 13.—

Das zweite Leben. Erzählung. (1918.)
96.—99. Tausend. Gebunden M 13.—

Johannes A Pro. Ein Schauspiel in drei Akten. (1919.)
Geheftet M 2.—

Lotte Eßlingers Wille und Weg. Erzählung. (1919.)
61.—70. Tausend. Gebunden M 14.—

Gesammelte Werke. 1. Serie. 10 Bände.
a) Nichtillustrierte Ausgabe. (1909.) Geb. M 25.—
b) Illustrierte Ausgabe. (1914.) Geb. M 30.—

Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld:

Albin Indergand. Roman. (1900.)
46.—55. Tausend. Gebunden M 5.—

Neue Bergnovellen. (1899.) 11. Tausend. Geb. M 4.50

Der Jodelbub. (1900.) 4. Tausend. Gebunden M 2.40

Bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz:

Schweizer. (1919.) Gebunden M 5.—

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 069174835

Digitized by Google